Germ. g. Geschichte

159 at

C Teutsche Geschichte

2. Theil.

ca. 1823.

(Fellbaum)

Maria Elisabetha

Günich.

1849.

Gesch. z. 2177.

BIBLIOTECA
PUBLICA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Neue Geschichte.

Sechster Zeitraum.

Von der Reformation bis auf den westphälischen Frieden.

(J. 1517—1648.)

1.

Martin Luther. Anfang der Reformation.

(1517.)

Der Pabst und die Geistlichkeit überhaupt dachten an keine Kirchenverbesserung mehr, seitdem sie Huß und Hieronymus von Prag zu Costnitz lebendig verbrannt hatten. Sie fuhren fort in ihren falschen Lehren, ihren Mißbräuchen, ihren Gelderpressungen, ihrem schlechten und ärgerlichen Lebenswandel; ja sie gingen noch weiter als zuvor. Was hatten sie zu besorgen? Sollte sich vielleicht hier oder da ein zweiter Huß regen, so gab es noch Holz genug zu Scheiterhaufen. Allein seit hundert Jahren waren die Köpfe schon viel heller geworden; besonders seit der Erfindung der Buchdruckerei, durch welche Männer von Verstand den andern ihre Ansichten mittheilen konnten. Darum gelang es einem der geringsten im Volke, ein mächtiges Rüstzeug in der Hand Gottes zu werden, und zum Erstau-

nen von ganz Europa siegreich der Macht des Pabstes und der ganzen Klerisei zu trotzen, einen großen Theil von Teutschland ihrer Herrschaft zu entreissen, und die Religion von den Menschensatzungen zu reinigen, welche sie verunstalteten. Der Mann, der so große Dinge ausführte, war Martin Luther, der Sohn eines armen Bergmanns in dem Dorfe Möre zwischen Eisenach und Salzungen.

Luther war am 10ten November 1483. geboren. Seine Mutter, die ihre Niederkunft noch nicht so nahe glaubte, war mit ihrem Manne nach Eisleben auf den Jahrmarkt gegangen, und hier war es, wo sie von einem Söhnchen entbunden wurde, das am folgenden Martinitag in der Stadtkirche getauft ward, und daher den Namen Martin erhielt.

Das nächste Jahr zogen seine Aeltern nach Mannsfeld, wo Vater Luther eine bessere Stelle in den Bergwerken erhalten hatte. Hier wurde der kleine Martin sorgfältig erzogen, und zur Gottesfurcht, zum fleißigen Besuch der Schule und zu allem Guten angehalten. In seinem vierzehnten Jahre kam er auf das Gymnasium nach Magdeburg, und im folgenden nach Eisenach, wo seine Mutter Verwandte hatte. Hier mußte er sich seinen Unterhalt kümmerlich, als armer Schüler mit Singen vor den Thüren, verdienen, wo er oft statt der gehofften Gaben mit harten Worten abgefertigt wurde. Darum ließ er aber den Muth nicht sinken. An Geld war er zwar arm, nicht aber an Talenten und an Fleiß. Eine gute Frau, die ihn als einen wackern Jüngling kennen lernte, nahm ihn an ihren Tisch; und nun hielt er sich für geborgen. Unter der Leitung des braven Rectors Trebonius machte er die schnellsten Fortschritte in der lateinischen Sprache und in andern Wissenschaften, so daß er schon in seinem achtzehnten Jahre nach Erfurt

auf die Universität gehen, und zwei Jahre darauf Magister werden konnte. Von seinem redlichen Vater wurde er zwar hier nach besten Kräften unterstützt; der gute Mann konnte aber nur wenig geben, denn er besaß selbst nicht viel. Vielleicht war dieß ein Glück für den Sohn, denn da dieser nicht die Mittel hatte, wie andere Studenten zu reiten, zu fahren, sich ganze Nächte lang in die Bierhäuser zu setzen, so mußte er zu Hause bleiben, wo von ihm die edle Zeit, die andere so unverantwortlich vergeuden, viel nützlicher zum Studieren und zur Erwerbung guter Kenntnisse angewendet wurde.

Während seines Aufenthalts zu Erfurt bekam Luther einmal auf der Universitätsbibliothek eine lateinische Bibel in die Hände, die erste, die er in seinem Leben sah. Er durchblätterte sie begierig, und fand viel mehr darin als er dachte. Nichts war ihm vorher davon bekannt als die Evangelien und Episteln, die an den Sonn- und Festtagen in der Kirche verlesen werden; hier aber hatte er vollständig das alte und neue Testament im Zusammenhange, er konnte beides miteinander vergleichen, und sehen, wie wenig die Lehren der römischen Kirche mit den einfachen, sanften und verständlichen Lehren Jesu übereinstimmten.

Bis jetzt hatte sich Martin Luther, nach dem Wunsche seines Vaters, dem Studium der Rechte gewidmet; nun eckelte es ihn an, und es erwachte auf einmal in ihm die Liebe zur Religionswissenschaft, der er sich auch mit allem Eifer hingab. Ihn ängstigte nur noch der Gedanke, ob er bei den Unvollkommenheiten und Sünden, deren er sich bewußt war, auch würdig sei, ein Diener Gottes zu heißen? Noch heftiger wurde sein zartes Gewissen durch einen erschrecklichen Donnerschlag aufgeschreckt, der auf einer Reise von Mannsfeld nach Erfurt, seinen jungen Freund Alexis an seiner Seite

niederschmetterte. Luther hielt diesen Schlag für einen Wink des erzürnten Himmels. Er hatte nun keine Ruhe mehr in dem Getümmel der Welt; er faßte den Entschluß, durch fromme Bußübungen in klösterlicher Einsamkeit die Gottheit mit sich zu versöhnen, und die Seligkeit zu verdienen.

So ging er nun, ohne Vorwissen seines Vaters und ohne sonst jemanden etwas zu sagen, im Jahr 1505. in das Augustinerkloster zu Erfurt, wo er sich demüthig jeder Büßung und den niedrigsten Diensten unterwarf, die man von ihm forderte. Er ließ sich gebrauchen, die Kirche auf und zu zu schließen, die Kirchenuhr zu richten, mit dem Bettelsack durch die Stadt zu laufen, und von den Bürgern Brod, Eier, Fische, Fleisch, Geld, einzusammeln, ja sogar die Nachtstühle der ehrwürdigen Väter auszuleeren. Bei dem allen wurde aber sein Gewissen nicht ruhig, und er fühlte sich noch immer von Furcht und Zweifel an der Gnade des Himmels geängstiget; sollte er aber angeben, durch welche Vergehungen er die Gottheit beleidigt habe, so konnte er es selbst nicht sagen. Sein Beichtvater schalt ihn deswegen mehr als einmal einen Narren, und Doctor Staupitz, sein Prior, der ihn liebgewonnen hatte, sagte ganz naiv zu ihm: „Du mußt ein Register haben, darin rechtschaffene Sünden stehen; soll Christus dir helfen, so mußt du nicht mit solchen Humpelwerk und solchen Puppensünden umgehen, und aus jeglichem Bombert eine Sünde machen“. Luther schwieg und gieng nach wie vor traurig umher mit niedergeschlagenen Augen und trübem Blicke. Am Ende fiel er in eine schwere Krankheit, in der es einem alten Ordensbruder endlich gelang, sein geängstigtes Gewissen zu beruhigen, und ihm durch den Glauben an Jesum Christum Vergebung der Sünden zuzusichern.

Mit neuem Eifer benützte Luther, nach seiner Wiedergenesung, die klösterliche Einsamkeit zur Fortsetzung seiner Studien. Noch mehr ermunterte ihn dazu sein Gönner Staupitz, der die Vorzüge des Geistes und Herzens an dem jungen Ordensbruder immer mehr schäzzen lernte. Im Jahr 1507 empfing endlich Luther die Priesterweihe; er wurde, wie er sich selbst ausdrückt, von seinem Weihbischoff zum Pfaffen gemacht. Schon im folgenden Jahr erhielt er durch Staupitz einen Ruf als Professor der Philosophie auf die neuangelegte Universität Wittenberg. Hier entwickelten sich Luthers große Anlagen nach ihrem ganzen Umfange. Zuerst wurde er der Verbesserer der Philosophie. Er lehrte seine Schüler die Fesseln der alten Schulregeln abwerfen, und machte die lang verkannten Rechte der gesunden Vernunft wieder geltend. Durch seine Freimüthigkeit, sein kühnes Wegschreiten über alle Vorurtheile, seine Beredsamkeit und seinen angenehmen Vortrag, sammelte er in kurzem Zuhörer in Menge um sich her. Nicht geringeren Beifall fanden seine Predigten, bei denen er außerordentlichen Zulauf hatte.

Im Jahr 1510 machte er in den Angelegenheiten seines Ordens eine Reise nach Rom, wo er ganz in der Nähe das unheilige Wesen des Heiligen Vaters und seiner Klerisei mit ansah. Unwille und Entrüstung über ein so ärgerliches Leben trat nun an die Stelle der vorigen Scheu vor dem Statthalter Christi, und machte ihn muthiger zu den folgenden Schritten.

Nach seiner Zurückkunft trat Luther zu Wittenberg ein ordentliches Predigeramt an, und im Jahr 1512 wurde er Doctor der Theologie. Durch diese Würde, die ihm gleichsam aufgedrungen wurde, fühlte er sich neu begeistert zur unerschrockensten Vertheidigung der Wahrheiten heiliger Schrift. Sein eifriges rastloses Streben ging

nun dahin, sich durch gründliche Gelehrsamkeit und Sprachwissenschaft zu seinem Berufe immer würdiger auszubilden. Das Studium der Bibel erfüllte ihn mit Zuversicht, mit Trost, mit Vertrauen auf Gott, und gab seinem Geiste einen höheren kühneren Schwung. Seine geistvollen Vorträge auf der Kanzel und in dem Hörsale, verbreiteten seinen Ruhm in ganz Teutschland und machten ihn als einen der achtungswürdigsten Beförderer der Aufklärung bekannt. Ermuntert durch den allgemeinen Beifall, regte sich jetzt sein Selbstgefühl und er wurde aus dem blöden, schwermüthigen, hypochondrischen Manne, der er ehemals war, der heiterste offenste, angenehmste Gesellschafter, der seinen Umgang durch Witz, Munterkeit und die lustigsten Einfälle würzte.

Während Luther mit so viel Beifall zu Wittenberg predigte und lehrte, durchzog ein leipziger Dominicanermönch, Johann Tezel, unter großem Zulauf des Volkes, das Land von Ort zu Ort, und verkaufte im Namen des Pabstes, um baares Geld Vergebung der Sünden. Für ein paar Groschen befreiete er Seelen aus dem Fegfeuer, und um den billigsten Preis verhandelte er an Bösewichte den Himmel. Er führte mit sich zwei große Kisten herum, in der einen befanden sich päbstliche Ablaßbriefe für alle erdenkliche Sünden, von denen jede ihre besondere Taxe hatte, und in der andern waren die Thaler, die er damit gewonnen hatte, und die er an Albrecht von Brandenburg, Kurfürsten und Erzbischoff von Mainz und Magdeburg, verrechnen mußte, denn dieser war des Pabstes Generalpachter für den Ablaß. Er bekam die Hälfte von dem ganzen Ertrag, der sich auf ungeheure Summen belaufen mußte, denn aus der einzigen Stadt Freiberg wurden zwei tausend Gulden weggeschleppt. Reiche Sünder fanden ein solches Mittel, sich mit dem Himmel abzufinden, und dem Feg-

feuer und den ewigen Strafen auszuweichen, ungemein bequem. Auch Arme wollten lieber hier einen Tag fasten als dort ewig brennen; und so erklärt sich leicht der auſserordentliche Zulauf, den die Ablaßkrämer fanden.

Keinen tüchtigeren Mann hätte der Kurfürst Albrecht zu diesem Handel finden können als jenen Tezel, der zu einem Marktschreier geboren schien. Mit grenzenloser Unverschämtheit wußte er pöbelhafte Possenreisserei und allerlei niedrige Künste zu verbinden, um seiner Waare Abnehmer zu verschaffen. Die päbstliche Ablaßbulle ließ er auf einem Kissen von Sammet, oder Goldstoff, vor sich hertragen. In jedem Ort, wo er seinen Einzug hielt, mußte mit allen Glocken geläutet werden. Die ganze Welt-Geistlichkeit, die Mönche, der Stadtrath, die Schüler, gingen ihm mit Fahnen, Kreuzen, Kerzen, andächtigem Gesang entgegen und begleiteten ihn in die Kirche, wo Orgelspiel ihnen entgegen tönte. Eine Fahne wurde in der Mitte der Kirche aufgesteckt: und nun drängte sich alles heran, sich seines Geldes gegen Ablaßpapier zu entledigen. Der Handel wurde aber auch im Freien getrieben. Tezel ließ dann ein Kreuz aufrichten und ein groſses Feuer anzünden. Sogleich versammelte sich das Volk um ihn, und nun schrie er seine Zettel aus wie ein Marktschreier. Ich stehe hier, sagte er, im Namen des heiligen Vaters, der mehr Macht besitzt als alle Apostel, als alle Engel, als alle Heiligen, mehr sogar als die Jungfrau Maria und selbst Jesus Christus, der seit seiner Himmelfahrt nichts mehr auf Erden zu regieren hat. An seine Stelle ist die päbstliche Heiligkeit getreten, und in mir seht ihr ihren Bevollmächtigten, der euch Vergebung der Sünden anbietet. Mit meinem Ablaß habe ich schon mehr Seelen erlößt, als Sanct Petrus mit seinem Evangelium; mein rothes Kreuz mit dem päbstlichen Wappen, ist so

kräftig als das Kreuz Christi; ich habe Macht alle Sünden zu erlassen den Lebendigen und den Todten, und hätte sich selbst einer an der Mutter Gottes vergangen, ich könnte ihm vergeben.

So wie das Geld im Kasten klingt,
Die Seele aus dem Fegfeuer springt.

Kommt also alle herbei, ihr die ihr mühselig und beladen seyd, ihr denen an der Erlösung eines verstorbenen Vaters, Bruders, Kindes, einer Frau oder eines Ehegatten gelegen ist; für vier Groschen will ich euch erquicken, will ich euch eure Lieben aus dem Fegefeuer in den Himmel einführen. Könnt ihr euer Geld seliger anwenden? — So bethörte er das leichtgläubige Volk. Mancher arme Mensch, selbst Wittwen und Wollenspinnerinnen gaben ihren letzten Heller für einen Ablaßzettel hin. Tezel hatte auch Milch- und Butterbriefe feil; wer einen löfete, dem war erlaubt, in der Fastenzeit Milch und Butter zu speisen.

Mit seinem Ablaßkram fand sich Tezel auch in dem Octobermonath 1517 zu Jüterbock ein. Eine Menge Menschen zog ihm auch aus der Stadt Wittenberg nach und kaufte sich Ablaßbriefe. Mit einem solchen Papier in der Tasche erlaubten sie sich die gröbsten Laster; und kamen sie in den Beichtstuhl, so verbaten sie sich alle Buße, da ihnen ihre Sünden schon erlassen seien. Darüber ergrimmte Luther, und donnerte in einer Predigt wider Tezels Ablaßkram; auch schlug er an das Thor der Schloßkirche von Wittenberg 95 Sätze wider diesen Handel an, die er sich gegen jedermann zu vertheidigen erbot. Dieß geschah am 31sten October 1517 und von diesem Tag an rechnet man den Anfang der Reformation. — In weniger als vierzehn Tagen verbreiteten sich Luthers Streitsätze in ganz Teutschland. Jedermann wunderte sich über seine Kühnheit, aber niemand

wagte es, laut seinen Beifall zu äußern, doch auch nicht sie mündlich zu widerlegen. Nur Tezel, den Luthers Angriff verdroß, trat mit Gegensprüchen oder Gegensätzen auf, die er zu Frankfurt an der Oder vertheidigen wollte, und suchte Luthers Predigt wider den Ablaß zu entkräften. Alle Dominicaner vereinigten sich mit ihm, die Lehren des Augustiners auf ihren Kanzeln zu verketzern und zu verfluchen. Gar bald kam Luthers Kühnheit auch dem Pabste zu Ohren; Sylvester Prierias, ein Dominicaner und vornehmer päbstlicher Hofbeamter, vertheidigte die Sache seines Ordensbruders in einer eigenen Schrift und widmete sie dem heiligen Vater. Auch ein anderer Dominicaner zu Cöln, Namens Hochstraater und Doctor Eck, Prokanzler zu Ingolstadt, ehedem Luthers Freund, traten wider ihn auf und schrieben gegen ihn. Luther achtete aber wenig ihre Schmähungen, und eben so wenig kümmerte er sich um eine Vorladung des Pabstes, sich in Zeit von 60 Tagen zu Rom einzufinden und sich da zu verantworten. Es schien dem heiligen Vater sehr viel daran gelegen zu seyn, ihn in seine Gewalt zu bekommen, denn er ließ zugleich den Kurfürsten von Sachsen auffordern, Luthern zu verhaften, ihm als einem Kinde der Bosheit und einem Gottesverächter, die Ordenskleidung abzunehmen, und den Ketzer an den päbstlichen Botschafter zu Augsburg auszuliefern, der ihn dann weiter nach Rom würde führen lassen. Der Kurfürst aber, der Luthern liebte und achtete, weil er seine neue Universität in kurzer Zeit so sehr in Aufnahme gebracht hatte, machte Vorstellungen, und brachte es glücklich dahin, daß die ganze Sache in Teutschland verhandelt werden sollte. Luther wurde nun vorgeladen, sich in Augsburg vor dem Cardinal Cajetan, den damaligen päbstlichen Nuntius, zu stellen und zu verantworten. Luther war bereit dazu;

alle seine Freunde aber warnten ihn, den ihnen bangte, er möchte Hussens Schicksal haben. Der muthige Mann war darauf gefaßt; ihn schreckte aber nicht der Märtyrertod.

Im October 1518 langte er zu Augsburg an, wo damals der Reichstag versammelt war. Der Kurfürst hatte ihn an seine Gesandten und einige Glieder des Stadtraths bestens empfohlen. Selbst Kaiser Maximilian I., der damals noch lebte, bat den Nuntius, mit dem armen Bruder säuberlich zu verfahren. Dieß geschah auch. Luther hatte zwei Unterredungen mit dem Cardinal. In der ersten empfing ihn dieser mit väterlicher Sanftmuth. Nichts verlangte er von ihm, als unbedingten Widerruf seiner Behauptungen; auf diesen Fall versprach er ihm die Absolution und alles Gute. Luther war gleich bereit alle seine Irrthümer zurückzunehmen und Abbitte zu leisten; nur sollte ihm der Cardinal erst sagen, worin er sich geirrt habe, und es ihm mit Schriftstellen beweisen. Der Cardinal gab ihm einige Sätze an; allein Luther unterstützte sie siegreich mit Sprüchen aus der Bibel, und ließ sich auf keine andere Widerlegung ein.

So endete sich die erste Unterredung. In der zweiten, zu welcher Luther von drei kaiserlichen Räthen und einem Notarius begleitet wurde, benahm sich anfangs der Cardinal wieder mit vieler Leutseligkeit. Da aber Luther nochmals standhaft erklärte, er würde nichts zurücknehmen', ohne erst widerlegt zu seyn, wurde der Nuntius, der ein Mann von großer Gelehrsamkeit und Beredsamkeit war, heftig, redete und schrie ununterbrochen fort, und ließ Luthern nicht zu Wort kommen. Lange hielt dieser zurück; endlich aber ließ auch er mit Macht seine Stimme hören, und kehrte die Einwürfe des Cardinals so treffend gegen ihn selbst, daß er ihn

zum Schweigen brachte. Der Nuntius hielt es jetzt unter seiner Würde, noch länger mit einem Luther zu disputiren: er befahl ihm zu gehen und nie wieder ohne Widerruf vor seinen Augen zu erscheinen. Schmeicheleien und Drohungen, süße und harte Worte: Alles wurde an dem hartnäckigen Mönch vergeblich versucht. Er appellirte von dem schlecht berichteten an den besser zu berichtenden Pabst.

An dieser letzten Unterredung hatten Luthers Begleiter genug. Sie bemerkten mancherlei Bewegungen in der Stadt, und es schien ihnen rings umher immer unheimlicher zu werden. Daher fanden sie für gut, ihren Freund noch in derselben Nacht durch ein kleines Pförtlein zu entfernen. Sie setzten ihn auf ein gutes Pferd, und führten ihn so schnell als möglich nach Sachsen zurück. Der Cardinal, den es nicht wenig verdrießen mochte, daß ihm Luther so glücklich entwischt war, schrieb sogleich an den Kurfürsten von Sachsen, und beschwor ihn, den widerspenstigsten Mönch ja sogleich nach Rom zu schicken, oder ihn doch wenigstens aus dem Lande zu jagen. Zu keinem von beiden bezeigte der edle Fürst die geringste Lust.

In der Folge hatte Luther noch eine Unterredung mit einem andern päbstlichen Gesandten, Namens Miltitz zu Altenburg; aber eben so fruchtlos. Bald kam die Sache so weit, daß kein Vergleich mehr möglich war. Von allen Seiten her erschallten gegen den anmaßlichen Neuerer die giftigsten Schmähungen, und mancher blind papistische Pfaffe scheuete sich nicht von der Kanzel herab zu predigen, es sei keine Sünde, den Erzketzer todt zu schlagen. Der Nuntius Miltitz erhielt auch den geheimen Befehl von dem römischen Hofe, sich auf irgend eine Art seiner Person zu versichern und ihn nach Rom zu liefern. Luther ließ sich durch dieß alles nicht ab-

schrecken; er wurde im Gegentheil in seiner Vertheidigung immer kühner, heftiger, gewaltiger, bestand auf der Unstatthaftigkeit des Ablasses; zeigte, daß des Pabstes Vorgeben, als sei er der Statthalter Christi, nirgend in der heiligen Schrift gegründet sei, und bewies, daß die Bischöffe nicht mehr Macht zur Vergebung der Sünden haben, als jeder andere Priester.

Für so viel Trotz und Kühnheit hätte der Pabst Luthern gar gern verbrennen lassen; da er ihn aber durchaus nicht in seine Gewalt bekommen konnte, so donnerte er wenigstens den Bannfluch gegen ihn und seine Anhänger, und ließ seine Schriften zu Rom dem Feuer übergeben. Eben dasselbe geschah zu Cöln und Löwen. Doctor Eck hatte die Bannbulle von Rom mitgebracht, und hatte den Auftrag erhalten, sie in allen teutschen Städten anschlagen zu lassen; zu Leipzig aber wäre er darüber von den Studenten beinahe todtgeprügelt worden. An andern Orten verbot der Magistrat den Anschlag; noch an andern wurde sie zwar angeschlagen, aber von dem Volke wieder abgerissen.

Empört durch solche Feindseligkeiten, beobachtete auch Luther keine Schonung mehr. Er wußte, daß er das Schlimmste von seinen Feinden zu erwarten hatte, was brauchte er noch länger Rücksicht auf sie zu nehmen? Sie hatten ihm den Krieg angekündigt, er wollte ihnen zeigen, daß auch er mit Muth und Entschlossenheit die Waffen zu führen wisse. Sein erster Schritt war, daß er sich ganz von der Herrschaft des Pabstes lossagte und der Welt kund that, wie wenig er sich um dessen Bannflüche bekümmere und wie wenig auch andere sich daran zu kehren hätten. Er ließ daher am 10. December auf dem Marktplatze zu Wittenberg ein großes Feuer anzünden, und warf, unter dem lauten Jubel aller Studierenden, die päbstliche Bannbulle, sammt den Decretalien des

päbstlichen Rechtes, in die lodernden Flammen. So wurde die neugegründete oder verbesserte Kirche von der alten, durch Menschensatzungen und Irrlehren verunstalteten, feierlich getrennt, und die trefflichsten teutschen Männer, die schon Antheil an der Verbreitung des neuen Lichtes genommen hatten, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, drückten laut ihren Beifall darüber aus. Ulrich von Hutten besonders, ein geistreicher Ritter jener Zeit und geübter Schriftsteller in Prosa und in Versen, unterstützte muthig durch seine freiheitathmenden Schriften Luthers großes Werk, und war auch, wenn es Noth thun sollte, mit seinem Schwerdte zu dessen Vertheidigung bereit. Für die lutherischen Christen gab es nun keinen Pabst mehr und keine andere Glaubenssätze und Regeln, als die des Evangeliums.

Luthers kühne That machte nicht geringen Lärm in der Welt, und brachte ihn bei den Papisten, die wüthend gegen ihn aufgebracht waren, in neue größere Gefahr. Man wollte sich der teutschen Bestie, wie die römischen Botschafter sich ausdrückten, entledigen, was es auch kosten möchte; und da der Mann auf keine Art zum Schweigen zu bewegen war, brachte man ihm Gift bei. Allein Luthers starke Natur half sich durch Ausleerungen. Seine Freunde, die wohl sahen, wie wenig er seines Lebens sicher sei, boten ihm ihre Vesten und Schwerdter an; allein voll Glauben an die Gnade des Himmels, wollte er von niemand geschützt seyn als von Gott. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht; er blieb am Leben und vollendete das angefangene große Werk.

2.

Luther auf dem Reichstage zu Worms.

Kaiser Maximilian I. war im Jahr 1519 gestorben, und sein Enkel, Karl V. an seine Stelle als römischer Kaiser getreten. Dieser Fürst versammelte im Jahr 1521 zu Worms einen Reichstag, bei welchem auch Luthers vorgebliche Ketzereien zur Sprache kamen. Es wurde beschlossen, ihn vorzuladen, seine Rechtfertigung anzuhören, und den Widerruf seiner Irrlehren zu verlangen. Luthers Landesherr, der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, war damit einverstanden, bat sich aber von dem Kaiser und den Landgrafen von Hessen sicheres Geleit für seinen Unterthanen aus, welches ihm auch zugestanden wurde. Ein kaiserlicher Herold erschien nun zu Wittenberg mit einer förmlichen Vorladung, und fand Luthern bereit, seine Lehren vor dem ganzen versammelten Reiche zu vertheidigen. Von wenigen Freunden begleitet, reisete er am 4ten April 1521 ab. Allenthalben, wo sein Weg ihn durchführte und seine Ankunft bekannt wurde, sah er seinen Wagen von einer Menge Menschen umringt, die begierig waren, den Mann kennen zu lernen, der es wagte, allein und öffentlich vor dem Kaiser und den Fürsten des Reichs, die Vorurtheile und Mißbräuche eines ganzen Jahrtausends anzugreifen und dem Pabst und seiner Klerisei den Krieg anzukündigen. Als er sich der Stadt Worms näherte, wurde das Gedränge immer größer. Aus Worms allein strömten ihm mehr als zweitausend Menschen zu Roß, zu Wagen und zu Fuß entgegen. Alle wünschten sich rühmen zu können, den berühmten Mann gesehen zu haben, der nun vielleicht bald nicht mehr unter den Lebendigen wandeln würde. Von einem vertrauten Freunde erhielt Luther jetzt noch

eine wohlgemeinte Warnung. Allein er war fest entschlossen, keine Gefahr zu scheuen und seinem Schicksal muthig entgegen zu gehen. Ich muß hinein, rief er aus, sollten auch so viel Teufel darin sitzen als Ziegel auf den Dächern.

So hielt er denn seinen Einzug in einem offenen Wagen, umgeben von dem Gewühl des neugierigen Volkes. Gleich am folgenden Tage wurde er von dem Reichs-Erbmarschall, dem Grafen Ulrich von Pappenheim, vor die Reichsversammlung geführt. Es war der 17. April 1521. In einem großen Saale saß der Kaiser auf seinem Thron; ihm zur Rechten und zur Linken saßen sechs Kurfürsten, des Kaisers Bruder Erzherzog Ferdinand, vier und zwanzig Herzoge, acht Markgrafen, eine Menge andere Fürsten, Grafen und Herren, auch dreißig Bischöffe, viele Prälaten und Gesandte. Dem Kaiser gegenüber stand der arme, schwer angeklagte Luther, mit seinem Beistande, dem Doctor Schurf. Ihm wurde zuerst die Frage vorgelegt: ob er die Bücher, die man ihm vorzeigte, für die seinigen erkenne, und ob er ihren Inhalt widerrufen oder darauf bestehen wolle? Luther fand nicht das geringste Bedenken, seine Schriften anzuerkennen; über die zweite Frage wollte er sich erst morgen erklären, und bat sich bis dahin Bedenkzeit aus. — Die gebetene Frist wurde ihm zugestanden.

Als er den folgenden Tag zum zweitenmal vor die versammelten Fürsten trat, drängte sich auf seinem Weg eine große Menge Volkes zu ihm hin, um ihn zu sehen und kennen zu lernen. Ein alter, unter den Waffen grau gewordener Feldherr, der ehrwürdige Fronsberg, klopfte ihm im Vorbeigehen auf die Schulter. Mönchlein, Mönchlein, sagte er zu ihm, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und manche Obersten auch in un-

sern allerernstesten Schlachten nicht gemacht haben. Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so sei nur getrost, und fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht verlassen.

Und wirklich Gott verließ ihn nicht. Luther vertheidigte den Inhalt seiner Schriften mit Bescheidenheit und Unerschrockenheit in einer langen Rede, die selbst die Bewunderung derer erregte, die vorher ganz ungünstig von ihm dachten. Er schloß diese Rede im Gefühl der Wahrheit seiner Lehren mit folgenden Worten: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich; ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen"

Der Kaiser war nun erbötig, die Reichsacht über den Angeklagten auszusprechen, wie es mit dem päbstlichen Legaten war verabredet worden, im Fall Luther auf seinen Ketzereien bestehen würde. Allein die Fürsten verlangten einen dreitägigen Aufschub, weil einige immer noch hofften, ihn zum Widerruf zu bewegen. Aber alles war vergeblich. Luther war zwar bereit dazu; aber er verlangte Widerlegung aus der heiligen Schrift, und diese sprach ganz wider seine Gegner. — Es fehlte nicht an Hofschranzen, die jetzt den Kaiser zu bereden suchten, Luthern das freie Geleit nicht zu halten, und mit ihm zu verfahren, wie es mit Huß geschehen war; allein Karl V. besaß mehr Ehrgefühl als Kaiser Sigismund; er verabscheuete eine solche Treulosigkeit, und Luther durfte sich ungehindert wieder entfernen. — Die zu erwartende Reichsacht und noch mehr andere Umstände deuteten aber auf seinen nahen Untergang.

3.

Luther auf der Wartburg.

Auf der Rückreise von Worms nach Wittenberg, konnte Luther sich nicht das Vergnügen versagen, das Dörfchen Möre zu besuchen, wo einst seine Aeltern lebten, und das er als seinen Geburtsort ansah. Er langte ohne Unfall bei seinen dasigen Verwandten an. Als er aber seine Reise weiter nach Wittenberg fortsetzen wollte, wurde er in einem Walde von fünf verkappten Reitern überfallen, die ihn mit wilder Hand aus dem Wagen rissen, und auf Abwegen mit sich fortschleppten. Seine erschrockenen Reisegefährten, denen niemand etwas zu Leide gethan hatte, glaubten nicht anders, als ihr Freund sei von mächtigen Feinden aufgehoben worden, und waren untröstlich über sein Unglück. Außer Stande, etwas zu seiner Befreiung zu thun, setzten sie unter traurigen Gesprächen ihren Weg weiter fort. Luther aber mußte eine Zeitlang neben den Pferden der Räuber herlaufen. Endlich ließen sie ihn doch ein Roß besteigen und jagten mit ihm der Wartburg zu.

Hier wurde Luther als Staatsgefangener empfangen, aber gut behandelt. Man räumte ihm ein eigenes Zimmer ein, ließ es ihm weder an Büchern noch Schreibmaterialien fehlen und gestattete ihm alle Freiheit. Unter dem Namen des Junkers Georg durfte er sogar ausreiten und mit den Landleuten in der Nachbarschaft sprechen. Seine Aufseher besorgten nicht, daß er durchgehen möchte, denn die ganze Entführung war nichts anders als eine Komödie, die der Kurfürst von Sachsen mit Luthern am Abend vor seiner Abreise aus Worms verabredet hatte. Der gutmüthige, väterlich für ihn besorgte Fürst, wollte ihn den Nachstellungen erbitterter Feinde entziehen, und ihn auf seinem festen Schlosse in

sicherer Verwahrung behalten, bis sich das Ungewitter verzogen haben würde. Luthers erschrockene Reisegefährten erzählten überall, was ihrem Freunde begegnet war, und so verbreitete sich in ganz Teutschland das Gerücht, es sei der freimüthige Mann in die Hände seiner Verfolger gefallen, und schmachte in irgend einem Kerker, oder lebe wohl gar nicht mehr.

Aber gar bald gab Luther, von seinem einsamen Aufenthalte aus, Lebenszeichen von sich. Es erschienen nämlich mehrere kleine Schriften von ihm. Er arbeitete auch eifrig an einer Uebersetzung des neuen Testaments, wobei er aber unaufhörliche Anfechtungen von dem Teufel hatte, oder zu haben glaubte. Einst kam ihm der Böse — wie Martin selbst erzählt, — über einen Sack Haselnüsse, zerknackte sie an den Balken, rumpelte an seinem Bette, polterte auf der Treppe und versetzte ihn in Todesangst. Wahrscheinlich hatten das alles hungrige Ratten gethan; aber Luther schrieb es lieber den Geistern der Finsterniß zu, die nicht leiden konnten, daß er den gemeinen Mann mit den Worten der heiligen Schrift bekannt machte. Bei dem geringsten Geräusch fuhr er daher zusammen. Einst sah er, während er an seiner Arbeit saß, den Satan leibhaftig an der Fensterwand stehen. Ueber diese Unverschämtheit gerieth er in solchen Zorn, daß er in der ersten Hitze sein Dintenfaß nahm, und es ihm an den Kopf warf. Er selbst erzählt zwar nicht diese Geschichte, aber von andern wird sie erzählt, und Reisenden, welche die Wartburg besuchen, zeigt man noch bis auf diesen Tag die Spuren des Dintenfleckes an der Wand. — Der Glaube an böse Geister hatte sich in früherer Jugend Luthers Gemüthe so tief eingeprägt und hatte so feste Wurzeln geschlagen, daß er sich auch als denkender Mann nicht mehr davon frei machen konnte.

Bald nach Luthers Entfernung von Worms, wurde die Reichsacht über ihn ausgesprochen; er kümmerte sich aber wenig darum. Viel mehr ging es ihm zu Herzen, daß der Kurfürst Albrecht von Mainz den Ablaßkram wieder anfing. Luther schrieb ihm darüber von seiner Wartburg aus einen derben Brief. Es hätte nur bei ihm gestanden, sagte er in demselben, die Schuld des abscheulichen Ablaßwesens auf dem Reichstage ganz allein auf die Herren Kurfürsten zu schieben, er habe aber seiner und des Hauses Brandenburg schonen wollen, und habe aus gutherzigem Mitleiden seinem Unverstand und seiner Unerfahrenheit die meiste Schuld beigemessen. „Eure kurfürstliche Gnaden, fuhr er fort, denken nur nicht, daß der Luther todt sei, er wird auf den Gott, der den Pabst durch ihn gedemüthigt hat, frei und fröhlich pochen, und ein Spiel mit dem Erzbischoff von Mainz anfangen, dessen sich nicht viele versehen.“ — Ihr werdet vielleicht zittern für Luthern, wenn ihr die Folgen eines solchen Briefes erwägt; allein es kam eine ganz höfliche Antwort darauf. Der Kurfürst schrieb ihm, er habe seinen Brief in Gnaden und zu allem Guten aufgenommen, und werde künftig mit Gottes Hülfe so handeln, wie es einem geistlichen, frommen und christlichen Fürsten gezieme. — Er fürchtete sich also mehr vor Luthern, als Luther sich vor ihm.

4.

Unruhen in Luthers Abwesenheit.

Luther hatte sich losgesagt von der Herrschaft des Pabstes und von allen Lehren, die nicht in dem Evangelium gegründet waren. Gleichwohl hatte man noch, wie zuvor, Stifter und Klöster, es wurden Seelenmessen

gelesen und Wallfahrten gehalten, und das Abendmahl, wie vorher, ohne Kelch ausgetheilt. Nun aber fing man an sich zu fragen: Warum geschieht dieß noch alles, und warum leben wir nicht nach unsern Lehren und Grundsätzen? Die meisten sahen ein, daß große Aenderungen vorgehen müßten. Zuerst versammelten sich die Augustinermönche zu Wittenberg und erklärten alle Klostergelübde und alle Ordensregeln für ungültig, dann wurden sämmtliche Kirchenmessen teutsch gelesen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, die Bilder aus der Kirche geschafft, und die Altäre zerstört. Bei dem allen verfuhr besonders Carlstadt, Archidiaconos bei der Stiftskirche zu Wittenberg, mit tobendem Ungestüm.

Noch auffallendere Auftritte ereigneten sich in Zwikkau. Ein Tuchmacher, Nicolaus Storch, gab sich für einen göttlichen Gesandten aus, nahm zwölf Apostel und zwei und siebenzig Jünger an, und trug, wie Jesus, seine Lehren öffentlich dem Volke vor. Ihm gesellte sich ein anderer Schwärmer, Thomas Münzer, bei, der keine Kinder mehr wollte taufen lassen, weil er in der Bibel fand, daß von den Aposteln nur erwachsene Personen getauft wurden. Die Kindertaufe erklärten er und Storch daher für ungültig, und behaupteten, daß alle, die als Kinder getauft worden waren, bei reifen Jahren zum zweitenmal getauft werden müßten. Dieß war der Ursprung der Wiedertäufer, durch welche in der Folge große Unruhen entstanden. Vor der Hand ließ sie aber die Obrigkeit zu Zwickau nicht aufkommen.

Als Luther von diesen Ereignissen hörte, fand er auf seiner Wartburg, wo er schon eilf Monate gesessen hatte, länger keine Ruhe mehr. Es trieb ihn herab nach Wittenberg zurück, daß er dem Unwesen steuerte, welches der guten Sache schadete. Seine Anwesenheit in dieser

Stadt schien ihm so unentbehrlich, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, den Kurfürsten um Erlaubniß dazu zu bitten; erst als er schon unterwegs war, schrieb er an ihn.

Seine Ankunft erregte allgemeine Freude. Er bestieg die Kanzel und predigte acht Tage nach einander wider die in seiner Abwesenheit vorgefallenen Unordnungen mit solchem Nachdruck, daß die Ruhe gänzlich wieder hergestellt wurde.

Einem Pfarrer, Namens Bernhardi, Prediger zu Kemberg, fiel es jetzt ein, sich nach der Vorschrift des Apostel Paulus, der da sagt: Ein Bischoff soll eines Weibes Mann seyn, zu verheirathen. Diese Vermählung machte großes Aufsehen, denn seit Gregor VII. war die Priesterehe verboten. Der ehelustige Pfarrer wurde von seinem Erzbischoff sogleich darüber zur Verantwortung gezogen; allein er erschien nicht, und vertheidigte sich blos in einer Schrift, die ihm Melanchthon, der Freund und Gehülfe Luthers, mit aller Gründlichkeit aufgesetzt hatte. Nach diesem ersten Schritte wurde von den Reformatoren förmlich festgesetzt, daß den Geistlichen wieder, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, freistehen sollte, sich zu verheirathen.

Dieß geschah im Jahr 1522. Zwei Jahre darauf machte Luther, nach einem langen Kampfe in seinem Innern, selbst Gebrauch von dieser Freiheit, legte die Mönchskutte ab, und vermählte sich mit einer ehemaligen Nonne, Katharina von Bora, die er lieb gewonnen hatte, und mit welcher er lange recht vergnügt und glücklich lebte.

Schon vorher hatte er die ganze katholische Liturgie, das heißt die Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, die Gebräuche, Reden und Gebete abgeändert. Er, und alle Diener der geläuterten Kirche, legten das Meßgewand ab, und bestiegen jetzt die Kanzel in schwarzen

Kleidern. Schwarz war fortan auch ihr gewöhnlicher Anzug, wie er es noch jetzt ist.

Eine Hauptbeschäftigung Luthers war die Uebersetzung der heiligen Schrift. Zuerst vollendete er das neue Testament, das er schon auf der Wartburg angefangen hatte, und das jetzt von seinem Freunde Melanchthon durchgesehen und verbessert wurde. Dann ging er auch an die Bücher des alten Testaments, die ihn sehr lange und mühsam beschäftigten. Erst nach eilf Jahren konnte die teutsche Bibel vollständig dem Druck übergeben werden. Ihre Erscheinung erregte allgemeine freudige Theilnahme, denn von nun an konnte jeder sich selbst darin belehren, sich im Glauben, Trost und Hoffnung darin stärken. Niemand war künftig mehr verbunden, das, was ihm die Diener der Kirche vortrugen, auf ihr bloßes Wort als wahr anzunehmen; es stand jedem frei zu forschen täglich in der Schrift, ob sich's so verhielt. (Apostelgesch. 17, 11.)

Bei allen seinen Unternehmungen fand Luther in seinem Freunde Philipp Melanchthon die beste und treueste Stütze. Er bekannte aber auch offenherzig vor jedermann, daß sein Philippus mehr verstehe als er selbst. Luther besaß dagegen weit mehr Muth, Kraft und Festigkeit. Einer ergänzte gleichsam den andern durch seine besondern Eigenschaften, und beide vereint, arbeiteten ungleich sicherer als einer allein nach ihrem gemeinschaftlichen großen Ziele. Einverstanden waren sie auch beide über die Mittel. Alle Neuerungen, die sie unternahmen, geschahen in dem Wege der Ordnung und mit Genehmigung des Landesherrn. Luther war ein Feind aller Gewaltthätigkeiten, aller tumultarischen Bewegungen. „Dieser Sache, schrieb er, soll und kann kein Schwerdt rathen oder helfen; Gott muß hier allein regieren ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun.“ —

O! hätten doch alle christliche Religionseiferer gedacht und gehandelt wie Luther: um wie viel weniger Blut wäre in der Welt vergossen worden!

5.

Zwingli. Ursprung des Namens Protestanten. Augsburgische Confession.

Fast zu gleicher Zeit mit Luthern stand in der Schweiz ein anderer Kirchenverbesserer auf, der das Unwesen der Päbste und ihre Entstaltung der christlichen Religionslehre nicht länger ohne Unwillen mit ansehen konnte. Dieß war Ulrich Zwingli, Prediger zu Zürich, der in der Folge der Stifter der sogenannten reformirten Kirche wurde. Im Jahr 1519, also zwei Jahre nach Luthern, begann er wider den Ablaßhandel zu predigen; und dann griff er eine papistische Irrlehre nach der andern an. In den meisten Punkten war er mit Luthern einverstanden; in der Lehre von dem Abendmahl wichen aber beide von einander ab, denn Zwingli sagte, das Brod und der Wein seien nur Symbole, oder sinnbildliche Zeichen des Leibes und des Blutes Christi, und Christus sei beim Abendmahl nur geistig gegenwärtig, Luther aber glaubte aus den Worten Jesu beweisen zu können, daß das Brod den wahren Leib und der Wein das wahre Blut Christi enthalte. Darüber geriethen beide in einen Streit, in welchem sich Luther mit solcher Unduldsamkeit und Härte benahm, daß er wenig Ehre davon hatte. Zwingli wollte auch in den Kirchen keine Bilder, keine Kerzen, keine eiteln Verzierungen dulden, und dabei behauptete er, alle christlichen Lehrer müssen sich an Rang und Ansehen einander gleich seyn; Luther hingegen war nicht ohne Grund

der Meinung, es sollte ein Theil der Geistlichen zu Aufsehern über die andern bestellt werden. Ueber dieß alles hätte man sich aber leicht vereinigen können, wenn nur Luther etwas mehr Nachgiebigkeit bewiesen hätte. Bloß durch seine Schuld entstand die leidige Trennung der beiden evangelischen Kirchen.

Eine große Menge Menschen bekannte sich schon mit ihren Fürsten zu der verbesserten Lehre, und Luthers Catechismus, der im Jahre 1528 erschien, diente noch mehr zu ihrer Ausbreitung; aber das Geschrei der Papisten gegen dieselbe wurde immer lauter und heftiger. Sie wollten die Ketzerei ganz ausgerottet, oder doch einstweilen in ihrem Fortgange gehemmt wissen. Zu dem Ende wurde im Jahr 1529 nach Speyer eine Reichsversammlung ausgeschrieben, auf welcher beschlossen wurde, daß zwar die evangelischen Fürsten die neuen Lehren einstweilen beibehalten, aber weiter keine Neuerung mehr vornehmen und nirgends die Messe oder andere katholische Gebräuche weiter abschaffen sollten, bis zu einer künftigen Kirchenversammlung. — Mit einer solchen Beschränkung ihrer Glaubensfreiheit waren aber die Lutheraner ganz unzufrieden. Sie legten daher eine förmliche Protestation gegen jenen Reichsschluß ein, und von dort an führten sie bis auf den heutigen Tag den Namen Protestanten, unter welchem nachher auch die Reformirten begriffen wurden, die sich ihnen anschlossen.

Das Jahr darauf versammelte sich in der Stadt Augsburg ein Reichstag, bei welchem Kaiser Karl V. selbst erschien und wo der Religion wegen besondere Sizzungen gehalten wurden. Den protestantischen Fürsten wurde ein förmliches Glaubensbekenntniß abgefordert, denn man wollte eine vollständige, von ihnen selbst gegebene Uebersicht ihrer Lehren haben. Luther erhielt den Auftrag dieses Glaubensbekenntniß aufzusetzen; da

aber sein Styl zu heftig schien, so wurde es von seinem Freunde Melanchthon umgearbeitet, und erst in dieser neuen Gestalt von den Fürsten bei dem Reichstage übergeben. So entstand die sogenannte augsburgische Confession. Die Papisten hörten sie mit dem größten Unwillen an, und schrieen laut über Ketzerei, brachten es auch wirklich dahin, daß die weitere Verbreitung einer so gottlosen Lehre verboten wurde. Die protestantischen Fürsten, die wohl einsahen, was für Gefahren ihnen jetzt droheten, hielten für rathsam, in ein enges Bündniß mit einander zu treten, und ihre Gewissensfreiheit nöthigenfalls mit den Waffen zu vertheidigen. So schlossen sie denn am 22sten December 1530 den sogenannten schmalkaldischen Bund. Er erhielt diesen Namen von der Stadt Schmalkalden, wo er unterzeichnet wurde. Alles deutete jetzt auf den Ausbruch eines nahen Religionskrieges. Luther aber erlebte nicht das Herzeleid, durch seine Lehren und Schriften, womit er nur Gutes zu bewirken suchte, Bürgerkrieg und Blutvergießen veranlaßt zu haben. Erst ein Jahr nach seinem Tode brach das Ungewitter wirklich los.

6.

Luthers Tod. (18. Febr. 1546.)

In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens kränkelte Luther fast beständig. Er hatte mit zwei schlimmen und hartnäckigen Uebeln zu kämpfen, Steinschmerzen nämlich und Rheumatismus im Kopfe, begleitet von Schwindel und Ohrensausen, so daß er öfters ganz unfähig war, seine Gedanken zu sammeln. Eilf Tage brachte er auch einmal zu, ohne das Wasser lassen zu können. Dieß alles hielt er nicht für natürliche Zufälle, sondern

für Anfechtungen vom Teufel, der ihn in seinem Glauben wankend machen wollte. Deswegen suchte er sich auch mehr durch Gebet und Sprüche aus der Bibel, als durch Arzneien zu helfen. Jemehr er Schmerzen fühlte, destomehr mußte ihm, wie er sich ausdrückte, „unser Herrgott herhalten, und sich mit allen Verheißungen des Gebetes die Ohren reiben lassen.“ Ließen nun seine Schmerzen nach, so erkannte er mit Dank den Beistand des Himmels, und war dann der angenehmste, der unterhaltendste Gesellschafter, voll körniger, geistreicher und witziger Einfälle. Unermüdet saß er dann auch an seiner Arbeit. Fühlte er sich endlich abgespannt, so suchte er sich durch den Umgang seiner Hausfreunde oder durch Musik zu erheitern, denn er war ein fertiger Flöten- und Lautenspieler. Solcher glücklichen, schmerzenlosen Tage hatte er aber nicht viele; jedes Jahr nahmen seine Uebel zu, und zu den allen gesellten sich noch mehr neue. Vergeblich seufzete er wenigstens nach Ruhe von Geschäften: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder und nun auch einäugiger Mann, schrieb er in seinem letzten Lebensjahre, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermassen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geredet, geschrieben und gethan hätte. Ich bin der Welt satt, und die Welt meiner; wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein, und begehre des Wesens nicht mehr.“

Dieses gnädige letzte Stündlein schlug ihm zu Eisleben, seinem Geburtsorte, wohin er von den Grafen von Mannsfeld war berufen worden, um eine Familienstreitigkeit beilegen zu helfen. Matt und krank kam er schon an; gleichwohl predigte er noch viermal in der dasigen Kirche, denn von allen Seiten strömte man her-

an, ihn zu hören. Er wohnte auch allen Sitzungen in den Angelegenheiten der Grafen bei, bis zum 16. Februar 1546. An dem Abende dieses Tages kam er sehr matt nach Hause, und sagte mit schwacher Stimme zu seinen Freunden: Wenn ich meine lieben Landesherren, die Grafen hier zu Eisleben werde verglichen haben, so will ich heimziehen, und mich in meinen Sarg legen und meinen Leib den Würmern zu essen geben.

Den folgenden Tag konnte er schon nicht mehr ausgehen. Sein Zustand wurde immer schlimmer; er fühlte sich stark beklemmt auf der Brust und betete viel. Doch legte er sich noch nicht zu Bette; vielmehr ging er Abends noch hinab zum Essen in das große Zimmer. Er blieb aber nur kurze Zeit. Die Beängstigungen nahmen zu. Todesangst schien ihn schon umher zu treiben; er ging in die Kammer, ging an das Fenster, nirgend fand er Erleichterung. Endlich legte er sich auf das Bett und schlummerte einige Stunden. Schon um ein Uhr nach Mitternacht erwachte er wieder. Die Beklommenheit nahm zu. Alle seine Freunde wurden herbeigeholt, denn alles ließ ahnen, daß die verhängnißvolle Stunde nicht ferne mehr sei. Auch der Graf Albrecht von Mannsfeld und seine Gemahlin erschienen. Nichts wurde unversucht gelassen den theuern Leidenden zu retten, oder ihm wenigstens Erleichterung zu verschaffen. Allein die Kräfte verließen ihn immer mehr und er fühlte sein Ende herannahen. Dreimal sprach er noch mit schwacher Stimme: „Vater ich befehle meinen Geist in Deine Hände.“ Sein Freund, Doctor Jonas, Prediger und Superintendent zu Halle, der zugegen war, fragte ihn jetzt noch einmal vor allen Anwesenden: „Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre von Christo, wie ihr sie gepredi-get habet, auch sterben?“ — Luther antwortete auf diese Frage noch mit einem deutlichen Ja, legte sich

auf die linke Seite und entschlief. — Die Umstehenden glaubten er schlummere nur; allein sein großer Geist war schon entflohen. Er starb den 18. Februar 1546, in dem 63sten Jahre seines Alters. Seine Leiche wurde in einem zinnernen Sarge von Eisleben über Halle nach Wittenberg geführt, wo sie in der Schloßkirche der Erde übergeben wurde. In allen Städten und Dörfern, durch welche sie kam, wurde mit sämmtlichen Glocken geläutet. Das Menschengedränge um den Sarg war unbeschreiblich.

Luther hinterließ seine Frau mit vier Kindern in geringen Umständen, und es wurde wenig zu ihrer Unterstützung gethan. — Sein Geschlecht ist seitdem erloschen. Der letzte von seinen Nachkommen starb zu Dresden als Raths-Consulent.

Luthers Schriften füllten — die Bibelübersetzung ungerechnet — vier und zwanzig Folianten. Der thätige Mann war so uneigennützig, daß er alle seine Werke den Buchhändlern unentgeldlich überließ. Sie bereicherten sich durch seinen Fleiß und ließen nach seinem Tode die Hinterbliebenen darben.

Die von Luther geläuterte Religion wurde nicht nur in einem ansehnlichen Theile von Teutschland, sondern auch in ganz Schweden und Dänemark angenommen. Auch in den Niederlanden, in England, Frankreich, Italien und andern Ländern fand sie eine Menge Anhänger, und die Ueberlegenheit ihrer Verfolger vermochte nie, sie ganz wieder zu unterdrücken.

7.

Karl der Fünfte.

(Jahr 1519 — 1556. † 1558.)

Kaiser Maximilian I. war im Jahr 1519 gestorben. Eifrig bewarben sich nun zwei ausländische Für-

sten um den erledigten Thron: nämlich König Karl von Spanien, und König Franz I. von Frankreich. Karl war des verstorbenen Kaisers Enkel, ein mächtiger Monarch, der außer dem Königreiche Spanien, auch Herr der österreichischen Erblande, Besitzer der Niederlande, eines Theils von Italien und eines großen Theils von America war. Schon sein Großvater, Maximilian, hatte ihn angelegentlich den teutschen Fürsten zu seinem Nachfolger empfohlen; noch mehr als diese Empfehlung wirkten aber seine spanischen Goldgulden, die er zu hunderttausenden nach Teutschland abgehen ließ, um sich Freunde zu erkaufen. Er fand aber auch Gönner ohne Geld; der vornehmste unter ihnen war der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem selbst die teutsche Krone war angetragen worden, und der sie ausgeschlagen hatte.

So wurde denn Karl seinem Mitbewerber Franz I., den vorzüglich der Kurfürst von Trier unterstützte, vorgezogen. — Die teutschen Fürsten fühlten aber wohl, daß sie bei der Wahl eines so mächtigen Fürsten ihre Freiheit und Vorrechte in keine geringe Gefahr setzten. Deswegen hielten sie es für nöthig, vorher mit ihm einen förmlichen Vertrag über seine künftige Regierung abzuschließen. Er mußte ihnen z. B. versprechen, ohne ihre Genehmigung keinen Reichstag zu versammeln, kein fremdes Kriegsvolk in das Land zu ziehen, die Reichsämter nur mit gebornen Teutschen zu besetzen, sich in seinen Verhandlungen und Urkunden keiner andern als der teutschen oder lateinischen Sprache zu bedienen, seine Hofhaltung meistens in Teutschland zu nehmen, jeden Fürsten in seinen Rechten und Vorzügen zu schützen, und so weiter. Dieser Vertrag, den man die kaiserliche Wahlcapitulation nannte, mußte von seinen Bevollmächtigten feierlich beschworen werden; und jetzt erst

erhielt Karl die teutsche Krone, nach deren Empfang er sich den Titel der kaiserlichen Majestät beilegte, der bald auch von den andern Königen angenommen wurde. Den Thron bestieg er unter dem Namen: Karl der Fünfte.

Dieses Wahlvertrags ungeachtet, ließ Karl nur allzubald und allzudeutlich merken, daß er große Lust hatte, über Teutschland unumschränkt zu herrschen und es zu einer Provinz der spanischen Monarchie zu machen. Zum Glück für unser Vaterland wurde er lange durch ausländische Kriege abgehalten an der Ausführung dieses Plans zu arbeiten.

Zuerst sah er sich in eine Fehde mit dem König Franz I. von Frankreich verwickelt, der es nicht verschmerzen konnte, daß Karl ihn von dem teutschen Thron verdrängt hatte, und das Königreich Neapel, das den Franzosen von den Spaniern war entrissen worden, nicht wieder an ihn herausgeben wollte. Karl hingegen forderte das Herzogthum Mailand zurück, das zum teutschen Reich gehörte und das Franz I. in Besitz hatte, ohne damit belehnt worden zu seyn. Darüber kam es zwischen beiden zu einem Krieg, in welchem Kaiser Karl den Pabst Leo X., (eben denselben, der den schlimmen Ablaßhandel in Teutschland treiben ließ), zum Freund und Bundesgenossen hatte. Zu Karls Unterstützung nahm der heilige Vater 12,000 Schweizer in seinen Sold, und eben auch 12,000 Schweizer hatte der König von Frankreich in seinem Heere. Als nun der Krieg zum Ausbruch kam, standen Schweizer den Schweizern gegenüber, bereit sich für ihren Sold einander zu morden und ganz Europa ein Aergerniß zu geben. Solches wollten aber die Vorsteher der Schweizerrepublik nicht zulassen. Sie sandten daher Abgeordnete an ihre Krieger, mit dem Befehl unverzüglich nach Haus zu kommen.

Dieß war dem Kardinal von Sion, der die Truppen für den Papst geworben hatte, sehr leid; er wußte jedoch den Befehl sehr schlau zu seinem Vortheil zu benützen. Er brachte nämlich die Abgeordneten mit Geld auf seine Seite und beredete sie, nur das Abrufungsschreiben an die schweizerischen Befehlshaber bei dem französischen Heere abzugeben, das andere Schreiben aber zurück zu behalten. So schwächte er die Franzosen auf einmal um 12,000 Mann, und die Folge davon war, daß sie von den kaiserlichen und päbstlichen Kriegern bald aus der ganzen Lombardei vertrieben wurden, und nichts behielten als Cremona und die Citadelle von Mailand. Der heilige Vater Leo empfand ob diesem Waffenglück eine so unmäßige Freude, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und daran starb (1552.). Der Jubel war aber auch bei Karln von kurzer Dauer, denn die Franzosen nahmen ihm Mailand wieder ab.

Die kaiserlichen Heere wurden von zwei erfahrnen Feldherren befehligt, nämlich von dem General Colonna und dem Connetable von Bourbon, der von dem König der Franzosen beleidigt worden und zu den Kaiserlichen übergegangen war; es fehlte ihnen aber an Mannschaft und an Geld, deswegen konnten sie wenig ausrichten. Bourbon, der von Rachsucht glühete, versetzte seine Juwelen und reisete nach Teutschland, um Truppen anzuwerben. König Franz I. aber rückte indessen vor Pavia, das noch in den Händen der Teutschen war, und suchte diese feste Stadt zu erobern.

Ehe er seinen Zweck erreichen konnte, eilte das kaiserliche Heer mit 10,000 Teutschen verstärkt, die Bourbon angeworben hatte, zum Ersatz herbei. Und nun kam es zu einem Treffen, in welchem lange auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und Unerschrockenheit ge-

fochten wurde. — Ein Ausfall des Befehlshabers der belagerten Stadt gab endlich den Ausschlag. Er fiel den Franzosen wüthend in den Rücken und brachte sie in Unordnung. Bald wurde die Verwirrung allgemein. König Franz stürzte im dem Schlachtgewühl von dem Pferde und gerieth in Gefangenschaft.

Kaiser Karl, der ein Meister in der Verstellungskunst war, empfing die Nachricht von dem Unglück seines Feindes mit scheinbarer Gleichmüthigkeit; innerlich aber konnte er sich kaum fassen vor Freude, und dachte nur auf Mittel, wie er Franzens Gefangenschaft recht zu seinem Vortheil benützen möchte. Zum Preis für dessen Freiheit verlangte er nicht weniger, als daß derselbe drei französische Provinzen an ihn abtreten und allen Ansprüchen auf Neapel, Mailand und was er sonst noch in Italien besaß, entsagen sollte. — Franz gerieth vor Zorn über diese Forderungen ganz außer sich, und schwur hoch und theuer, daß er lieber lebenslänglich in der Gefangenschaft bleiben, als seine Loslassung unter so schimpflichen Bedingungen erlangen wollte.

Nach seinem eigenen Wunsch wurde er jetzt nach Spanien abgeführt, wo Karl sich damals aufhielt. Dort wurde er in ein altes Schloß eingesperrt, und der Aufsicht eines rauhen Schließers übergeben, der ihm keine andere Erholung gönnte, als manchmal einen Spazierritt auf einem Maulthier von einer Wache zu Pferd begleitet. Uebrigens wurde er mit steifer Ehrerbietung behandelt. Sein einziges Verlangen war Karln persönlich zu sprechen, weil er hoffte, ihn zu billigeren Gesinnungen zu bringen; aber alle seine Bitten um eine Unterredung waren vergeblich. Der König härmte sich so sehr darüber, daß er krank wurde. Wirklich war der Arzt schon um sein Leben besorgt, und jetzt erst ent-

schloß sich Karl ihn zu sehen und durch einige Worte des Trostes aufzurichten. Vielleicht kam er mehr aus Eigennutz als aus Menschlichkeit, denn wäre Franz gestorben, so wäre ja aller Gewinn verloren gewesen, den er sich von dessen Gefangenschaft versprach. Er machte dem König Hoffnung zu seiner nahen Befreiung; kaum besserte es sich aber mit ihm, so ließ er ihn enger verwahren als vorher.

Franz, der sich getäuscht sah, nahm sich jetzt vor, lieber die französische Krone seinem Sohn zu überlassen, als Karls unwürdigen Bedingungen Gehör zu geben. Bei diesem Plane gerieth der Kaiser in Unruhe und fing an sich nachgiebiger zu zeigen, zumal da ihm ein neuer Krieg drohete. So kam denn der Vertrag von Madrid zu Stande, durch welchen Franz zwar seine Freiheit wieder erlangen, dagegen aber eine große Summe Geld erlegen und das Herzogthum Burgund abtreten sollte. Zu Karls Sicherheit mußte ihm der König seine Söhne als Geißeln geben (1526).

Franz I. verließ Spanien mit dem Vorsatz, von dem, was er versprochen hatte, so wenig als möglich zu halten. Zwar waren seine Zusagen von ihm beschworen worden; aber der neue Pabst Clemens VII. der sein Freund war, entband ihn von dem Eide und erleichterte sein Gewissen. Er that noch mehr; er brachte ihm zu Liebe den sogenannten heiligen Bund mit den Venetianern und dem Herzoge von Mailand, Sforza, wider Karl V. zu Stande.

Karl, der sich so schändlich hintergangen sah, war wüthend aufgebracht wider den treu- und ehrlosen Franzosenkönig und den tückischen Pabst, den er mit schwerer Züchtigung drohete. Der Krieg fing nun aufs neue in Italien an (1526). Karls Feldherr, der Connetable von Bourbon, eroberte Mailand, und führte hierauf

sein Heer gegen die Stadt Rom, um sein Müthchen an dem Pabste zu kühlen und seine plünderungslustigen Krieger für ihren rückständigen Sold zu entschädigen. Der heilige Vater erschrack über Bourbons schnelles Anrükken, denn er befand sich gar nicht in Vertheidigungsstande. Auf seinen Befehl mußte alles in der Eile sich rüsten: Künstler, Handwerker, Lakaien, sogar die Schlepp-träger der Cardinäle griffen zu den Waffen und wehrten sich in der That nicht übel; vermuthlich weil sie wußten, daß es vorzüglich auf die Plünderung der Stadt abgesehen war. Bourbons erste Angriffe wurden zurückgeschlagen. Als er von weitem sah, wie seine Leute wankten, sprang er herab von dem Pferde, riß einem Soldaten die Sturmleiter aus der Hand, legte sie selbst an die Mauer an, stieg hinauf und ermunterte die Umstehenden ihm zu folgen. Kaum war er oben, so erhielt er einen tödtlichen Schuß in den Unterleib. Er sank zurück. Seinen nahen Tod fühlend, bat er die Krieger, die ihn aufgefangen hatten, ihn hinzulegen und einen Mantel über ihn zu decken, daß nicht die Nachricht von seinem Fall Muthlosigkeit unter dem Heere verbreiten möchte. Dieß geschah, und wenige Minuten darauf verschied er. Sein Tod erzeugte aber eine ganz andere Wirkung als er besorgt hatte. Er entflammte alle Herzen zu ungestümmer Tapferkeit: Bourbon, Blut und Rache war jetzt die Losung. Die Mauern wurden erstürmt; nichts konnte mehr der Wuth der Krieger widerstehen. Der Pabst mußte sich, mit dreizehn Cardinälen, in die Engelsburg flüchten, die Stadt aber ward der Schauplatz der rohesten Ausschweifungen und der wildesten Grausamkeit. Selbst die Gothen und Vandalen hatten nicht so fürchterlich gewüthet. Kein Haus blieb ungeplündert. Die Beute an baarem Gelde allein betrug über eine Million Ducaten. Was der Soldaten-

pöbel nicht fortschleppen konnte, das wurde zerstört; es brachen Feuersbrünste aus und machten die Mord- und Verwüstungsscenen noch gräßlicher. Nichts war den ausgelassenen Kriegern heilig. Die päbstliche Sacristei entweiheten sie zu einem Pferdestall; ihren Pferden machten sie eine Streu aus den Acten der päbstlichen Registratur; die Cardinäle, in ihrem Purpur, wurden auf Esel gesetzt und dem Pöbel zum Gelächter in der Stadt herum geführt. Den Pabst belagerte man in der Engelsburg, und brachte ihn durch Hunger so weit, daß er Eselsfleisch essen, sich am Ende ergeben, dem Kaiser alle feste Plätze im Kirchenstaate ausliefern und dem Heere 400,000 Ducaten Lösegeld versprechen mußte. Bis zu der Erfüllung des letzten Punktes blieb er als Gefangener unter der Aufsicht der kaiserlichen Generale. Für die übrigen wurden Geißeln gestellt.

Als Karl Nachricht von allen diesen Ereignissen erhielt, heuchelte er den tiefsten Schmerz, betheuerte, daß alles ohne seinen Befehl geschehen sei, ließ seinen ganzen Hof die Trauer anlegen, und von dem Volk Gebete und Processionen für die Befreiung des heiligen Vaters anstellen, die doch ganz allein in seiner Macht stand. Vermuthlich geschah das nur, um den bigotten spanischen Pöbel nicht zu sehr gegen sich zu erbittern; im Herzen aber freute er sich nicht wenig, den übermüthigen und feindseligen Pabst so gezüchtigt zu haben. Bourbons Tod allein war es, was ihn schmerzte.

Erst zwei Jahre nach der Eroberung der Stadt Rom endete sich der Krieg durch den Frieden von Cambrai (1529). Karl söhnte sich durch denselben mit dem Pabste wieder aus. König Franz bezahlte für seine Söhne ein Lösegeld von zwei Millionen, tratt statt des Herzogthums Burgund, die Hoheit über Flandern und Artois ab, und heirathete Karls Schwester. Der

Herzog Sforza wurde mit Mailand belehnt, die Venetianer aber mußten alle Eroberungen zurückgeben. Noch in demselben Jahre kam Karl selbst nach Italien, um den Friedensschluß zu vollziehen, küßte eben demselben Pabst, den er vor zwei Jahren so tief erniedrigt hatte, zu Bologna demüthig die Füße und ließ sich von ihm die Kaiserkrone aufsetzen. Karl V. war der letzte teutsche Kaiser, der die Krönung aus den Händen des Pabstes annahm.

8.

Fortsetzung. Der Bauernkrieg.

(J. 1525.)

Die teutschen Bauern waren längst schon unzufrieden mit den unchristlichen Bedrückungen, die sich manche Fürsten und eine Menge Edelleute und Prälaten gegen sie erlaubten. Sie glaubten, die wahre oder eingebildete Tyrannei, die man an ihnen ausübte, sei ganz und gar dem Worte Gottes zuwider; da nun durch die Reformation schon so viele andere Mißbräuche, die wider die heilige Schrift stritten, aufgehoben worden waren, so wollten sie auch diesen Unfug abgestellt wissen. Luthers Beispiel, sein Trotz gegen den Pabst, die Art, wie er die Großen behandelte, die harten Wahrheiten, die er ihnen sagte, und seine Drohungen: dieß alles ermunterte die Landleute, ihr Glück auf gleiche Art zu versuchen. Der Freiheitsschwindel hatte sie aber, besonders im Würzburgischen, schon vor der Reformation ergriffen. Ein gewisser junger Schwärmer, Johann Böhme war sein Name, der sich sein Brod mit Liedersingen in den Wirthshäusern verdiente, trat auf einmal

als Freiheitsprediger auf. Er berief sich auf Erscheinungen der Mutter Gottes, die ihm eingegeben habe, den bedrückten Teutschen Freiheit und Gleichheit zu verkündigen. Es sollten künftig keine Päbste, keine Kaiser, keine Könige und Fürsten, keine Obrigkeit mehr seyn. Nur durch seinen Fleiß sollte sich jeder seinen Unterhalt verdienen; die Wälder, Fruchtbäume, Weinberge, Flüsse und Seen sollten allen gemeinschaftlich zum Nutzen und Vergnügen überlassen bleiben. — Solche Lehren gefielen den Bauersleuten ausnehmend wohl. Sie versammelten sich zu vielen tausenden um den Prediger, und waren schon bereit, die Eingebungen der Jungfrau Maria mit den Waffen zur Erfüllung zu bringen; allein der arme Schwärmer wurde in Verhaft genommen und hingerichtet, sein Anhang aber auseinander gejagt und zum Schweigen gebracht.

Im Jahr 1525 entstand ein neuer Bauernaufruhr, erst in Schwaben, dann in Franken und Sachsen. Die Landleute rotteten sich zusammen und wollten das eiserne Joch, unter dem sie seufzten, nicht länger tragen. Sie verlangten die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Verminderung der Frohndienste, freie Jagd und Fischerei, die Erlaubniß unentgeldlich Holz zu fällen, die Befreiung vom kleinen Zehenten, die Verminderung der Gülten und Strafen, die Zurückgabe der ihnen entrissenen Gemeindegüter und das Recht sich ihre Prediger selbst zu wählen. Ihre sämmtlichen Forderungen, die zum Theil nicht unbillig waren, hatten sie in zwölf Artikel gebracht. Mit Waffengewalt wollten sie die Landesherren zwingen, sie ihnen zuzugestehen, und wo sie Widerstand fanden, da hauseten sie fürchterlich. Klöster und Schlösser wurden von ihnen ausgeplündert und zerstört, und eine Menge Edelleute ermordet. Dagegen verfuhr man aber auch gegen sie ganz ohne Schonung.

Der schwäbische Bund ließ eine Truppenabtheilung anrücken und sie zu tausenden niederhauen. Alle ihre Anführer, so viel man deren habhaft werden konnte, wurden hingerichtet.

Zu gleicher Zeit entstanden nicht geringere Unruhen in Franken. Hier stellte sich ein verdorbener Gastwirth, Hanns Georg Metzler, der sein Vermögen mit Spielen und Trinken verpraßt hatte, an die Spitze der aufrührischen Bauern. Bei Rothenburg hatte sich ein Schwarm von ungefähr 2000 Mann zusammengezogen, denen sich bald noch eine große Menge anderer aus dem Würzburgischen, Mainzischen und andern Gegenden anschlossen. Auch unfreiwillig mußte eine große Anzahl mit ihnen ziehen. So drangen sie nun in die Stadt Mergentheim ein, und verbreiteten sich von da weiter in das Hohenlohische, brannten Schlösser nieder, plünderten die Klöster und verübten große Gewaltthätigkeiten. Ein anderer Schwarm nahm Neckarsulm und Weinsberg ein. In einer zahlreichen Versammlung wurde nun der Beschluß gefaßt, keinen Fürsten, Grafen, Edelmann, Reiter, kurz keinen der Sporen träge, auch keinen Pfaffen, Mönch oder andern Müßiggänger am Leben zu lassen, sondern alle ohne Unterschied todt zu schlagen. So wollten sie das Blut ihrer niedergemezelten Brüder in Schwaben rächen. Zur Ausführung dieses Vorsatzes machten sie sich das unmenschliche Vergnügen, alle gefangenen Grafen, Edle und Reißige einen nach dem andern durch ihre Spieße zu jagen. Selbst edle Frauen und Knaben blieben mit Schimpf und Mißhandlungen nicht verschont. So führten sie z. B. die Gräfin von Hohenstein und ihren Sohn, nachdem sie mancherlei Muthwillen an ihnen verübt hatten, auf einem Mistwagen nach Heilbronn. — Der wilde Schwarm brannte das Schloß des Teutschmeisters zu Gundelsheim nieder, und zog sich in das

Mainzische, wo sich neun Städte mit ihm verbanden und den Kurfürsten nöthigten, ihnen die zwölf Artikel zuzugestehen.

Von da gingen die Bauern auf den Fürstbischoff von Würzburg los, immer unterwegs die Schlösser und Klöster plündernd. Wo man ihnen Widerstand leistete, wurde alles zerschlagen und gemißhandelt, ja ganze Orte in Brand gesteckt. Ihr Heer, 20,000 Mann stark, lagerte sich bei dem Flecken Heidingsfeld am Main, und hatte den berühmten Götz von Berlichingen an seiner Spitze. Nicht um mit ihnen zu rauben und zu morden, sondern um größeres Unglück abzuwenden, hatte er sich zu ihnen gesellt und war, wie er sich selbst ausdrückte, ihr Narr und ihr Hauptmann geworden. Um Leben und Güter zu retten, waren ihnen auch die Grafen von Hohenlohe, und noch mehr andere Edelleute, beigetreten. So zogen sie denn gegen die Stadt Würzburg, die sich ihnen ergeben mußte; die Festung Marienberg konnten sie aber nicht erobern. Der Fürst-Bischoff war vor ihrer Annäherung nach Heidelberg entflohen.

Nicht geringeren Unfug erlaubten sich andere Horden aufrührischer Bauern im Badenschen, Speierschen, im Elsaß und in der Pfalz. Nun aber erging von der Pfalz aus ein schreckliches Strafgericht über alle. Der Kurfürst versammelte ein Heer, und führte es erst gegen Speier und von da nach Bruchsal, wo die Bürger gemeinschaftliche Sache mit den Bauern gemacht hatten. Die Stadt wurde eingenommen, und mehr als siebzig Aufrührer wurden auf der Stelle enthauptet, die andern aber in einen Thurm gesperrt, und zwar in solcher Menge, daß viele erstickten. Allen eingefangenen und bewaffneten Bauern machte man den Proceß; alle wurden sie dem Scharfrichter übergeben; die andern aber schwer an Geld gestraft. Mit dem Anführer des schwä-

bischen Bundesheeres vereinigt, ging nun das kurpfälzische Heer auf die Bauern im Würzburgischen los. Bei Königshofen stieß es auf eine Horde von mehr als 8000 Mann, die 47 Kanonen bei sich führten, aber nach einem langen und hartnäckigen Gefecht beinahe alle niedergemacht wurden; die Ueberwinder ließen viele von den andern hinrichten. Nicht besser erging es einem Haufen, der den Geschlagenen von Würzburg aus zu Hülfe eilen wollte. Die übrigen mußten sich mit der Stadt auf Gnade und Ungnade ergeben. Sechs und siebzig von den Anstiftern wurden enthauptet; die Stadt aber hatte, wegen des Antheils, den sie an dem Unfug der Bauern genommen hatte, eine starke Geldbuße zu erlegen. Auch aus Schweinfurt und Würzburg wurden die Aufrührer vertrieben. Sie hatten im Bambergischen und in der Markgrafschaft Brandenburg 179 Schlösser und 33 Klöster verwüstet, diejenigen ungerechnet, wo nur Fenster, Thüren und Oefen eingeschlagen worden waren. Dafür verhängte aber auch der damalige Markgraf Casimir schreckliche Strafen gegen diejenigen von seinen Unterthanen, die Antheil an jenen Freveln genommen hatten. Einem Theil davon ließ er ihre Dörfer niederbrennen, andern die Finger abhauen, noch andere köpfen und sechzig Aufrührern in Kitzingen wurden die Augen ausgestochen.

Der Bauernkrieg kam nun auch in Sachsen zum Ausbruch. Eben derselbe Thomas Münzer, der schon zu Zwickau als Wiedertäufer Unruhen erregt hatte, trat nun zu Mühlhausen mit Strafpredigten wider die Fürsten und die weltliche Obrigkeit auf. Von seinen Reden wurde der Pöbel so erhitzt, daß er die ganze bisherige Stadtverfassung umstieß, und eine neue Ordnung der Dinge einführte. Die Reichen wurden gezwungen mit den Aermeren ihre Güter zu theilen, und kein Bürger

durfte mehr Vermögen besitzen als der andere. Diese Veranstaltung gefiel allen, die wenig oder nichts hatten, außerordentlich wohl, und fand besonders auch großen Beifall bei den Bauern, die ohnehin schon lange ein großes Verlangen hatten, ihren fränkischen Brüdern nachzurebelliren. Zu Münzern gesellte sich ein ehemaliger unruhiger Mönch, Namens Pfeifer, an dem sie einen trefflichen Anführer fanden. Er stellte sich an ihre Spitze und plünderte mit ihnen Kirchen, Klöster und Edelhöfe. Der Unfug wurde aber nur kurze Zeit geduldet. Die sächsischen Herzoge sammelten ein Heer, griffen den Bauernschwarm bei Frankenhausen an, und erschlugen über 5000. Frankenhausen selbst wurde erobert und geplündert; alle bewaffnete Bürger sanken durch das Schwerdt. Münzer und sein Spießgeselle Pfeifer fielen den Siegern in die Hände. Nach schrecklichen Martern wurden beide mit vier und zwanzig andern Rädelsführern durch das Schwerdt hingerichtet. Ihre Körper wurden nach der Enthauptung gespießt und die Köpfe auf Pfähle gesteckt (1525).

So wurde der Bauernkrieg gestillt. Er war ungemein blutig gewesen. In Schwaben und Franken allein hatte er über 50,000 Bauern das Leben gekostet, ohne daß sie ihren Zweck, Verminderung ihrer Lasten, erreichten. Sie mußten vielmehr in mehreren Gegenden noch ansehnliche Geldstrafen bezahlen, und hatten den Schmerz zu sehen, daß die Schindereien und Erpressungen, wie Luther sich ausdrückte, mehr zu- als abnahmen.

9.

Fortsetzung. Türkenkrieg. Unruhen der Wiedertäufer. Johann von Leiden. Das neue Königreich Zion zu Münster.

(J. 1534.)

Während dieser Bauernunruhen, war Kaiser Karl mit seinen Kriegen in Italien beschäftigt, die durch den Frieden von Cambrai 1529 ein Ende nahmen. In demselben Jahre entspann sich aber ein anderer gefährlicher Krieg mit den Türken, die sich unter ihrem Kaiser Soliman des Königreichs Ungarn zu bemächtigen suchten. Dieß gelang ihnen fast ohne Mühe. Mit einem Heere von 150,000 Mann drang Solimann bis vor die Mauern von Wien, konnte es aber aus Mangel an grobem Geschütz nicht erobern, sondern mußte sich zurückziehen. Drei Jahre darauf (1532) brach er zum zweitenmal in Ungarn ein; es waren aber schon so gute Anstalten zu seinem Empfang getroffen worden, daß er nicht für rathsam hielt, weiter als bis nach Steiermark zu gehen. Ein Haufe von 12,000 Reitern, der auf Plünderung herum streifte und sich zu weit wagte, wurde zusammengehauen.

Diesem kurzen Türkenkriege hatten die Protestanten einen vierzehnjährigen Religionsfrieden zu verdanken. Der Kaiser nämlich konnte der Hülfe der evangelischen Fürsten gegen diese gefährlichen Feinde nicht entbehren, und mußte sich um jeden Preis Ruhe im Innern verschaffen. Es wurde daher festgesetzt, daß man sich von beiden Seiten aller Feindseligkeiten bis zur nächsten Kirchenversammlung enthalten wolle, die aber erst im Jahr 1545 zu Trient zu Stande kam. Deswegen ernannten die protestantischen Reichsstände Karls V. Bruder, Fer-

dinand, als römischen König, wie es schon früher von den katholischen geschehen war.

Nun hätte sich die Reformation ruhig weiter ausbreiten können, wenn nicht aufs neue Schwärmer aufgestanden wären, die den Katholiken die Folgen davon in dem nachtheiligsten Lichte zeigten. Diese Schwärmer waren die Wiedertäufer, die Jünger des hingerichteten Münzers, über denen ganz sein Geist waltete. Es hatte sich diese Sekte aus Sachsen in die Niederlande gezogen, und von da sandte sie wieder einige Apostel nach Teutschland. So kamen ein Beckermeister, Namens Matthießen, und ein ehrsamer Schneider, Johann Bokhold nach Münster und predigten erst in der Stille, bald aber ganz öffentlich ihre Lehren. Sie hatten nichts geringeres im Sinne, als ein neues Reich Christi auf Erden zu gründen, alle bisherige Obrigkeiten auszurotten, allen Unterschied der Stände aufzuheben, die Gesetze abzuschaffen und eine völlige Gütergemeinschaft einzuführen. Sie beriefen sich auf Offenbarungen und Eingebungen Gottes. Die gewöhnlichen Prediger wurden von ihnen falsche Propheten genannt, und ganz um ihr Ansehen gebracht.

Alles was sie sagten und lehrten, gefiel dem Volke ausnehmend wohl, besonders die Gütergemeinschaft und die Abschaffung der Obrigkeiten und des Unterschiedes der Stände. Der große Haufe strömte ihnen daher so zahlreich zu, daß sie sich mit seiner Hülfe des Geschützes, des Zeughauses, des Rathhauses, am Ende der ganzen Stadt bemeisterten. Jetzt wurde ein neuer, ganz wiedertäuferischer Magistrat eingesetzt und ein gewisser Knipperdolling und Cippenbrook zu Bürgermeistern gemacht. Darauf plünderten die Aufrührer die Kirchen, steckten eine in Brand, liefen durch alle Straßen der Stadt, mit dem Geschrei: „Thut Buße,

zieht weg von hier ihr Gottlosen, sonst seid ihr alle des Todes.“ Zugleich ergriffen sie die Waffen und jagten alle Gottlose, nämlich alle rechtlichen Bürger, die nicht ihrer Parthei zugethan waren, zu den Stadtthoren hinaus und bemächtigten sich ihres Vermögens. So wurde das Reich Christi zu Münster hergestellt. Nun fehlte nur noch die Einführung der Gütergemeinschaft. Der Hauptapostel, Johann Matthießen, trat daher auf und ließ an alle zurückgebliebene Einwohner einen Befehl ergehen, bei Lebensstrafe all ihr Gold, ihr Silber, ihre ganze Habe auf das Rathhaus zu bringen. Diese Verordnung wollte denen, die dergleichen hatten, gar nicht gefallen; aber aus Furcht vor dem Pöbel gehorchten sie doch. Jeder hatte nun Antheil an dem gemeinschaftlichen Reichthum. Jetzt wurden, nach dem Grundsatz, daß dem Menschen kein anderes Buch Noth thue als die Bibel, sämmtliche Bücher in der Stadt zusammengetragen und verbrannt. Sich wider solche Masregeln aufzulehnen, war höchst gefährlich. Ein lustiger Schmied, der sich über den Apostel Matthießen mit einigen Spöttereien hatte vernehmen lassen, wurde deswegen zum Tode verurtheilt, und der fromme Mann übernahm selbst die Vollziehung des Urtheils, durchstach den Spottvogel auf öffentlichem Markte mit einem Spieß und erschoß ihn vollends mit einem Feuerrohr.

Schon mehrere Monate hatte der Unfug gedauert, als endlich der Bischoff Franz von Münster mit einem kleinen Heer ausrückte, ihm ein Ende zu machen. Er war aber nicht stark genug, sich der Stadt zu bemeistern. Der Apostel machte mit seinen Wiedertäufern einen Ausfall, tödtete ihm eine Menge Leute und kam mit ansehnlicher Beute in seine Mauern zurück. — Hierauf erschien ihm Gott im Traume, und gebot ihm, nur dreißig seiner Tapfern zu sich zu nehmen und einen

zweiten Angriff zu machen, denn er wolle die Feinde in seine Hände geben und die Herrlichkeit des Höchsten groß an ihm werden lassen. — Dieß geschah. Er nahm dreißig von seinen Tapfern zu sich, machte einen zweiten Ausfall, und wurde von dem ersten Soldaten, der ihm in den Weg trat, erstochen. — Fliehend kamen die andern zurück; allein der Glaube seiner Anhänger wankte nicht.

Nun übernahm der Apostel Schneidermeister, Johann von Leiden, das Regiment. Er war aus der Stadt Leiden, deswegen führte er diesen Namen. Er wirkte ganz in Matthießens Geiste fort und ging noch viel weiter. In Münster errichtete er ein neues Königreich Zion, setzte zwölf Richter über das Volk, und machte den bisherigen Bürgermeister Knipperdolling zum Scharfrichter. Da er nun in der Bibel gelesen hatte, daß die Könige David und Salomo sehr viele Weiber hatten, so führte auch er die Vielweiberei ein, und ging den Bürgern selbst mit seinem Beispiele voran. Erst heirathete er nur drei, nach und nach vermehrte er aber ihre Anzahl bis zu vierzehn. Er fand Nachahmer genug und so wurde denn bald eine große Menge Mädchen mit Männern versorgt, was ihnen gar nicht übel gefiel.

Jetzt stand ein neuer Prophet in dem Volke Zion auf, von Profession ein Goldschmied, dem Gott erschienen war, und dem er geoffenbart hatte, es sei sein Wille, daß Johann von Leiden König seyn, über den ganzen Erdkreis herrschen, mit einem Heer ausziehen, alle Könige und Fürsten tödten, und nur das gemeine Volk leben lassen solle. Sobald der Prophet seine Weissagung ausgesprochen hatte, fiel Johann von Leiden auf die Kniee nieder und sprach dankend mit gen Himmel gerichteten Augen: Meine Brüder, dieß alles

ist mir schon vor vielen Tagen geoffenbaret worden; aber ein anderer als ich mußte es euch verkündigen!

Schneider Johann war also von nun an König von Zion. Er nahm sogleich Minister und Hofleute an, ließ sich zwei Kronen und ein Scepter von dem feinsten Golde machen, und ordnete Audienztage an. Niemand durfte sich unterstehen, Zweifel an dem göttlichen Berufe des neuen Königs zu äußern, wenn er nicht seinen Frevel mit dem Leben büßen wollte. Einer von seinen Weibern, die sich auf solche Art vergangen hatte, hieb König Johann höchsteigenhändig den Kopf ab, und tanzte mit dem umstehenden Haufen um den blutigen Leichnam.

Es wurden noch viele andere Greuel verübt, denen die angrenzenden Fürsten jetzt nicht länger zusehen konnten, zumal da sich von Münster aus schon acht und zwanzig Apostel in die umliegenden Städte zerstreut hatten, um ihre gefährliche Lehre zu predigen, und dem König von Zion ein Heer zu werben. Es wurde daher dem Bischoff von Münster, der noch immer mit seinem Häuflein die Stadt belagerte, Verstärkung zugeschickt. Vielleicht hätte er sie doch aber noch lange nicht erobert, wären nicht zwei gut gesinnte Bürger zu ihm ins Lager gekommen, die ihm ein kleines Pförtlein verriethen, durch welches seine Leute eindringen konnten — Jetzt war es um das neue Königreich geschehen. Man bemächtigte sich in der Nacht der kleinen Pforte, sprengte eines von den Hauptthoren auf, ließ das Kriegsvolk einziehen und nahm Besitz von der ganzen Stadt. König Johann wurde mit seinem Freunde, dem Scharfrichter Knipperdolling, und seinem Minister Krechting, gefangen genommen, erst eine Zeitlang bei verschiedenen Fürsten zur Schau herumgeführt, und endlich unter schrecklichen Martern hingerichtet. Ihre

Körper hing man in eisernen Käfigen an dem höchsten Thurm der Stadt auf.

So wurde das neue Königreich Zion zerstört und die Secte der Wiedertäufer in Teutschland vertilgt.

10.

Fortsetzung. Karls V. Feldzüge gegen Tunis und Algier. Karl V. und Franz I.

(J. 1535 und 1541.)

Zu Algier hausete zu den Zeiten Karls V. ein furchtbarer Seeräuber, der Dei Haradan Barbarossa, vor dem kein Schiff im mittelländischen Meere, und selbst die Küsten von Spanien und Italien, nicht sicher waren. Oefters unternahm er Landungen, bald hier, bald dort, raubte und plünderte und führte die Einwohner ganzer Dorfschaften in die Gefangenschaft ab. An dem allen hatte der türkische Kaiser Soliman, der ein Feind Karls war, großes Wohlgefallen und ernannte Haradan zum Oberbefehlshaber seiner Flotte. Nun wurde natürlich bei seiner verstärkten Macht das Uebel täglich ärger. Kaiser Karl V. nahm sich daher vor, den Uebermuth des Deis zu demüthigen. Der Bei von Tunis war von dem gewaltthätigen Haradan aus seinen Staaten vertrieben worden. Ihn wollte Karl zuerst wieder einsetzen. Er rechnete auf die Unterstützung der mißvergnügten Tuneser und andere vortheilhafte Umstände. Wirklich gelang ihm sein Unternehmen über Erwarten. Er segelte ab mit einer Flotte von 350 Schiffen, die 26,000 Mann Fußvolk und 1200 Reuter führte, und von dem berühmten Admiral, Andreas Doria, einem Genueser, angeführt wurde.

Der erste Angriff wurde auf die Festung Goletta gemacht, welche den Hafen deckte. Sie wurde eingenommen, und die ganze Schiffsflotte fiel zugleich mit ihr in Karls Hände. Nun ging er auf Tunis selbst los. Barbarossa kam ihm mit einem Heere entgegen und wurde in die Stadt zurückgetrieben. Eiligst packte der Barbar jetzt seine Schätze zusammen und entfernte sich. Acht tausend Christensclaven, die in der Citadelle eingeschlossen waren, und unter den Trümmern derselben begraben werden sollten, erhielten Nachricht, daß der abgezogene Bei befohlen habe, die Festungswerke zu sprengen, empörten sich, durchbrachen ihr Gefängniß und öffneten den Belagerern die Thore. Die Stadt Tunis wurde nun selbst erstürmt und in Besitz genommen. Zwei und zwanzig tausend Christensclaven gelangten zu ihrer verlornen Freiheit, und Muley Hassan, der vertriebene Bei, zu seinem Königreich, das er aber von Karl V. zu Lehen nehmen mußte (1535).

Nach seiner Zurückkunft entspann sich ein neuer Krieg mit Frankreich. Karl V. wollte ihn durch einen Zweikampf mit König Franz I. endigen; es kam aber das Gefecht nicht zu Stande. Ein zehnjähriger Stillstand unterbrach 1538 die Fehde; und nun hatten beide Fürsten zu Aiguesmortes, in Nieder-Languedoc, eine persönliche Zusammenkunft, bei welcher sie sich mit solcher Freundlichkeit und solchem Zutrauen begegneten, sich auch einander so viele Beweise von persönlicher Achtung gaben, daß niemand hätte glauben sollen, sie seien jemals Feinde gewesen. Noch mehr erstaunte die Welt, als in der Folge Karl V., von Spanien aus, mitten durch Frankreich nach den Niederlanden reisete, und sogar fünf Tage lang an dem Hof seines ehemaligen Feindes und Gefangenen zu Paris verweilte. Wie leicht wäre es damals dem König Franz gewesen, ihn fest

zu halten! Es fehlte auch nicht an Hofschranzen, die dem König riethen, seinen Vortheil zu benützen; und dem Kaiser Böses mit Bösem zu vergelten. Allein Franz dachte zu edel, um das Gastrecht zu entweihen, und sich eine unritterliche That zu erlauben. Vielmehr bewirthete er Karln mit königlicher Pracht, und ließ ihn mit allen ersinnlichen Ehrenbezeugungen durch sein ganzes Reich geleiten. Franzens Artigkeit war freilich nicht ohne Eigennutz. Er hoffte damit die Belehnung über das Herzogthum Mailand zu erlangen; aber seine Erwartung schlug fehl.

Da Karln seine Unternehmung gegen Tunis so trefflich gelungen war, so wollte er sechs Jahre darauf (1541) sein Glück auch gegen Algier versuchen, um wo möglich den feindlichen Barbarossa, der nicht aufhörte, die spanischen Küsten zu beunruhigen, ganz zu vertreiben. Vielleicht hätte er auch seine Absicht erreicht, wenn er nicht, wider den Rath erfahrner Männer, den Zug gerade in der stürmischen Jahrszeit unternommen hätte. Anfangs ging gleichwohl alles nach Wunsch. Die Flotte lief von Mallorca aus, und langte glücklich an den Küsten von Algier an. Ein Heer von 22,000 Fußgängern und einer Anzahl Reiter wurde an das Land gesetzt, und die Stadt aufgefordert, sich zu ergeben. Es erfolgte eine stolze Antwort. Alle Anstalten wurden nun zur Belagerung getroffen. Allein schon in der zweiten Nacht, ehe noch das Geschütz, die Zelten, die Vorräthe ausgeschifft waren, entstand ein gewaltiger Sturm mit anhaltenden Regengüssen. Die Soldaten, die nirgend ein Obdach fanden, wurden bis auf die Haut durchnäßt und standen bis an die Knöchel im Wasser. Gleich am folgenden Morgen wurde ihr Mißgeschick von den Feinden trefflich benützt. Mit ihrer guten türkischen Reiterei brachen sie hinter den Mauern hervor, machten von

zwei Seiten einen Angriff und säbelten eine Menge Christen nieder. Kaum vermochte man sie wieder zurück zu treiben. Vergebens erwartete Karls Heer Hülfe von der Flotte, die sich selbst nicht zu helfen wußte. Der Sturm wüthete so heftig, daß ein Theil der Schiffe von ihren Ankern losgerissen und auf den Strand geworfen wurde. Das Schiffsvolk, das sich durch Schwimmen zu retten suchte, kam in den Wellen um, oder fand den Tod am Lande unter den Schwerdtern der Barbaren. Vierzehn Galeeren und fast alle kleine Schiffe mit Mannschaft und Ladung, gingen zu Grunde. Die größeren mußten sich dem Meere und ihrem Schicksale überlassen; nur wenige blieben auf ihren Ankern. Das Schlimmste war, daß es dem Heere schon an Lebensmitteln fehlte, denn man hatte nur auf zwei Tage Vorrath mitgenommen. Es mußte sich auf den fürchterlichsten Wegen, über angeschwollene Flüsse und beständig von den Feinden geängstigt, zwölf Meilen weit, bis zu einem Vorgebürge zurückziehen, wohin sich der Ueberrest der Flotte gerettet hatte. Drei Tage lang bekamen weder die Anführer noch der gemeine Soldat etwas anderes zu essen als Pferdefleisch und Wurzeln. Halb todt vor Hunger, Näsſe und Mattigkeit erreichten sie endlich ihre Schiffe, und Karl durfte sich glücklich preisen, doch wenigstens sein eigenes Leben, einen Theil seiner Fahrzeuge und die Mehrzahl seiner Mannschaft aus diesem traurigen Feldzuge zurückgebracht zu haben (1541).

11.

Fortsetzung. Der schmalkaldische Krieg.

(J. 1546).

Fünf Jahre nach dieser unglücklichen Unternehmung brach endlich der schmalkaldische Krieg aus.

Die protestantischen Fürsten hatten die Ruhe, welche ihnen der nürnberger Religionsfriede gönnte, zur Verstärkung ihres Bundes benützt. Die Reformation hatte guten Fortgang gehabt und sich über Meißen, Thüringen, Brandenburg, Kurpfalz verbreitet; mehrere neue Glieder waren dem Bündnisse beigetreten. Fruchtlos wurden dagegen Religionsgespräche und alle andern Mittel angewendet, eine Verständigung mit den Katholiken zu Stande zu bringen. Daher wurde auf dem Reichstage zu Regensburg 1541 beschlossen, daß eine Kirchenversammlung zusammen berufen, und die Religionsangelegenheiten auf derselben zur endlichen Entscheidung gebracht werden sollten. — Wirklich trat diese Versammlung schon im folgenden Jahre zu Trident zusammen. Da aber der Pabst den Vorsitz dabei führte, und da man, anstatt die Lehren der Evangelischen nach der heiligen Schrift unparteiisch zu prüfen, den Widerruf derselben verlangte, und die alten katholischen Glaubenspunkte aufs neue bestättigte, so verwahrten sich die Protestanten dagegen, und wollten sich den gefaßten Beschlüssen nicht unterwerfen. Kaiser Karl hingegen nahm sich jetzt vor, sie mit Waffengewalt dazu zu zwingen. Er schloß daher einen Vertrag mit dem Pabste Paul III., der sich verbindlich machte, ihm 200,000 Kronen Hülfsgelder zu bezahlen, und 12,000 Fußgänger, auch 500 Reiter zu stellen, und sie auf eigene Kosten ein halbes Jahr lang zu unterhalten. Der heilige Vater bewilligte auch dem geld-

bedürftigen Karl auf ein Jahr den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter. Es war ihm außerordentlich daran gelegen, die evangelische Lehre zu unterdrücken, weil er schon seit zwanzig Jahren keinen Heller Einkünfte aus den protestantischen Ländern mehr bezog.

Die evangelischen Fürsten hatten die Gefahr, welche ihnen drohete, schon längst vorausgesehen. Sie standen gerüstet und schlagfertig. An ihrer Spitze befand sich der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, und der Landgraf Philipp von Hessen-Cassel. Sechzig bis siebzig tausend Mann Truppen erwarteten nur ihre Befehle; Karl aber, der sich auf dem Reichstage zu Regensburg befand, hatte zur Zeit, da seine feindlichen Absichten bekannt wurden, nicht mehr als 8700 Mann bei sich. Nichts wäre leichter gewesen, als ihn mit diesem kleinen Häuflein Truppen zu überrumpeln und aufzuheben. Dieß würde auch geschehen seyn, wenn die schmalkaldischen Fürsten, die schon bis zur Donau vorgerückt waren, den Rath ihres muthigen und erfahrenen Feldherrn, Schertlin von Burtenbach, befolgt hätten; allein ihre Uneinigkeit und Unentschlossenheit vereitelte die weisesten Masregeln. Sie fürchteten sich, den Kaiser anzugreifen, oder wie Schertlin sich ausdrückte, den Fuchs zu beissen und ihre Länder zu verlieren. Schon hatte sich dieser tapfere Mann der tyrolischen Engpässe und der Stadt Innsbruck bemächtigt, um den päbstlichen Truppen den Zugang abzuschneiden; auf Befehl der Fürsten mußte er sie aber wieder räumen; er wollte den Kaiser bei Regensburg überrumpeln; es wurde ihm untersagt; alle kräftige Unternehmungen wurden verworfen. Karl hingegen schonte der Fürsten desto weniger. Er erklärte den Kurfürsten von Sachsen, und den Landgrafen von Hessen in die Acht, als Ungehorsame, Untreue, Pflicht- und Eidbrüchige, Rebellen,

Aufrührer, Verächter und Verletzer der kaiserlichen Majestät, und als Landfriedensbrecher.

Nach einer solchen Erklärung sollte man nicht glauben, daß die Fürsten mehr die geringste Schonung beobachtet haben würden; und doch schonten sie noch den Kaiser. Er entfernte sich von Regensburg und bezog zu Landshut ein festes Lager. Schertlin rieth wieder zum Angriffe, denn noch immer waren ihm die Fürsten zehnmal überlegen. Aber dieser Schritt schien ihnen so gewagt, daß sie ihn nicht genug überlegen konnten. Drei Tage brachten sie mit Berathschlagungen zu; ehe sie aber einig wurden, langten wohlbehalten 12,000 Mann päbstliche Truppen und 6000 Spanier zu Karls Verstärkung an. — Der Kaiser zog sich jetzt erst wieder nach Regensburg, dann nach Ingolstadt. Die Verbündeten, die noch immer doppelt so stark waren als er, rückten ihm nach, und schickten ihm zweimal Fehdebriefe ins Lager. Karl ließ ihren Abgeordneten zur Antwort sagen, wenn sie sich noch einmal erdreisteten, mit solchen Briefen vor ihm zu erscheinen, so sollten sie einen Strick um den Hals bekommen. Nun schien ein Treffen unvermeidlich; beide Heere rückten in Schlachtordnung aus, das Geschütz fing an zu spielen; die kaiserliche Mannschaft wurde in Unordnung zurückgetrieben. Der muthige Schertlin wollte nun schnell die Verwirrung benützen und sie vollends in die Flucht schlagen; allein der Landgraf hielt ihn mit Ungestümm zurück. Der tapfere Mann hätte darüber von Sinnen kommen mögen; allein es half nichts; man ließ den Sieg abermals aus den Händen.

Nach langem vergeblichen Streiten, Schreien und Schießen, zog sich in einer dunkeln Nacht das ganze Bundesheer zurück. Karl konnte seinen Augen kaum trauen, und mußte herzlich lachen, da er am folgenden

Morgen nicht einen einzigen Mann mehr sah. Die Bundesgenossen hatten Nachricht von dem Anmarsch eines Korps von 20,000 Niederländern erhalten, die ein Graf von Bören dem Kaiser zur Verstärkung zuführte; sie wollten ihnen entgegen gehen und ihre Vereinigung mit dem kaiserlichen Heere verhindern. Indem sie aber nach der einen Seite marschirten, langten die Niederländer von einer andern wohlbehalten an.

Beide Heere waren nun einander an Stärke ungefähr gleich. Karl verhielt sich daher nicht länger vertheidigungsweise, sondern nahm Neuburg, Donauwörth und alle feste Plätze an der Donau weg; dem Herzog Moriz von Sachsen aber ertheilte er Befehl, die Länder des geächteten Kurfürsten von Sachsen zu besetzen. Dieß geschah; und nun jagten beide durch ihre Bewegungen den Bundesgenossen solchen Schrecken ein, daß sie für rathsam hielten, um Frieden und Gnade zu bitten. Karl verlangte, es sollten sich ihm, ehe er eine Antwort ertheilte, der Kurfürst und der Landgraf auf Gnade und Ungnade ergeben. Da diese Forderung aber zu überspannt war, so zerschlugen sich die Unterhandlungen. Nichts vermochte aber den Kurfürsten länger in Ober-Teutschland zu verweilen. Er überließ seine dasigen Bundesgenossen ihrem Schicksale, und eilte mit dem größten Theile des Heeres nach Sachsen zurück.

Es gelang ihm, seine Lande in weniger als vierzehn Tagen den Händen seines treulosen Vetters Moriz wieder zu entreissen. Dieser Herzog Moriz war ein junger feuriger, kraft- und talentvoller, aber nicht sehr gewissenhafter Held. Er liebte nicht den Kurfürsten und wurde nicht von ihm geliebt. Moriz trat schon früh in die Dienste des Kaisers, der ihm ein Commando in Frankreich übergab, und ihm bei dem

Ausbruche des schmalkaldischen Kriegs die Kurwürde und die Kurlande seines Vetters versprach. Johann Friedrich, der nichts hiervon ahnete, übertrug während seines Feldzugs eben diesem Moriz die Aufsicht über seine Staaten. Kaum aber war die Acht über den Kurfürsten ausgesprochen, so setzte dieser sich in den Besitz der Kurlande, und gab sich so der ganzen Welt als einen falschen, unedlen und eigennützigen Menschen zu erkennen. Nach Johann Friedrichs Zurückkunft verlor Moriz nicht nur wieder die besetzten Lande, sondern er kam auch in Gefahr, vor der Ankunft des Kaisers ganz erdrückt zu werden, nachdem eine Verstärkung von 7000 Mann kaiserlicher Truppen, die ihm der Markgraf Albrecht von Brandenburg zuführte, war geschlagen worden.

Dem Kaiser ging indessen in Süd-Teutschland alles nach Wunsch. Ein schmalkaldisches Bundesglied unterwarf sich ihm da nach dem andern und bat um Gnade. Alle mußten aber diese Begnadigung theuer genug bezahlen. Der Herzog von Würtemberg z. B. hatte 300,000 Goldgulden Strafgelder zu erlegen, die Stadt Ulm 100,000, Frankfurt 80,000, Augsburg 150,000 und die übrigen Städte nach Verhältniß. So füllte Karl seine leeren Kassen, und konnte nun mit desto größerer Sicherheit und Ueberlegenheit seinen übrigen Feinden zu Leibe rücken.

12.

Fortsetzung. Die Schlacht bei Mühlberg. Unglückliches Schicksal des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen-Cassel.

(Jahr 1547).

Im Monat März 1547 brach Kaiser Karl V. aus Ober-Teutschland auf und marschirte über Eger nach Sachsen. Der Kurfürst befand sich damals in Meissen, und wurde durch des Kaisers Ankunft, den er noch in Ober-Teutschland glaubte, nicht wenig überrascht. Er hatte nicht mehr als 9000 Mann bei sich; das kaiserliche Heer aber bestand aus 30,000 Fußgängern und 5000 Reitern. Unter solchen Umständen konnte er nichts bessers thun, als eiligst über die Elbe zu gehen, und die Brücke hinter sich abzubrennen. Dieß geschah, und nun da der breite Strom die Feinde von ihm trennte, hielt er sich für ganz sicher, und da es eben ein Sonntag war, ließ er sich nicht abhalten in die Kirche zu gehen. Unter der Predigt wurde ihm berichtet, es ließen sich drei Haufen feindlicher Truppen am linken Ufer der Elbe sehen; er achtete aber nicht darauf, denn er glaubte, es sey nur eine Abtheilung von der Mannschaft des Herzogs Moriz, und blieb also ruhig sitzen. Bald darauf breitete sich aber das ganze kaiserliche Heer an dem Gestade aus; die Spanier sprangen in den Fluß und feuerten auf die sächsischen Vorposten. Anstatt ihren Uebergang zu verhindern, zog sich jetzt Johann Friedrich in aller Eile nach Wittenberg zurück. Doch es war schon zu spät. Ein Bauer, dem die Sachsen den Tag vorher seine Pferde weggenommen hatten, ging aus Rachsucht hin und zeigte dem kaiserlichen Heere eine Fährt,

das heißt eine seichte Stelle im Strom, wo die Reiterei ohne Gefahr hinüber setzen konnte. Karl ließ das Fußvolk zurück, stellte sich an die Spitze seiner Reiter, ging über den Strom und jagte dem Feinde nach. Nicht weit von dem Städtchen Mühlberg holte er die Sachsen ein. Die Schlacht begann. Der Kurfürst, obgleich außerordentlich dickleibig, schlug sich mit großer persönlicher Tapferkeit. Seine Reiterei mußte am Ende weichen; das Fußvolk wurde größtentheils niedergehauen. Er selbst sah sich gezwungen zu fliehen, wurde aber eingeholt und nach einer muthigen Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Ueber die linke Backe hatte er einen bedeutenden Säbelhieb erhalten, und blutete sehr stark. In diesem Zustande brachte man ihn auf das Schlachtfeld zurück vor den Kaiser, von dem er sehr übel empfangen wurde. Auf seine demüthige Bitte um ein fürstliches Gefängniß, erhielt er zur Antwort, er solle gehalten werden wie er es verdient habe. — Zugleich mit ihm wurde der Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg gefangen, und von seinem ganzen Heereshaufen entkamen kaum 400 Mann. Alle übrigen wurden getödtet oder gefangen genommen.

Des Kurfürsten Schicksal schien eine üble Wendung zu nehmen, denn der Kaiser ließ ihn vor ein Kriegsgericht unter dem Vorsitz des Herzogs von Alba ziehen, das ihn als einen geächteten Rebellen zum Tode verurtheilte. Nur durch Unterschreibung der härtesten Bedingungen konnte er sein Leben retten. Er mußte der Kurwürde und seinen Kurlanden entsagen, die Städte Wittenberg und Gotha sogleich an den Kaiser übergeben, und in der Gefangenschaft bleiben, so lange es Karln gefallen würde. Alle seine Güter wurden eingezogen, doch sollte seinen Kindern ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden bleiben, und ihnen hierzu gewisse Städte,

Schlösser und Aemter angewiesen werden. — Johann Friedrich unterwarf sich mit Ergebung seinem traurigen Loose, das man ihm wenigstens durch eine gute Behandlung zu versüßen suchte.

Nach der Schlacht bei Mühlberg zerstreuten sich die schmalkaldischen Bundestruppen; der Bund war so gut als aufgelöst; auch der Landgraf von Hessen mußte die Waffen niederlegen. Kaiser Karl verlangte aber noch viel mehr von ihm: Er sollte sich ihm auf Gnade und Ungnade unterwerfen, sollte alle seine Festungen schleifen, bis auf eine, ihm alles grobe Geschütz ausliefern, fußfällig Abbitte thun und 150,000 Gulden Strafe bezahlen. Der Landgraf sträubte sich anfangs gegen diese harten Bedingungen; allein durch Widerstand wurde seine Sache noch viel schlimmer. Jetzt hatte er doch noch Hoffnung, seine Lande sich und seinen Kindern zu erhalten; wagte er aber den ungleichen Kampf mit dem mächtigen Karl, so konnte er, wie Johann Friedrich, Alles verlieren. Diese Gefahr stellten ihm vorzüglich sein Schwiegersohn, der Kurfürst Moriz von Sachsen, und Joachim, Kurfürst von Brandenburg vor, und suchten ihn zu bereden, das kleinere Uebel dem größeren vorzuziehen. Sie bürgten ihm auch für die Erhaltung seiner persönlichen Freiheit, und brachten ihm eine schriftliche Versicherung daß ihm seine Ergebung weder zu einer Leibesstrafe, noch zu einigem Gefängniß gereichen sollte.

Nun war Landgraf Philipp bereit, sich seinem Schicksal zu unterwerfen. An einem bestimmten Tage verfügte er sich nach Halle, wo der Kaiser ihn erwartete, unterschrieb da alle Bedingnisse und wurde dann am 9. Juni 1547 zur öffentlichen Audienz geführt. Karl erwartete ihn in einem großen Saale auf einem Thron, umgeben von einer Menge teutscher, spanischer, italienischer Fürsten und Edelleute, die alle Zeugen von Phi-

lipps Demüthigung seyn sollten. Jetzt öffnete sich die Thür, der Landgraf trat herein, begleitet von seinem Kanzler. Er glaubte vor Scham in die Erde zu versinken, als er die Augen einer so zahlreichen und glänzenden Versammlung auf sich gerichtet sah. Doch es war zu spät zurück zu treten: Er mußte niederknieen und die Abbitte leisten, wie sie ihm vorgeschrieben war. Er sagte in derselben, es sei ihm sein Vergehen von Herzen leid, er wolle sich willig dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, und ihn um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen bitten, ihm das Vergangene allergnädigst zu verzeihen. Diese Abbitte las ihm sein Kanzler vor, der hinter ihm knieete und der Landgraf sprach sie nach. Bei der demüthigendsten Stelle verzog sich sein Mund zu einem hämischen Lächeln. Der Kaiser bemerkte es und hub zornig und drohend gegen ihn den Finger auf mit den Worten: „Warte, ich will dich lachen lehren.“ — Diesem Lächeln allein hatte Philipp, wie es scheint, den langen Verlust seiner Freiheit, und die harte Behandlung zuzuschreiben, die ihm wiederfuhr.

Abends wurde er mit den beiden Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg, von dem Herzog von Alba zur Tafel gebeten. Hier vernahmen sie zu ihrem größten Erstaunen, daß der Landgraf des Kaisers Gefangener sei. Philipp wollte rasend werden vor Unmuth und Zorn; er schrie über Verrätherei, und die Kurfürsten, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten, schrieen mit. Der kaiserliche Minister Granvella war zugegen; sie beriefen sich auf seine schriftliche Versicherung, daß dem Landgrafen seine Ergebung nicht zu einer Leibesstrafe, noch zu einigem Gefängniß gereichen solle. Er sagte aber, dieß müsse ein Schreibfehler seyn, denn im Concept stehe zu ewigen Gefäng-

niß. — Ein so schändliches Spiel trieben diese Spanier mit Treue und Glauben.

Umsonst machten die beiden Kurfürsten dem Kaiser die dringensten Vorstellungen, umsonst baten sie ihn zu erwägen, wie tief sie an ihrer Ehre gekränkt werden würden, wenn Philipp nicht seine Freiheit wieder erlangte, für die sie sich verbürgt hatten. Nur eine schwache Hoffnung machte ihnen Karl für die Zeit, da erst Philipp die vornehmsten Bedingnisse des Vertrags erfüllt haben würde. — Um dem Kaiser auch diesen Vorwand zu benehmen, ertheilte der Landgraf Befehl, ihm ungesäumt alle sein Geschütz auszuliefern und die 150,000 Gulden Strafgelder zu bezahlen. Er blieb aber dessen ungeachtet in der Gefangenschaft und mußte dem Kaiser auf allen seinen Zügen nachfolgen.

So unterlag also der schmalkaldische Bund Karls Uebermacht. Moriz war schon vorläufig mit der Kurwürde belehnt worden und Karl V. blieb eine Zeitlang unumschränkter Herr über Teutschland.

13.

Kurfürst Moriz im Kampf mit dem Kaiser.

(Jahr 1552.)

Alle Versuche Morizens, seinem Schwiegervater, dem Landgrafen von Hessen, die verlorne Freiheit wieder zu verschaffen, blieben fruchtlos. Karl hörte nicht auf seine Fürbitten, er achtete selbst nicht die Fürsprache sämmtlicher Reichsstände, die sich 1547 auf dem Reichstag zu Augsburg für den Gefangenen verwendeten. Erst ließ er ihn nach Oudenarde, dann nach Mecheln in die Niederlande bringen, wo Philipp mit außerordentlicher Strenge behandelt wurde. Noch schlimmer wurde sein Loos nach einer fehlgeschlagenen Flucht, die er ver-

suchte. Man sperrte ihn von dort an in ein Kämmerchen, mit vernagelten Festern ein, das kaum zehen Fuß lang war. Zwei von seinen Leuten, die zu seiner Entweichung behülflich gewesen waren, wurden auf der Stelle niedergestochen, die andern erst gefangen gesetzt, dann hingerichtet (1550).

Diese schnöde Behandlung seines Schwiegervaters konnte Moriz nicht länger mit ansehen. Er nahm sich daher in der Stille vor, ihn mit Gewalt zu befreien. Es fand sich ein herrlicher Vorwand für ihn, ohne Aufsehen zu erregen, ein mächtiges Kriegsheer zusammen zu ziehen; die Stadt Magdeburg war nämlich wegen ihrer Widerspenstigkeit gegen die einstweiligen Religionsverfügungen in die Acht erklärt worden, und Kurfürst Moritz hatte den Befehl erhalten, dieselbe an ihr zu vollziehen. Nun hatte er die Mittel in den Händen, von dem Kaiser zu ertrotzen, was er ihm in der Güte nicht zugestehen wollte. Er schickte aber erst nochmals eine feierliche Gesandtschaft an Karln, der sich damals zu Innsbruck aufhielt, die um die Befreiung des Landgrafen anhalten sollte, und zu gleicher Zeit erschienen mit derselben Bitte die Gesandten vieler anderer teutschen Fürsten; allein umsonst war ihre vereinte Vorstellungen. Der Kaiser beharrte noch immer fest auf seinem starren Sinne. —

Jetzt war Moriz entschlossen, seinen Vorsatz auszuführen. Schon vor dem Abgang der Abgeordneten hatte er heimlich ein Bündniß mit dem französischen König Heinrich II. geschlossen. Der Kaiser ahnete nichts von seinen Absichten. Er saß ruhig und sorgenlos in Tyrol, hatte den größten Theil seiner Truppen abgedankt und die übrigen weit umher zerstreut. Moriz erhielt ihn in seiner Sicherheit durch die freundschaftlichsten Schreiben, versprach ihn nächstens zu Innsbruck

zu besuchen und ließ sich einstweilen ein Quartier miethen. Ueberhaupt benahm er sich mit einer Verstellungskunst, einer Falschheit, die kaum ein Beispiel in der Geschichte hat. Karl wurde gewarnt; er setzte aber ein so unbeschränktes Zutrauen in Morizens teutsche Redlichkeit, daß er lange keiner zweideutigen Nachricht Gehör geben wollte. Ueberdem hatte er einige von Morizens Geheimschreibern bestochen, und von diesen erhielt er immer die besten Berichte von ihres Herrn Treue und Ergebenheit. Er wußte aber nicht, daß der listige Moriz ihr Verständniß endeckt hatte, und daher nichts vor ihnen laut werden ließ, als was er wollte, daß sie dem Kaiser schreiben sollten.

Im Frühjahr 1552 brach er endlich los. Er hatte seine Belagerungstruppen nicht abgedankt, obgleich die Stadt Magdeburg schon längst capitulirt hatte. An ihrer Spitze eilte er in Gewaltmärschen nach Ober-Teutschland, und vereinigte sich unterwegs mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach. Am zwölften Tage stand er schon vor den Thoren von Augsburg. Moriz bekannte sich zur evangelischen Religion: Er konnte daher auf die Unterstützung der protestantischen Fürsten und Städte rechnen. Deswegen macht er in einem Manifeste bekannt, daß er wider Kaiser Karl zu Feld zöge, nicht nur, weil Karl den Landgrafen von Hessen und den ehemaligen Kurfürsten, Johann Friedrich, noch immer gefangen hielte, sondern vorzüglich, weil derselbe die evangelische Religion auszurotten, die ganze Reichsverfassung umzustürzen und die Fürsten zu seinen Knechten herabzuwürdigen suche. „Deswegen, sagte er, wolle er mit Heereskraft und gewaltiger Hand das beschwerliche Joch der viehischen Servitut und Dienstbarkeit von sich

werfen, und die alte löbliche Libertät und Freiheit seines geliebten Vaterlandes acerrime vindiciren und erretten." In einem solchen Styl wurden damals die Staatsschriften abgefaßt.

Moriz rückte weiter. Jetzt, da bei dem Kaiser Berichte einliefen, daß der Kurfürst sich nur noch einige Tagreisen von Innsbruck mit einem Heere von 25,000 Mann befinde, und die Franzosen in Lothringen eingefallen seyen, jetzt konnte er freilich an der Verrätherei nicht länger zweifeln. Moriz erstürmte die Ehrenberger Klause, den Schlüssel zu Tyrol. Karl war in Gefahr überrumpelt und gefangen genommen zu werden. Ungesäumt mußte er daher auf seine Rettung bedacht seyn. Von Gichtschmerzen gequält, bestieg er in der Nacht eine Sänfte, ließ sich durch die Engpässe der tyroler Gebirge von seinen Dienern mit Fackeln leuchten, und flüchtete sich nach Trient, wo damals die Kirchenversammlung erneuert wurde, die auf die Nachricht von Morizens Anmarsch schnell auseinander stäubte. Karl selbst hielt sich nur wenige Stunden auf, und setzte auf rauhen Wegen seine Flucht nach dem Flecken Villach in Kärnthen, unweit Klagenfurt, fort. Der unglückliche Johann Friedrich, der noch in seinem Gefolge war, erhielt jetzt seine Freiheit wieder.

Kurfürst Moriz bedauerte sehr, daß er zu spät zu Innsbruck eingetroffen war: denn hätte er den Kaiser in seine Gewalt bekommen, so würde er ihm nach eigenem Gefallen die Friedensbedingungen vorgeschrieben und dem Krieg ein schnelles Ende gemacht haben. Sein Heer, dem an den Gütern des Kaisers mehr gelegen war, als an seiner Person, entschädigte sich durch die Plünderung des kaiserlichen Schlosses. Moriz gab den Soldaten auch alles Eigenthum der Spanier preis; die Bürgerhäuser mußten sie aber verschont lassen. —

Bald darauf, im Mai 1552 kam zu Passau zwischen Karl, oder vielmehr seinem Bruder Ferdinand und Moriz ein Vertrag zu Stande, durch welchen der Landgraf Philipp seine Freiheit wieder erlangte, den geächteten schmalkaldischen Bundesgenossen aber die Acht erlassen und allen in dem Aufstand gegen den Kaiser befangenen Personen Verzeihung zugesagt wurde. Die Religionsspaltungen wollte man auf dem nächsten Reichstage beilegen. So machte also Kurfürst Moriz Frieden, und beging dadurch eine neue Treulosigkeit, nämlich an seinen Bundesgenossen, den Franzosen, um die er sich nicht weiter bekümmerte. Sie wußten sich aber auch ohne ihn recht gut zu helfen. Es waren nämlich von ihnen die drei Bisthümer, Metz, Toul und Verdun besetzt worden. Sie behielten sie und ließen sich nicht mehr daraus verdrängen.

Ein Jahr nach dem Passauer Vertrag verlor Moriz der dreifache Verräther, das Leben in einer Schlacht gegen seinen ehemaligen Freund, Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der durchaus nicht Frieden machen, sondern lieber wie ein Räuber die teutschen Provinzen durchziehen und ausplündern wollte. Albrecht wurde geschlagen und abermals geschlagen. Endlich sah er sich genöthigt, einen Zufluchtsort in Frankreich zu suchen. — Der abgesetzte Kurfürst, Johann Friedrich, starb 1555 zwei Jahre nach Moriz in dem kleinen Besitzthume, das ihm dieser gelassen hatte. Dem neuen Kurfürsten Moriz folgte sein Bruder August in der Regierung.

Endlich wurden in dem Jahr 1555 auf einem Reichstage zu Augsburg die Religionszwistigkeiten durch den sogenannten Religionsfrieden ausgeglichen. Die Protestanten erlangten durch denselben überall im teutschen Reiche freie Religionsübung und gleiche Rechte mit

den Katholiken; wenn aber ein Bischoff oder anderer Prälat künftig zum evangelischen Glauben übertreten würde, so sollte er sogleich seine Pfründe verlieren. — Dieser Punkt war den Protestanten sehr nachtheilig: sie mußten aber vor der Hand nachgeben und sich mit den Kirchengütern begnügen, die sie schon früher an sich gezogen hatten.

14.

Karl V. legt die Regierung nieder (1556). Sein Tod (1558).

Karl V. wurde oft von Gichtschmerzen, Podagra und andern Uebeln gequält, die zuweilen so anhaltend und angreifend wurden, daß er nicht mehr das Zimmer verlassen konnte. Er verlor dabei seine ganze Geistesmunterkeit, und versank in finstere Schwermuth, ja in völlige Sinnlosigkeit. Neun Monate lang war er einmal nicht zu bewegen, einen Brief oder eine andere Schrift zu unterzeichnen. So war es denn kein Wunder, daß er sich wegsehnte aus dem Getümmel der Welt nach Ruhe und Einsamkeit. Das Unglück, das er in den letzten Jahren erfahren hatte, verleidete ihm noch mehr die Herrlichkeit dieser Erde. Er besorgte seinen Ruhm zu überleben, und wollte daher lieber freiwillig abtreten von dem Schauplatz, so lange es noch Zeit war, und seine übrigen Tage in klösterlicher Einsamkeit dem Himmel widmen. Er berief daher seinen Sohn Philipp, dem er schon im vorigen Jahre das Königreich Neapel abgetreten hatte, zu sich nach Brüssel, und übergab ihm erst die Niederlande, und am Ende auch die spanischen Erbstaaten; die teutsche Krone aber überließ er seinem Bruder Ferdinand, der ohnehin schon römischer König war.

Zu seinem künftigen Aufenthalt hatte er sich ein spanisches Kloster in der Provinz Estremadura, und in der Nähe der Stadt Placentia, in einer reizenden Gegend, gewählt. An dieses Kloster ließ er sich ein kleines klösterlich eingerichtetes Haus bauen, das er bewohnen wollte. Jetzt da er sich aller Regierungsgeschäfte vollends entledigt hatte, verfügte er sich mit seinen zwei Schwestern, den verwittweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, die sich mit ihm aus der Welt entfernen wollten, nach Seeland. Hier wartete seiner eine glänzende Flotte, die ihn aufnahm, und an den Küsten der spanischen Provinz Biscaja an das Land setzte. Dort warf er sich, wie man erzählt, an dem Gestade zur Erde nieder und küßte den Boden mit dem Ausrufe: „Nackt bin ich aus dem Schooße meiner Mutter gekommen, nackt kehre ich wieder zu dir, du allgemeine Mutter der Menschen, zurück.“ —

Unverweilt eilte er nun der stillen Celle seines Klosters zu. Er sehnte sich mit solcher Ungeduld nach Einsamkeit, daß man ihn nur mit großer Mühe bereden konnte, zehn Tage zu Valladolid zu verweilen, wo er seine beiden Schwestern zurückließ. Zwölf von seinen Dienern begleiteten ihn. Zu seinem Unterhalte hatte er sich jährlich 12,000 Ducaten vorbehalten. Wahrlich eine bedeutende Summe für einen Mönch, wenn er sie anders nicht als Mittel betrachtete, sich durch gute Werke das Wohlgefallen des Himmels zu erwerben.

Sein Eckel an der Welt und ihren Freuden nahm nun täglich zu, Er war schwer zu bewegen, jemand zu sprechen. Sein einziger Zeitvertreib waren kleine Spazierritte, der Anbau eines kleinen Gärtchens und einige mechanische Arbeiten, an denen er Gefallen fand. Er verfertigte z. B. hölzerne Uhren, beschäftigte sich auf der Drechselbank u. s. w. Der größte Theil seiner Zeit

war aber den Andachtsübungen gewidmet. Er las keine andere als Erbauungsbücher. Täglich wohnte er zweimal dem Gottesdienste bei, und zur Abwechslung geißelte er sich öfters bis aufs Blut. Bei einer solchen Entbehrung aller Lebensfreuden mußte nothwendig seine Schwermuth, wozu er immer großen Hang hatte, täglich zunehmen; der Gedanke an Tod und Grab hingegen immer lebhafter in ihm werden. So gerieth er auf den Einfall, lebendigen Leibes seine Todtenfeier begehen zu lassen. In der Klosterkirche wurde ein prächtiges Trauergerüste aufgerichtet, die Kirche selbst ganz schwarz ausgeschlagen und mit einer großen Menge Wachskerzen erleuchtet. Auf dem Gerüste lag er in seinem Sarge, und seine Bedienten standen mit brennenden Wachskerzen in der Hand, in tiefer Trauer um ihn her. Es wurden Seelenmessen für ihn gelesen; die Mönche sangen und beteten, und er selbst betete unter vielen Thränengüssen mit. Zuletzt ließ er sich, als ob er wirklich todt wäre, von der Trauerversammlung beweinen und sich eine sanfte Ruhe von dem Himmel erbitten. Nach der letzten Besprengung mit Weihwasser entfernte sich der ganze Zug und die Thüren wurden geschlossen. Karl blieb noch eine Zeitlang im Sarge liegen; dann erhob er sich, warf sich betend vor dem Altare nieder und kehrte in seine Zelle zurück. Er hatte aber durch diese Feierlichkeit seine Fantasie so sehr erhitzt, daß er den Tag darauf von einem Nervenfieber befallen wurde, an welchem er den 21. September 1558 in dem 59sten Jahre seines Alters dahin starb. — Unter keinem Kaiser, weder vor, noch nach ihm, stand das österreichische Haus auf einer so hohen Stufe von Macht und Glück.

15.

Ferdinand der Erste.

(J. 1556 — 1564.)

Ferdinand I. bestieg also noch zu Lebzeiten seines Bruders Karls V. den teutschen Thron. Er war ein billiger, friedliebender Fürst, der sich redlich bemühete, die Einigkeit in der Kirche wieder herzustellen, und auch den Katholiken einen Theil der Wohlthaten der Reformation genießen zu lassen. Deswegen war er aber auch schon als römischer König dem damaligen Pabst Paul IV. verhaßt. Als ihm nun die teutsche Krone durch den Abtritt Karls V. zufiel, fand sich, daß der heilige Vater ihn nicht als teutschen Kaiser anerkennen und krönen wollte. Ferdinand ließ ihn trotzen und kümmerte sich wenig darum: Hatte ja der Kurfürst und Erzbischoff von Mainz selöst erklärt, die römische Krönung sei ein Lumpenwerk. Von dort an ging auch kein einziger seiner Nachfolger mehr nach Rom.

Ferdinand I. herrschte zu keiner erfreulichen Zeit über Teutschland, denn die feindliche Spannung zwischen den Katholiken und Protestanten dauerte des Religionsfriedens ungeachtet fort. Auf beiden Seiten beobachtete man sich mit Mißtrauen; jede zweideutige Bewegung wurde als eine Anstalt zum Kriege angesehen. Die Katholiken konnten den Verlust so vieler schöner Kirchengüter nicht verschmerzen, die von den protestantischen Fürsten waren eingezogen worden; die Protestanten äusserten laut ihre Unzufriedenheit mit der Klausel des geistlichen Vorbehalts, die sich wider ihren Willen in den Religionsfrieden eingeschlichen hatte. Der Kaiser wendete sich mit seiner Vermittelung bald zu dieser bald zu jener Partei; allein er predigte tauben Ohren. Es wurden Religionsgespräche, es wurde eine Kirchenver-

sammlung veranstaltet: alles umsonst. Als sich bei einem solchen Religionsgespräch die Protestanten bitter über den Ablaßkram, die Kaufmessen, den Bilderdienst, die Ohrenbeichte herausließen, wußte ihnen ihr Gegner Canisius nichts zu antworten, als daß vernünftige Lehrer der katholischen Kirche diese Dinge nie gebilligt hätten. Ei nun, gab man ihm zur Antwort, wenn ihr sie nicht billiget, warum schafft ihr sie nicht ab?

Ferdinand I., ohne selbst Protestant zu seyn, sah ein, daß Recht und Vernunft ganz auf Seiten der Protestanten war. Er verlangte daher mit großem Ernst von dem Pabste eine Reformation der katholischen Geistlichkeit, die noch immer den ärgerlichsten Lebenswandel führte, er forderte für sie die Erlaubniß sich zu verheirathen; die Nichtgeistlichen sollten das Abendmahl unter beiderlei Gestalt empfangen und noch viele andere Glaubenssätze sollten abgeändert oder verbessert werden. Allein von dem allen geschah nichts, und auch die neueröffnete Kirchenversammlung zu Trident (1562) ließ alles beim Alten. Es war daher an keine Vereinigung beider Religionsparteien mehr zu denken. Die Protestanten wurden von den Katholiken als ein abtrünniger Haufe aufrührischer Unterthanen betrachtet, und mit dem feindseligsten Groll verfolgt; die Lutheraner aber verabscheuten die Fesseln des Pabstes und schickten seine Briefe uneröffnet zurück, und zwar schon deswegen, weil sie dilecti filii (geliebte Söhne) überschrieben waren. Sie wollten weder seine Söhne, noch seine Sklaven, noch weniger seine Narren seyn. — So glimmte nun das Feuer gegenseitigen Hasses unter der Asche fort, und Ferdinand starb ohne es löschen zu können.

Den Türken, die Ferdinands Erblande mit einem Einfall bedroheten, kaufte er einen achtjährigen Waffenstillstand mit einem jährlichen Tribut von 30,000 Du-

caten ab. — Dieß scheint ein Flecken in seiner Regierung zu seyn.

16.

Maximilian der Zweite.

(J. 1564 — 1576.)

Maximilian II. war schon zu den Lebzeiten seines Vaters Ferdinand I. zum römischen König erwählt worden: gleichwohl unterfing sich abermals der Pabst, ihm seine Anerkennung zu versagen, und zwar, unter dem Vorwande, die drei ketzerischen weltlichen Kurfürsten können kein Wahlrecht haben. Maximilian II. ließ ihn eifern und blieb ruhig auf seinem Throne sitzen, auf welchem er sich durch Gerechtigkeit und Mäßigung allgemeine Liebe erwarb.

Obgleich ein Freund der Reformation, wollte er doch den Protestanten keine andere Rechte zugestehen, als die ihnen nach dem Herkommen und dem Religionsfrieden gebührten. Als sie daher die Aufhebung des geistlichen Vorbehalts von ihm verlangten, wurden sie mit ihrem Gesuch abgewiesen. Dagegen erlaubte er den Edelleuten in seinen österreichischen Staaten, den evangelischen Gottesdienst auf ihren Gütern einzuführen, und achtete nicht auf die Vorstellungen der Katholiken. Jedem blieb freigestellt, zu welcher Religion er sich bekennen wolle. Niemand hatte das Recht über diese Duldung zu klagen, da der Religionsfriede beiden christlichen Gemeinden gleiche Rechte zusicherte, und die Kirchenversammlung wieder nicht die erwartete Kirchenverbesserung vorgenommen hatte.

Zwölf Jahre lang führte Maximilian II. die Regierung mit Ernst und Einsicht. Seiner Duldung und Menschenliebe, seiner unpartheiischen Verwaltung der

Gerechtigkeit verdankte Teutschland eine fast ununterbrochene Ruhe.

Diese Ruhe wurde jedoch in Franken auf eine ganz unerwartete Weise durch die Grumbachischen Händel gestört.

Von dem zerstreuten Heere des Markgrafen Albrecht von Brandenburg kam nämlich auch ein wilder Schwarm, unter der Anführung eines fränkischen Edelmanns, Wilhelm von Grumbach, in das würzburgische Gebiet und hausete da gleich einer Räuberbande fürchterlich. Grumbach war entschlossen, sich an dem Fürstbischoff Melchior zu rächen, der ihm, unter einem scheinbaren Vorwande, seine Güter weggenommen und sogar die kranke Frau aus dem Hause vertrieben hatte. Grumbachs Klagen bei dem Reichskammergericht, und dem Kaiser selbst, waren bis jetzt vergeblich gewesen; er wollte sich daher mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, selbst Recht verschaffen. Ein Schwarm seiner Leute erhielt von ihm Befehl, den Bischoff gefangen zu nehmen. Dieser wurde bei einem Spazierritte von ihnen überfallen und im Getümmel erschossen. Das geschah noch unter der Regierung des Kaisers Ferdinand (1558). Damit war aber Grumbach noch nicht zufrieden; er wollte auch seine eingezogenen Güter wieder haben. Um sich eine mächtige Stütze zu verschaffen, wandte er sich erst nach Frankreich, und dann an den Herzog, Johann Friedrich von Sachsen, dem er Hoffnung zur Wiedererlangung der verlornen Kurwürde machte. Nun warb er ungesäumt einen ansehnlichen Haufen Reiterei an, fiel in das Würzburgische ein, überrumpelte und plünderte die Stadt Würzburg, und nöthigte den anwesenden Domkapitularen und Räthen einen Vergleich ab, durch welchen sie versprachen, ihm seine eingezogene Güter ungesäumt zurück zu geben, die

Mordgeschichte zu verzeihen und die beim Kammergericht wider ihn angebrachten Klagen zurück zu nehmen (1563).

Allein der Kaiser, dem diese Gewaltthätigkeiten zu Ohren kamen, behandelte dieselben als einen Landfriedensbruch, und erklärte den Grumbach, mit seinem Anhange, in die Acht. Grumbach begab sich jetzt nach Gotha, unter den Schutz des Herzogs, der sich seiner annahm, und sich durch keine Vorstellungen bewegen ließ, ihn auszuliefern. Kaiser Ferdinand I. starb unter diesen Umständen; allein die Reichsacht wurde unter Maximilian II. wiederholt, und dem Herzog ebenfalls, bei Strafe der Reichsacht, geboten, den Grumbach mit seinen Gehülfen einzuziehen und in sichere Verwahrung zu nehmen. Allein Johann Friedrich achtete auf dieß alles nicht; und so kam es denn wirklich so weit, daß ein Reichs-Executionsheer gegen Gotha anrückte. Selbst jetzt wollte der Herzog nicht nachgeben; er vertheidigte sich einige Monate lang, bis endlich die Besatzung, aufgebracht über die Hartnäckigkeit, mit welcher ihr Fürst einen geächteten Mörder in Schutz nahm, sich der Person dieses Grumbachs bemächtigte, ihn in Verwahrung brachte, und dem Kurfürsten August von Sachsen, der das Executionsheer befehligte, die Thore öffnete. Grumbach und der Herzog wurden gefangen genommen, und letzterer nach Dresden abgeführt. Grumbachs Schicksal war schrecklich. Er wurde gefoltert und durch Martern zum Geständniß aller seiner Unthaten gezwungen; dann geviertheilt, das heißt von Pferden lebendig in vier Stücke zerrissen. Während die Pferde an seinen Gliedern zogen, schlitzte ihm der Scharfrichter den Leib auf, riß ihm das Herz aus der Brust, und schlug es ihm ins Gesicht mit den Worten: Siehe da, Grumbach, dein falsches Herz! Drei von

seinen Mitschuldigen wurden enthauptet und zwei gehenkt, allen die sich ferner Fehden und Gewaltthätigkeiten erlauben würden, zum abschreckenden Beispiel.

Johann Friedrich verlor sein Herzogthum, das er an seinen jüngern Bruder abtreten mußte. Er selbst wurde auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, nach Wien abgeführt, durch die vornehmsten Straßen der Stadt zur Schau gefahren, und dann zu ewiger Gefangenschaft nach Steyer in Ober-Oesterreich gebracht, wo er acht und zwanzig Jahre lebte.

Maximilian II. starb allgemein verehrt im Jahr 1576. Das Jahr vor seinem Tode wurde sein Sohn Rudolph zum römischen König gewählt.

17.

Rudolph der Zweite.

(J. 1576—1612.)

Rudolph besaß nicht den Geist, die Klugheit, die Thätigkeit und die liebenswürdige Herzensstimmung seines unvergeßlichen Vaters. In Spanien an einem bigotten Hofe von katholischen Mönchen erzogen, brachte er ihre finsteren Religionsbegriffe, ihren Ketzerhaß, ihre Unduldsamkeit, ihren Verfolgungsgeist mit sich nach Teutschland. Jesuiten umgaben seinen Thron, und indeß er mit gewohnter Trägheit seiner Liebe zur Ruhe und zu eiteln Wissenschaften nachhing, herrschten sie in seinem Namen und leiteten alles nach dem Sinne des päbstlichen und des spanischen Hofes. Es war ein wahres Pfaffenregiment. Man achtete nicht mehr den Religionsfrieden. Die Lutheraner wurden verfolgt, zu allen Staatsämtern für unfähig erklärt, ihre Prediger abgesetzt und zum Theil des Landes verwiesen. Jedermann wußte, daß

Rudolph die Protestanten und ihre Religion von Herzen haßte, und daß seine Minister und Rathgeber eben so dachten wie er. Die geistlichen Fürsten hielten es daher für unnöthig, sich noch länger Zwang anzuthun. Sie hoben in ihren Ländern die evangelische Religion auf, drückten und verfolgten ihre Bekenner, wie es der Kaiser selbst in seinen Erbstaaten that. Die Protestanten ihrer Seits blieben auch nicht müßig und vergolten den Katholiken Haß mit Haß, Unduldsamkeit mit Unduldsamkeit. In Städten, wo sie die Oberhand hatten, machten sie den Katholiken das Bürgerrecht streitig, und gaben nicht zu, daß ein evangelischer Handwerksmann länger als vierzehn Tage einen katholischen Gesellen behalten durfte. Zu Straßburg, Eßlingen und Reutlingen wurde die katholische Religion mit Gewalt verdrängt. In dem Bisthum Eichstädt nahmen die Protestanten eigenmächtig Besitz von mehreren Kirchen, zogen einen katholischen Priester das Meßgewand aus und prügelten ihn zur Kirche hinaus. In Ulm wurde den evangelischen Bürgern bei funfzig Thaler Strafe verboten, den katholischen Gottesdienst zu besuchen. Das Schlimmste war, daß die Lutheraner die Reformirten, und diese jene fast eben so kräftig haßten, schimpften und verfolgten, als die Katholiken. Die Lutheraner nannten die Calvinisten Schriftverdreher und Gotteslängner; die Calvinisten scholten die Lutheraner Brodanbeter, Menschenfresser, Dummköpfe u. s. w. Dadurch entstand Mangel an Einheit in ihrem Verhalten gegen die Katholiken, und so behielten diese stets die Oberhand.

Und was that Kaiser Rudolph, indeß so alles auf den nahen Ausbruch eines fürchterlichen Religionskrieges deutete? Er ließ von seinen Ministern und Rathgebern, den Jesuiten, das Feuer immer mehr anfachen; er selbst aber beschäftigte sich mit der edlen Goldmacherei und

der Astrologie, das heißt mit der eiteln Wissenschaft, welche die Schicksale der Menschen in den Gestirnen lesen lehrt. Mit der Goldmacherkunst vergeudete er sein Gold, anstatt seine Schätze zu vergrößern; und mit der Sterndeuterei verlor er schändlich die Zeit, die er den Regierungsgeschäften hätte widmen sollen, und füllte dabei seinen Kopf mit tausend abergläubischen und thörichten Ideen. Sehr viele Zeit verschwendete er auch mit seinen Pferden und Kunstwerken. Seine Gemählde, Bildsäulen, Gemmen (geschnittene Steine aus dem Alterthum), kosteten ihm unglaubliche Summen; noch mehr aber seine Pferde. Stundenlang konnte er stillschweigend in seinen Pferdeställen spazieren gehen, und seine Augen an dem Anblick der edlen Thiere weiden. Oefters wurde daher der Stall zugleich sein Audienzsaal. Wer etwas bei ihm zu suchen hatte, der konnte ihn am sichersten bei seinen Pferden antreffen. In dem Kabinette waren indessen seine Räthe und die Geistlichkeit geschäftig und arbeiteten immer thätiger an der Vertilgung der Protestanten.

In den Niederlanden ereignete sich während dem ein warnendes Ereigniß, das einem andern als Rudolph wohl hätte die Augen öffnen können über die Folgen harter Religionsbedrückungen. Sieben niederländische Provinzen nämlich, die von seinem Vetter, dem spanischen König Philipp (Sohn Karls V.), ihres Glaubens wegen schwer bedrängt wurden, empörten sich gegen ihren Unterdrücker und schüttelten mit muthiger Hand sein Joch ab. Diese Warnung aber ging für Rudolphen und seine Gehülfen verloren. Anstatt sich unpartheiischer Gerechtigkeit zu befleißigen, wie Kaiser Maximilian II., nahmen sie im Gegentheil bei jeder Gelegenheit die Parthei der Katholiken gegen die Lutheraner, und suchten diese einzeln zu zerdrücken.

Es trat jetzt ein sehr merkwürdiger Rechtsfall ein, der Gelegenheit zur Anwendung des schon mehrmals erwähnten geistlichen Vorbehalts im Religionsfrieden gab. Der Kurfürst und Erzbischoff, Gebhard von Cöln, verliebte sich nämlich in die schöne Gräfin, Agnes von Mannsfeld, und da er sie als Erzbischoff nicht heirathen konnte, nahm er die reformirte Religion an. Sobald dieser Schritt bekannt ward, sprach der Pabst den Bannfluch über ihn aus, und der Kaiser ließ ihn in die Reichsacht erklären. Alsbald betrachtete ihn auch sein Domkapitel als abgesetzt, und wählte an seine Stelle den Prinzen, Ernst von Baiern, der sich von einem spanischen Heer unterstützt, gar bald in den Besitz des Erzstiftes setzte. — Zu Gunsten der Katholiken sollte also der Religionsfriede gelten; wenn aber die Protestanten sich zur Begründung ihrer Rechte darauf beriefen, so wurde keine Rücksicht darauf genommen. Man betrachtete das ganze Erzstifft Cöln als des Kurfürsten Pfründe, und nahm es ihm weg, ohne ihm nur einmal die Verwaltung zu lassen. Seine Unterthanen, die sich bisher größtentheils zu der protestantischen Religion bekannt hatten, wurden wieder zur katholischen gezwungen. Ein ähnlicher Fall kam in Straßburg vor. Die Domnherren waren da uneinig in der Bischoffswahl. Die evangelischen wählten den Prinzen, Johann Georg von Brandenburg; die katholischen den Prinzen von Lothringen, der doch schon Bischoff von Metz war. Gleichwohl blieb es bei der Wahl der Katholiken. — Die evangelische Reichsstadt Donauwörth wollte in ihren Mauern keine öffentliche Processionen der Katholiken dulden. Der Abt des dasigen katholischen Klosters trotzte aber den Rathsverordnungen und hielt Umgänge mit großem Gepränge. Der Pöbel erlaubte sich daher Gewalt gegen ihn, und deswegen wurde die ganze Stadt

in die Acht erklärt. Der Herzog von Baiern, dem die Vollstreckung der Acht aufgetragen war, eroberte die Stadt und behielt sie als Eigenthum. — Anstatt die Rechtssachen der Protestanten gegen die Katholiken unpartheiisch von dem Reichskammergerichte entscheiden zu lassen, wo die Hälfte der Beisitzer evangelisch war, zog sie der Kaiser meistens vor seinen Reichshofrath, der ganz katholisch war. Eben dieser hatte auch die Achtserklärung gegen Donauwörth ausgesprochen.

Aus diesen und noch mehr andern Beispielen, die ich anführen könnte, konnten die Protestanten deutlich genug abnehmen, daß es auf ihre allmählige gänzliche Unterdrückung abgesehen war. Sie waren daher entschlossen, den Land- und Religionsfrieden mit vereinten Kräften zu behaupten. Als sie auf dem Reichstage zu Augsburg 1608 die feierliche Bestättigung des Religionsfriedens verlangten, wurde sie ihnen von dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich Steyermark, der im Namen des Kaisers den Vorsitz führte, rund abgeschlagen. Bei der Erbitterung, die das erregte, sah nun der friedliche Bürger mit Unruhe dem nahen Ausbruch eines neuen schrecklichen Religionskrieges entgegen.

Die Unzufriedenheit mit Rudolphs Regierung stieg indessen immer höher, und zwar nicht nur bei den Protestanten im Reiche, sondern auch bei den Katholiken in Oesterreich, Ungarn und Böhmen. Ungarn wurde von den Türken geängstigt und von des Kaisers eigenen Truppen ausgeplündert. Er selbst ließ sich auch nicht ein einzigesmal da sehen. So entstand endlich durch die frechen Räubereien, die täglich von den Soldaten begangen wurden, und die stumpfe Gleichgültigkeit, womit Rudolph die Beschwerden der ungarischen Abgeordneten anhörte, ein förmlicher Aufruhr. Hierzu kam noch ein anderer Umstand. Kaiser Rudolph hatte nämlich

keine Kinder. Matthias, sein ältester Bruder, war folglich sein nächster Erbe; Rudolph aber haßte ihn und hätte seine Lande lieber seinem Vetter Leopold, Bischoff von Passau und Straßburg, zugewendet. Um dieß zu verhindern, und die Unruhen in Ungarn zu stillen, vereinigte sich Matthias mit seinen übrigen Brüdern und nöthigte den Kaiser, mit den Waffen in der Hand, ihm 1608 Ungarn und Oesterreich abzutreten, und sich mit Böhmen allein und der Kaiserwürde zu begnügen. Seine Unduldsamkeit gegen die Protestanten und seine Trägheit bereiteten ihm aber hier neues Unglück. Die böhmischen Lutheraner verlangten nämlich freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium und die Einräumung der Prager Academie. Nichts von dem allen wollte ihnen Rudolph zugestehen, denn er wurde unermüdet von seinen bösen Rathgebern, den Jesuiten, bearbeitet. So kam es denn auch hier zu aufrührischen Auftritten. Die böhmischen Stände hielten wieder sein Verbot, eigene Zusammenkünfte, beschützt von bewaffneten Bürgerschaaren, und trotzten ihm den sogenannten Majestätsbrief ab, durch welchen er ihnen alle ihre Forderungen bewilligen mußte. Die teutschen protestantischen Fürsten blieben auch nicht länger unthätig. Sie schlossen zu ihrer Selbsterhaltung in Schwäbisch-Hall einen Bund, die evangelische Union genannt, dem auch mehrere bedeutende Städte, wie Nürnberg, Ulm, Straßburg beitraten (1610). Die Katholiken aber setzten ihnen einen andern Bund, die Liga entgegen, an deren Spitze der Herzog Maximilian von Baiern stand. Dieß alles waren Vorspiele des dreißigjährigen Krieges. In der Folge, da Rudolph ein kleines Heer von 12,000 Mann in Böhmen einrücken ließ, um den Besitz dieses Landes nach seinem Tode dem Herzog Leopold zuzusichern, glaubten die Protestanten, es sei da-

mit auf ihre Unterdrückung abgesehen. Darüber kam es zu einem Aufstande, den des Kaisers Bruder Matthias benützte, nach Böhmen zu eilen, und sich auch dieses Land zuzueignen. Rudolph wurde förmlich abgesetzt und gezwungen, eine Entsagungsurkunde zu unterzeichnen. Er that es, weil er nicht anders konnte, voll Ingrimm, warf wüthend seinen Hut auf die Erde, und zerbiß die Feder mit den Zähnen. Die Kaiserwürde behielt er vor der Hand. Die teutschen Reichsfürsten aber, die er um Hülfe ansprach, antworteten ihm mit bitteren Vorwürfen und ließen ihm sagen, es sey nöthig, ihm einen Nachfolger zu wählen. Hierüber erschrack er so heftig, daß er starb (1612). Bis zu seinem Tode blieb er im Besitz des Prager Schlosses und eines Jahrgeldes von 300,000 Gulden.

18.

Matthias. Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs.

(J. 1612 — 1619.)

Die Wahl der teutschen Fürsten fiel nach Rudolphs II. Tode auf König Matthias, als den ältesten unter den Fürsten des österreichischen Hauses. Die Protestanten widersetzten sich derselben nicht, ob sie sich gleich eben so wenig Ersprießliches von ihm zu versprechen hatten als von seinem Vorfahrer. Wie Rudolph, war er von den Jesuiten erzogen worden, und hatte schon in früher Kindheit ihre Grundsätze, ihren Ketzerhaß und Verfolgungsgeist eingesogen. Noch jetzt als Kaiser ließ er sich ganz von ihnen leiten. Einer aus ihrem Orden, der Kardinal Melchior Klesel, war sein vornehmster Rathgeber. Dieser war es der ihm

rieth, sich lieber alle katholische Kirchen von den Protestanten mit Gewalt wegnehmen zu lassen, als ihnen eine einzige in der Güte einzuräumen. Was mit Gewalt ergriffen worden ist, sagte er, das kann auch mit Gewalt wieder weggenommen werden; was man aber einmal förmlich in der Güte zugestanden hat, das bleibt für immer verloren.

Nicht besser als Rudolph und Matthias war ihr Vetter, der Erzherzog Ferdinand von Kärnthen, gegen die Protestanten gesinnt. Wie sie, so hatte auch er eine jesuitische Erziehung genossen. Er glaubte so fest an die allein seligmachende katholische Kirche, war so ganz überzeugt, daß unter so viel hundert Millionen Menschen auf Gottes weiter Erde, nur die Katholiken allein in den Himmel eingehen können, daß er dachte, den Protestanten keine größere Wohlthat erweisen zu können, als wenn er sie durch alle Mittel der Güte und Gewalt nöthigte, zu dem alten Glauben zurück zu kehren. In dieser Absicht ließ er in Steyermark, Kärnthen und Krain eine große Menge Galgen und Räder errichten, und gestattete seinen Unterthanen keine andere Wahl, als ob sie an den Galgen hangen, oder auswandern, oder sich zur katholischen Religion bekennen wollten. Die meisten wählten die Auswanderung; und so brachte er es in kurzer Zeit glücklich dahin, daß kein evangelischer Prediger es mehr wagen durfte, die Kanzel zu besteigen.

Desto lauter donnerten, schmäheten und schimpften jetzt die katholischen Geistlichen wider die abscheuliche Sekte der Lutheraner; nannten Luthern des Teufels Spießgesellen, und behaupteten es sei besser, sich mit dem Satan selbst, als mit solcher Höllenbrut zu verheirathen. Mit Weihwasser schrieen sie, kann der Satan doch wieder vertrieben werden, aber an einem Lutheraner ist Kreuz, Taufe und Salböl verloren. — So

wurde der katholische Pöbel durch seine Prediger bis zur Wuth erhitzt.

Kaiser Matthias war kinderlos, so wie alle seine Brüder. Nach seinem Tode hätten seine Staaten an den ältesten unter ihnen fallen sollen; allein keiner fand Gefallen an den Regierungsgeschäften. Sie beredeten ihn daher, ihren Vetter, den bigotten und fanatischen Erzherzog Ferdinand, der die Menschen mit Gewalt in den Himmel treiben wollte, zu seinem Nachfolger zu erwählen. Dieß geschah. Matthias ließ ihn zuerst als künftigen König von Böhmen ausrufen. Die böhmischen Stände widersetzten sich nicht sonderlich; nur machten sie zur Bedingung, daß Ferdinand sich, so lange Matthias lebte, nicht in die Regierungsgeschäfte mischen und alle ihre Privilegien bestättigen sollte.

Eine Zeitlang ging alles gut. Nun aber gaben zwei kleine böhmische Kirchen Gelegenheit zu dem Ausbruch des schon lang erwarteten großen Religions-Krieges, der sich bald über ganz Teutschland verbreitete und dreißig Jahre lang fortwüthete. Eine neuerbaute protestantische Kirche in dem Städtchen Klostergrab mußte nämlich auf Veranlaßung des Erzbischoffs von Prag niedergerissen, und eine andere zu Braunau wieder geschlossen werden. Darüber entstand großer Lärm unter den Evangelischen, die über Verletzung des Majestätsbriefes und ihrer Religionsfreiheit schrieen, und einen Aufstand erregten. Zur Dämpfung desselben wurden einige der lautesten und unruhigsten Bürger in das Gefängniß gebracht. Das Uebel wurde aber dadurch nur noch ärger; die Anzahl der Mißvergnügten mehrte sich und nur allzubald fanden sie einen Anführer. Der tapfere Graf, Matthias von Thurn, der schon früher empfindliche Beleidigungen von dem Kaiser erfahren hatte, stellte sich an ihre Spitze und

wurde zum Defensor (Vertheidiger) der evangelischen Gemeinden ernannt.

Anfangs ging man mit großer Mäßigung zu Werke. Man machte schriftliche Vorstellungen über die Sache bei dem Kaiser und bat ehrerbietig um Abhülfe der Beschwerden. Allein statt des erwarteten Schutzes erfolgte ein donnerndes Rescript voll harter Drohungen an die kaiserlichen Räthe zu Prag. — Die Regierung des Königreichs Böhmen war nämlich damals mehreren Statthaltern übergeben, die ihre Sitzungen auf dem königlichen Schlosse zu Prag hielten. Einige von ihnen waren als Protestantenfeinde in sehr übelm Rufe. Man gab ihnen Schuld, sie ließen ihre evangelischen Bauern mit Hunden in die katholische Kirche hetzen, und ihnen den Mund aufbrechen, wenn sie sich weigerten, aus der Hand eines katholischen Priesters das Abendmahl zu empfangen; sie versagten ihnen die Trau- und Taufscheine und gestatteten ihnen nicht einmal ein christliches Begräbniß. Diese Tyrannen, — Martinitz und Slawata waren ihre verhaßten Namen — hatte man in Verdacht, das harte kaiserliche Rescript selbst verfertigt zu haben. Es wurde daher beschlossen, sie darüber zur Rede zu setzen, und nach Befinden zu bestrafen.

Am 23. Mai 1618 begab sich ein bewaffneter Ausschuß der Protestanten, unter einer zahlreichen Begleitung, auf das Schloß, und drang in das Sitzungszimmer der königlichen Statthalter. Es waren vier zugegen: Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata. Mit drohendem Tone verlangte man von einem jeden insbesondere eine Erklärung, ob er Antheil an dem kaiserlichen Schreiben gehabt und seine Stimme dazu gegeben habe? Sternberg und Lobkowitz antworteten mit Mäßigung, Martinitz und Slawata mit Trotz. Dieß bestimmte ihr Geschick. Beide

wurden bei den Schultern gepackt, an ein Fenster geschleppt und achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinabgestürzt. Den Secretair Fabricius, eine Creatur von beiden, schickte man ihnen nach. — Diese Art von Execution war ein landüblicher Gebrauch in Böhmen, der sich auf Beispiele in der heiligen Schrift gründete, nach welcher es auch der Königin Jesabell nicht besser ergangen war. Im ganzen Königreich fand man daher nichts außerordentliches dabei, als daß man von einem so hohen Sprung gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserlichen Statthalter zu liegen kamen, hatte sie vor Beschädigung gerettet. —

Die Thäter erstatteten selbst Bericht an den Kaiser, von dem, was geschehen war, „und wie sie aus grossen, erheblichen, unumgänglichen Ursachen sich genöthiget gesehen hätten, gegen die Zerstörer des gemeinen Wohls als getreue Söhne und Liebhaber des Vaterlandes rechtmäßig zu procediren.“ Dieß waren ihre Worte. Sie mochten aber wohl fühlen, daß ihnen nach einem so gewaltsamen Schritte jeder Rückweg versperrt war, und ihnen nichts übrig blieb, als mit Aufbietung aller ihrer Kräfte die strafende Macht zu entwaffnen. Das Schloß wurde daher sogleich mit ständischen Truppen besetzt, alle Beamte in Eid und Pflicht genommen, die Jesuiten aus dem Lande gejagt und ein Ausschuß von dreißig Edelleuten zur Landesverwaltung ernannt. Der Graf von Thurn aber übernahm die Würde ihres Oberfeldherrn.

Kaiser Matthias wurde sehr bestürzt bei der Nachricht von diesem Aufruhr, denn er hatte weder Geld noch Truppen; Ferdinand aber sah in demselben mit Freuden eine Schickung Gottes, der da wollte, daß alle Ketzer mit Gewalt ausgerottet werden sollten. Er machte sogleich Anstalt zur Ausrüstung eines Heeres

gegen die Rebellen; mit noch größerem Eifer betrieb aber der Graf Thurn seine Gegenrüstung.

Sobald die kaiserlichen Heere vollzählig waren, rückten sie, unter der Anführung der Generale Dampierre und Boucquoi, in Böhmen ein. (November 1618). Allein beide wurden geschlagen. Mit den Böhmen hingegen verband sich jetzt auch Schlesien und die Lausitz; der Graf Friedrich von Hohenlohe führte ihnen ein Korps auserlesener Mannschaft zu und der Graf Ernst von Mannsfeld erschien zu ihrer Unterstützung mit 4000 Mann, die er in Teutschland geworben hatte. — Kaiser Matthias hielt jetzt für räthlich, in Friedensunterhandlungen mit den Rebellen zu treten; allein sie zerschlugen sich durch seinen plötzlichen Tod, der im Jahre 1619 den 20. März erfolgte.

19.

Ferdinand der Zweite.

(J. 1619 — 1637.)

Ferdinand II. befand sich nach dem Tode seines Vetters Matthias in keiner sehr erfreulichen Lage, denn nicht nur in Böhmen, sondern auch in Mähren in Oesterreich, in Ungarn, war Alles, was der protestantischen Religion zugethan war, wieder ihn in Gährung, denn man wußte schon aus seinem eingenen Munde, was man sich von ihm zu versprechen hatte. „Lieber, sagte er mehrmals, will ich der Regierung ganz entsagen, als wissentlich eine Gelegenheit zur Erweiterung des katholischen Glaubens versäumen; lieber bei Wasser und Brod ein elendes Leben führen, lieber mit meiner ganzen Familie in das Exil wandern, das Brod vor den Thüren betteln, oder mich in Stücke zerhauen

und zerreissen lassen, als ertragen, daß in meinen Provinzen die wahre Kirche noch länger von den Kezzern beleidigt werde." — Gegen einen Fürsten, der so dachte, mußten sich nothwendig alle sträuben, die sich nicht zur katholischen Kirche bekannten. Deswegen trauten ihm auch nicht die böhmischen Insurgenten, die er durch einen Vergleich einzuschläfern suchte, bis er sich hinlänglich gerüstet haben würde, sondern gingen herzhaft auf ihn los.

Graf Thurn rückte in Mähren ein. Sogleich fielen alle mährische Truppen von dem König ab. Unverzüglich entsetzte man jetzt die katholischen Beamten ihrer Stellen und übertrug sie Lutheranern. Die Jesuiten wurden „als böse und falsche Practicanten und Aufrührer" über die Grenze gejagt und das ganze Land revolutionirt. Ehe König Ferdinand es sich versah, stand Graf Thurn vor den Thoren von Wien. Ihm wurde jetzt nicht wenig bange, denn die Stadt war voll Mißvergnügter, die in Einverständniß mit den Feinden standen. Ein Theil davon drang bis in die Zimmer des Königs, und wollte von ihm seine Einwilligung zu einer Verbindung mit den Böhmen ertrotzen. Aber eben in dem entscheidenden Augenblicke, erschallten die Trompeten und der Hufschlag einer Menge Pferde ließ sich hören. Es waren fünfhundert Reiter, die General Boucquoi, der indessen den Grafen Mannsfeld geschlagen hatte, dem bedrängten Ferdinand zu Hülfe sandte. Die Aufrührer entfernten sich nun auf das schnellste aus der Burg. Mit der angelangten Reiterei verbanden sich dagegen 1500 Bürger und 500 Studenten zur Vertheidigung des Königs und zur Dämpfung der Unruhen. Nun hatte Thurn keine Hoffnung mehr, sich der Stadt zu bemeistern; er kehrte daher mit seinem Heere nach Böhmen zurück.

Bis jetzt besaß Ferdinand noch nicht die Kaiserwürde; er bemühete sich aber sehr angelegentlich darum, und sie wurde ihm zu Theil, so sehr es auch die böhmischen Stände und die evangelische Union zu verhindern suchten. Die böhmischen Abgeordneten wurden nicht einmal zur Wahlstadt eingelassen und mußten sich mit Grimm in dem Herzen wieder entfernen. Dafür wurde gleich nach ihrer Zurückkunft Ferdinand zu Prag des Königreichs Böhmen ohne Weiteres entsetzt. — An seine Stelle wählte man den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, sowohl wegen seines persönlichen Charakters, als wegen seiner Verbindungen mit England und den protestantischen Fürsten. Er war nämlich das Haupt der evangelischen Union und ein Schwiegersehn des Königs von England Jacob I., von dem man sich Unterstützung an Geld und Mannschaft versprach. Lange blieb Friedrich unschlüssig, ob er die gefährliche Ehre annehmen sollte. Alle Kurfürsten, auch der Herzog Maximilian von Baiern und seine eigene Mutter, widerriethen es ihm; allein die Eingebungen seiner stolzen und ehrsüchtigen Gemahlin siegten über alle andern Rücksichten. Oefters sprach sie: „Ich will lieber Brod an einer königlichen Tafel essen, als im Ueberflusse an einem kurfürstlichen Tische schwelgen.“ Nicht selten sagte sie auch mit Bitterkeit; „Wenn du kein Bedenken fandest, um eine Königstochter zu freien, warum hast du nicht auch Muth, eine Krone anzunehmen, die man dir entgegen bringt?“ Friedrichs Beichtvater, und eine Menge unverständiger Hofschranzen, stimmten ihr bei, und so ließ er sich denn bereden, das bedenkliche Ja auszusprechen, und die Ruhe und das Glück seines Lebens für eine Flitterkrone hinzugeben. Am 25. October 1619 wurde er zu Prag mit beispiellosem Pomp gekrönt. Ihm huldigten zugleich Schlesien und

Mähren. Allein schon im Jahr darauf war das neue Königreich wieder verloren und er besaß selbst sein Kurfürstenthum nicht mehr.

Daß bald eine blutige Fehde zwischen ihm und Kaiser Ferdinand entstehen würde, war voraus zu sehen. Keiner aber von beiden war selbst Krieger. Sie mußten die Leitung ihres Schicksals den Händen der Heerführer und Bundesgenossen überlassen. Friedrich rechnete sehr auf den Beistand der evangelischen Union, und des Fürsten von Siebenbürgen, Betlen Gabor; von seinem Schwiegervater hingegen, dem Könige von England, versprach er sich wenig, denn von ihm war ihm die Annahme der böhmischen Krone widerrathen worden, er hatte sich aber nicht warnen lassen. Auf Ferdinands Seite war der Herzog Maximilian von Baiern, sein Jugendfreund, und das Haupt der katholischen Liga, ein mächtiger, tapferer und weiser Fürst. Zu Friedrichs Unglück ließen sich die evangelischen Fürsten durch die Einmischung Frankreichs bereden, keinen Antheil an den böhmischen Händeln zu nehmen; Betlen Gabor zauderte zu lange und so blieben Böhmen und sein König ihrem Schicksal überlassen.

Zuerst wurde von dem spanischen General Spinola, der aus den Niederlanden kam, Friedrichs Erbstaat, die untere Pfalz weggenommen. Hierauf drang der Herzog von Baiern, und zugleich mit ihm der General Boucquoi, jeder mit einem guten Heere, in Böhmen ein. Den Böhmen hingegen fehlte es an Geld, an Kleidern, an den meisten Bedürfnissen. Sie lagerten sich ungefähr 21,000 Mann stark auf den weißen Berg bei Prag. Hier verschanzten sie sich und erwarteten die Kaiserlichen, die ihnen nur allzubald gegenüberstanden. Die Schlacht begann, der Kampf war hitzig, der Sieg anfangs zweifelhaft. In weniger als einer Stunde war

jedoch der Berg erstürmt; die Böhmen flohen, mehr als 4000 Mann blieben in dem Treffen und auf der Flucht, 100 Fahnen und zehn Kanonen fielen ihren Ueberwindern in die Hände.

Indeß die Schlacht begann, saß Friedrich ruhig an der Mittagstafel. Ein Eilbote brachte ihm Nachricht von dem Anrücken der Feinde. Er setzte sich zu Pferde; allein schon waren die Stadtthore geschlossen. Nun bestieg er den Wall, und war da Zeuge von der Niederlage der Seinigen und ihrer wilden Flucht. Zu Tausenden erschienen die Ausreisser und verlangten eingelassen zu werden; man mußte ihnen die Thore öffnen.

Friedrich wußte in einer so ängstlichen Lage nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er bat um einen vier und zwanzigstündigen Waffenstillstand; Herzog Maximilian bewilligte ihm nur acht Stunden. Man suchte den König zu bereden, sich zu vertheidigen, zumal, da der noch unüberwundene Graf von Mannsfeld den Feinden in dem Rücken stand; allein Friedrich war ganz betäubt von seinem Unglück; voll Besorgniß, die Prager möchten ihn an seine Feinde ausliefern, hörte er auf keine Vorstellungen: Er wollte, er mußte fliehen. Und so entfloh er denn wirklich nach eingebrochener Nacht mit solcher Eilfertigkeit und in solcher Bestürzung, daß er vergaß seine Krone mitzunehmen. Wirklich blieb sie unwiederbringlich für ihn verloren. — Er ging erst nach Breslau, dann nach Berlin und endlich nach Holland.

Ferdinand befand sich nun wieder im Besitz seines Königreichs und der Aufruhr war gestillt. Anfangs schien es, als wolle er großmüthig alles Vergangene verzeihen, denn drei Monate lang verfügte er nicht das geringste zur Bestrafung der Rebellen. Er wollte sich aber nur erst wieder ganz fest setzen und die Aufrührer

ficher machen. Unversehens und in einer Stunde brach das Ungewitter über alle los. Acht und vierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen. Sieben und zwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volk eine unzählige Menge. Alle die entwichen waren, besonders der Graf Thurn, wurden vorgeladen, sich in einer bestimmten Frist zu verantworten, und da keiner für rathsam hielt, sich zu stellen, alle als Hochverräther zum Tode verurtheilt, ihre Güter eingezogen und ihre Namen an den Galgen angeschlagen.

Nicht gelinder verfuhr Ferdinand mit dem unglücklichen König Friedrich, denn er erklärte ihn in die Reichsacht als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, erkannte ihn aller seiner Würden und Länder für verlustig, und belehnte den Herzog Maximilian von Baiern mit der erledigten Kur. So gelangte die pfälzische Kurwürde an die Herzoge von Baiern.

20.

Fortsetzung des dreißigjährigen Kriegs. Der König von Dänemark in Teutschland. Wallenstein.

Die Schlacht bei Prag war von großen Folgen für die Protestanten in und außer Böhmen. Zuerst mußten alle reformirte, und nachher auch alle lutherische Prediger, Professoren, Schullehrer das böhmische Land räumen, und die Bürger wurden so sehr gedrückt, daß eine große Menge jenen nachzogen. Der Krieg verbreitete sich über Teutschland. Die evangelische Union, anstatt sich des vertriebenen Kurfürsten anzunehmen,

wurde so von Schrecken ergriffen, daß sie auseinander ging und sich vor dem Kaiser demüthigte. Ganz ohne Schutz würden jetzt die Protestanten dagestanden und der Willkühr der Liga preis gegeben gewesen seyn, wenn nicht der tapfere Graf von Mannsfeld und zwei muthige Fürsten, der Markgraf Georg Friedrich von Durlach und der Herzog Christian von Braunschweig sich ihrer angenommen hätten. Mannsfeld hatte ein Heer aus ungefähr 20,000 Mann bestehend, das ganz von Raub und Plünderung lebte. Aus Böhmen führte er es nach der Prager Schlacht erst in die Obere- dann in die Untere Pfalz, dann nach Elsaß, nach Speyer. Allenthalben, wohin er kam, verbreitete er Furcht und Schrecken unter den Katholiken. Er war so glücklich in seinen Unternehmungen, daß es ihm sogar gelang, den vertriebenen König, Friedrich V. in seine pfälzischen Lande wieder einzuführen. Mit ihm vereinigte sich erst der Markgraf von Durlach, Georg Friedrich, und dann der junge Herzog, Christian von Braunschweig, der 15 bis 20,000 Mann zusammenbrachte, die durch Raub und Erpressungen Feinden und Freunden furchtbar wurden. Ein besonderes Vergnügen machte sich der Herzog, den katholischen Kirchen ihr überflüssiges Silber abzunehmen und Thaler daraus prägen zu lassen. Auf der einen Seite dieser Thaler fuhr eine mit einem Schwerdte bewaffnete Hand aus den Wolken; auf der andern las man die Worte: Gottes Freund, der Pfaffen Feind. Ueberall, wo diese wilden Rotten hinkamen, bezeichneten die traurigsten Verwüstungen ihre Spur. Ihnen gegenüber stand der Graf Tilly, Feldherr des Herzogs Maximilian von Baiern, als Haupt der Liga; er konnte aber wenig gegen sie ausrichten; sie würden vielleicht ihn selbst von dem Main und dem Rhein weg

nach Hause gedrängt haben, hätte sie nicht ganz unerwartet der Exkönig Friedrich, für den sie fochten, seiner Dienste entlassen. Er beging diesen Fehler, weil ihm Hoffnung zu einer Aussöhnung mit dem Kaiser gemacht wurde, die aber fehlschlug.

Tilly konnte sich jetzt freier bewegen. Er eroberte die Stadt Heidelberg, raubte der Universität ihre unschätzbare Bibliothek und den Reformirten ihre Kirchen. Letztere räumte er den Katholiken ein; die schöne Büchersammlung kam aber größtentheils nach Rom. Doch bald suchte ein anderer Feind seine Fortschritte zu hindern. Der König von Dänemark, Christian VI. war nämlich als Bundesgenosse des Königs von England und der holländischen Republik, und als Vertheidiger der evangelischen Glaubensgenossen nach Niederteutschland gekommen. Mit ihm vereinigten sich auch der Graf Mannsfeld und der Herzog von Braunschweig, die sich indessen mit ihren Schaaren in den Niederlanden aufgehalten hatten. Tilly würde einen schweren Kampf mit ihnen zu bestehen gehabt haben, wäre nicht zu seiner Unterstützung ein kaiserliches Heer unter dem berüchtigten General Wallenstein angelangt.

Bis jetzt war nämlich der ganze Krieg in Böhmen und in Teutschland von den katholischen Bundesgenossen geführt worden, denn der Kaiser hatte weder Soldaten noch Geld. Jetzt erbot sich aber ein reicher Graf, Albrecht von Wallenstein, der sich schon als Oberster in der Schlacht von Prag ausgezeichnet hatte, auf seine eigene Kosten ein Heer von 50,000 Mann zu den Diensten des Kaisers zu werben, und es auch zu unterhalten, ohne dem kaiserlichen Schatz zur Last zu fallen. Aber auf weniger als 50,000 Mann wollte er sich nicht einlassen; auch behielt er sich das Recht vor, alle Offiziersstellen nach eigenem Gutdünken zu besetzen, und

jeden zu belohnen und zu bestrafen, wie es ihm beliebte. Der Antrag wurde angenommen. Die kaiserlichen Minister ließen ihm gern 50,000 Mann und noch mehr zu; im Herzen aber glaubten sie nicht, daß er auch nur zehn tausend zusammenbringen würde. Es wurden ihm Werbeplätze angewiesen. In kurzer Zeit hatte er, zu jedermanns Erstaunen, ein Heer von 22,000 Mann; was ihm noch fehlte, wollte er in Franken und Schwaben anwerben lassen. Er machte sich nun auf den Marsch nach Niedersachsen, und hauste unterwegs ärger, als Braunschweig und Mannsfeld. Ehe er die Elbe erreichte, hatte er schon 30,000 Mann unter seinen Befehlen. Mit Tilly wollte er sich aber nicht vereinigen, sondern ganz unabhängig fechten und Ruhm und Schande mit niemand theilen. Zuerst bemächtigte er sich bei Dessau des Laufs der Elbe, dann griff er den Grafen Mannsfeld an und jagte ihn bis nach Siebenbürgen. Hierauf überschwemmte er mit seinen Kriegern die teutschen Staaten des inzwischen von Tilly geschlagenen Königs von Dänemark, besetzte auch den größten Theil des Herzogthums Mecklenburg und schonte weder Freund noch Feind. Die Herzoge von Mecklenburg wurden, als Anhänger des dänischen Königs, von dem Kaiser in die Reichsacht erklärt, und ihre Länder dem Wallenstein zum Unterpfande für die Geldsummen gegeben, die er Ferdinanden vorgestreckt hatte. Schon früher war dieser furchtbare Krieger, der jetzt ein Heer von 100,000 Mann befehligte, zum Herzog von Friedland erhoben worden. — Friedland war eine Herrschaft in Böhmen, die Wallenstein besaß.

Der König von Dänemark hatte indessen einen festen Platz nach dem andern verloren, mehr durch Tilly als durch Wallenstein. Ihm blieb auf dem festen

Lande nichts mehr als Glückstadt und er mußte sich zum Frieden bequemen. Er erhielt alle seine verlorne Länder und Städte zurück, unter der Bedingung, daß er sich nicht mehr in die teutschen Angelegenheiten mischen sollte. Bessere Bedingungen konnte er gar nicht erwarten; er ging also willig darauf ein, und so wurde der Friede, am 12. Mai 1629, zu Lübeck unterzeichnet.

Jetzt, da der Kaiser allmächtig in Teutschland war, und die Protestanten ganz in seiner Gewalt hatte, erschien von ihm der furchtbare Befehl, daß die Evangelischen alle seit dem Passauer Vertrag von 1552 eingezogene Erzbisthümer, Bisthümer, Abteien und Klöster an die katholische Kirche zurückgeben sollten. Dieß war das berüchtigte Restitutions-Edikt, das im Jahr 1629 ausgegangen war. Es wirkte wie ein Donnerschlag auf das ganze protestantische Teutschland, denn nicht nur schrecklich genug an sich selbst, wurde es noch schrecklicher durch das, was es für die Zukunft besorgen ließ. Schon standen zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer auf der Liste der geistlichen Güter, die herausgegeben werden sollten. — Ein jahrlanger Aufschub der Vollziehung war alles, was die protestantischen Fürsten durch ihre Vorstellungen erwirken konnten.

21.

Fortsetzung. Gustav Adolph, König von Schweden in Teutschland.

(Jahr 1630).

In der Gefahr, die ihnen drohete, sahen sich die evangelischen Fürsten, die zu schwach waren, sich selbst zu helfen, ängstlich nach fremder Hülfe um. Sie fanden sie in Schweden bei dem frommen, tapfern und hochherzi-

gen König Gustav Adolph, der ihnen schon früher, noch vor dem Könige von Dänemark, seinen Schutz angeboten hatte, aber damals hintangesetzt worden war. Er zürnte ihnen nicht, wegen ihres ehemaligen Mangels an Zutrauen, denn ihm ging über alles der Wunsch, die protestantische Religion, zu der er sich bekannte, wider ihre Verfolger zu vertheidigen. Mit doppeltem Vergnügen ergriff er die Waffen gegen Ferdinand II., da er persönlich von ihm war beleidigt worden, und dieser stolze Fürst ihn nicht einmal als König anerkennen wollte.

Am 24. Juni 1630 landete er mit 15,000 Mann auf der Insel Rügen. Sein Heer war zwar nicht zahlreich, aber gut geübt, gut gezogen und von dem besten Geiste belebt. Als Gustav seine Krieger an das Land gebracht hatte, knieete er an ihrer Spitze nieder und betete, und sie beteten mit ihm. Er besetzte jetzt die Inseln Wollin und Usedom, vertrieb daraus die kaiserliche Besatzung, ging auf die Stadt Stettin los, die Hauptstadt des Herzogthums Pommern, und beredete den Herzog mit Güte und Ernst, sie ihm zu übergeben.

Gustav hätte unter keinen glücklichern Umständen in Teutschland erscheinen können, denn Wallenstein war kurz vorher, wegen der Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, die er gegen Freund und Feind ausübte, seiner Würde als Oberfeldherr entsetzt worden, und unter den andern kaiserlichen Heerführern war kein einziger, der Kraft und Ansehen genug gehabt hätte, es mit ihm aufzunehmen. Ueberdem war das ganze Land mit Erbitterung erfüllt gegen die kaiserlichen Schaaren, denn nicht zufrieden, die willkührlichsten Schatzungen einzufodern, und den Bürger durch Einquartierung zu drükken, durchwühlten die Unmenschen auch das Innere der Häuser, zerschlugen, zerbrachen alles, was verschlossen

war, raubten allen Vorrath den sie fanden, mißhandelten auf das entsetzlichste alle die sich zu widersetzen wagten. — Um jeden Preis wollte man daher ihrer entledigt seyn. Man besorgte nicht, daß die Schweden vielleicht noch schlimmer hausen würden, denn wegen ihrer schon bekannten strengen Mannszucht wurden sie selbst von den Feinden geachtet. Noch ein anderer günstiger Umstand für Gustav Adolph war dieser, daß eine große Menge Soldaten, die ehedem unter Mannsfeld, der nun gestorben war, unter dem Herzog von Braunschweig und unter Wallenstein gedient hatten, sich jetzt an sein kleines Heer anschlossen und es ansehnlich vergrößerten.

Ein fester Platz nach dem andern wurde in Pommern und im Mecklenburgischen erobert. Zu Wien erregte aber solches Waffenglück nicht die geringste Unruhe. Man spottete nur darüber; man nannte den schwedischen Eroberer den Winterkönig, die Schneemajestät, welche blos durch die nordische Kälte zusammenhalten, aber schmelzen werde, je mehr sie gegen Süden rücke.

Man hätte glauben sollen, alle protestantische Fürsten würden sich schnell mit ihren Heeren an das schwedische angeschlossen haben; allein das thaten sie nicht, ob sie gleich von Gustav Adolph dringend dazu aufgefordert wurden; nur der Landgraf von Hessen-Cassel, und der Herzog von Sachsen-Weimar vereinigten sich mit ihm. Die andern schlossen einen Bund, nach welchem sie ein Heer aufstellen wollten, um sowohl die Schweden als Kaiserlichen von ihren Ländern abzuhalten; nicht bedenkend, daß sie sich auf solche Art die beiden kriegführenden Mächte zu Feinden machten. War der Kaiser mächtig genug, die Schweden zu schlagen, was konnte sie selbst gegen seine Macht schützen; Sehr

richtig sagte daher Gustav Adolph, wenn ein Schiff auf offener See von Sturm herumgetrieben wird, so ziemt es sich nicht, daß nur wenige arbeiten, die andern aber dem Unwetter zusehen und die Hände in den Schoos legen; sondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an seinem Orte nach bestem Vermögen fördern helfen.

Der König rückte immer weiter vor gegen das Brandenburgische, und vertrieb die kaiserlichen Besatzungen aus den festen Plätzen. Viele zogen auch ab, ohne ihn nur zu erwarten. Auf ihrem Rückzuge verwüsteten sie das Land, plünderten und verbrannten die Städte, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Allenthalben erwartete man daher mit Ungeduld die Schweden als Schutzengel, als Retter von Gott gesandt.

Als Gustav Adolph in die Mark Brandenburg einrückte, eilte der General Tilly, den ich schon öfters genannt habe, und von dem noch viel zu erzählen ist, herbei, sie zu vertheidigen. Denkt ihn euch als einen kleinen hagern Mann, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirne, starkem Knebelbart und unten zugespitztem Gesichte. Gewöhnlich trug er einen spanischen Wams von hellgrünem Atlas, mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen hochaufgestutzten Hut, mit einer rothen Strausfeder, die bis auf den Rücken herab wallte. Dieß ist ungefähr Tilly's Bild. Er konnte sich rühmen, nie eine Schlacht verloren zu haben. Nach Wallensteins Abgang war er zum Oberfeldherrn über das ganze kaiserliche Heer erhoben worden. Es wollte ihm aber, seiner Feldherrn Talente ungeachtet, nicht gelingen, den König wieder aus dem Brandenburgischen, selbst nicht einmal aus seiner festen Stellung an der Oder zu vertreiben. Deswegen verließ er diesen Strom, zog sich über die Elbe

und belagerte die Stadt Magdeburg, die den König von Schweden zu ihrem Schutz aufgefordert hatte. Gustav Adolph war bereit sie zu entsetzen; er trauete aber nicht dem Kurfürsten von Brandenburg, und verlangte von ihm, zur Sicherung seines Rückzugs im Fall eines Unglücks, die Einräumung der Festungen Küstrin und Spandau. Dagegen sträubte sich der Kurfürst aus allen Kräften. Der König aber rückte mit seinem Heere vor Berlin und ließ ihn zu einer Unterredung auffordern, in welcher er ihm die dringendsten Vorstellungen machte. Da aber der Kurfürst noch immer auf seiner Weigerung bestand, gerieth Gustav in Zorn. „Mein Weg, sprach er entrüstet, geht nach Magdeburg, jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will niemand mir beistehen, so ziehe ich wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr nichts um das Evangelii willen hab't thun wollen; und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist, und ich zurückkomme, so sehet zu wie es euch ergehen wird. Diese Worte machten Eindruck. Georg Wilhelm, so hieß der Kurfürst, fürchtete sich mehr als vor dem jüngsten Gericht, vor der Vergeltung hier schon, und übergab Spandau noch an dem nämlichen Tage. Der König konnte aber von da aus nicht geraden Wegs nach Magdeburg gehen, weil ihn Tilly nicht über die Elbe gelassen haben würde. Der Uebergang mußte bei Wittenberg geschehen. Ehe aber der Kurfürst von Sachsen zu bewegen war, ihn zu gestatten, war Magdeburg schon gefallen.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

22.

Zerstörung der Stadt Magdeburg durch Tilly. Die Schlacht bei Leipzig.

Diese große und wichtige Stadt hatte eine nur ganz schwache schwedische Besatzung und einen schwedischen Commandanten, Melchior von Falkenberg; sie wurde aber von ihren Bürgern herzhaft und mit großer Hartnäckigkeit vertheidigt. Die Ueberzeugung, daß Gustav Adolph ihnen baldmöglichst zu Hülfe eilen werde, stählte ihren Muth und ihre Ausdauer. Am 19. Mai schwieg endlich der Donner des Geschützes; die Belagerer schienen Anstalten zum Abzug zu machen, gewiß war der Erretter nicht mehr ferne. Allein es war alles eitel List; man wollte die Stadt sicher machen, um ihr desto gewisser den Untergang zu bereiten. In der Nacht wurden in größter Stille die Sturmleitern herbeigeschafft und angelegt. Um fünf Uhr morgens erfolgte das Zeichen zum Angriff. Von allen Seiten stürmten, unter gräßlichem Kanonendonner, die Belagerer die Leitern hinauf. Die Mauern waren schlecht besetzt, denn die meisten Wächter hatten sich nach Mitternacht entfernt und zur Ruhe begeben. Schon waren sie an mehreren Orten erstiegen, als der Befehlshaber Falkenberg herbeieilte. Eine Kugel streckte ihn todt zu Boden. Erschrocken verließen jetzt die Bürger ihre Posten, und suchten nur ihre Häuser zu vertheidigen. Flintenkugeln und Steine regneten aus den Fenstern auf die andringenden Feinde. Wüthend sprengten dagegen diese die Thüren ein, drangen in das Innere der Häuser, mordeten ohne Barmherzigkeit und überließen sich allen Ausschweifungen viehischer Seelen. Die flehende Unschuld fand kein Erbarmen; weder Kindheit noch hülfloses Alter, weder Geschlecht, noch Stand, noch Schönheit, konnten die Wuth der Sie-

ger entwaffnen; keine noch so verborgene, keine noch so heilige Stätte, konnte vor Plünderung und Gewaltthätigkeit sichern. Drei und funfzig Frauenspersonen fand man in einer Kirche mit abgesäbelten Köpfen; Kroaten warfen zum Vergnügen Kinder in die Flammen; andere spießten Säuglinge an der Brust ihrer Mütter. —

Als diese Greuel schon lange genug gedauert hatten, gingen einige Offiziere, die noch menschliches Gefühl besaßen und dies nicht länger mit ansehen konnten, hinaus in das Lager zu Tilly, und fragten an, ob dem Unwesen nicht Einhalt gethan werden solle? „Lasset ihnen nur noch eine Stunde Zeit, war seine Antwort, und dann kommt wieder. Der Krieger muß doch auch für seine ausgestandene Mühe und Gefahr eine Belohnung haben.“ So wurde denn fortgewüthet, bis endlich Rauch und Flammen der Mord- und Raubsucht Grenzen setzten. Gleich anfangs war an verschiedenen Orten Feuer angelegt worden. Ein Sturmwind, der sich erhob, verbreitete die Flammen mit reissender Schnelligkeit durch die ganze Stadt und machte den Brand allgemein. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerdter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die heiße Luft erschwerte das Athmen, und die Glut zwang endlich die Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag die große, volkreiche, feste Stadt, eine der schönsten Teutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. *) — Erst am 13. Mai erschien Tilly selbst in ihren Mauern, nachdem die Hauptstraßen von Schutt und Leichen gereinigt

---

*) Ich entlehne dieses schauderhafte Gemälde aus Schillers dreißigjährigem Krieg, aus welchem ich auch noch einige andere Schilderungen genommen habe.

waren. Schauderhaft gräßlich war jetzt die Scene, die sich dem menschlichen Gefühle darstellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen; herumirrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre gemordeten Aeltern suchten, Säuglinge, die an den Brüsten ihrer todten Mütter sogen. Mehr als 6000 Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gassen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wurde auf 30,000 angegeben. — So hauſete Tilly, der — zur Ehre unserer Nation sei es gesagt — nicht ein Teutscher, sondern ein Niederländer war. — Am dritten Tage fand man noch ungefähr 1000 Menschen, meisteus Weiber und Kinder in der Domkirche, denen er doch das Leben schenkte. Dieß war alles, was sie auf der Welt noch hatten.

Die angeführten Umstände erlaubten dem Könige von Schweden nicht, die unglückliche Stadt Magdeburg zu retten. Ihre Zerstörung rächte er aber noch in demselben Jahre schrecklich an Tilly und seinen unmenschlichen Kriegern durch die Schlacht bei Leipzig.

Tilly nämlich, der sich in der ausgezehrten Gegend von Magdeburg nicht länger halten konnte, zog sich, ohne erst anzufragen, in das Gebiet des neutralen Kurfürsten von Sachsen, wirthschaftete da wie in Feindes Land und ließ die Städte Merseburg, Zeiz, Naumburg und Weißenfels ausplündern. Dieß war der Lohn für die Standhaftigkeit, womit der Kurfürst den Schweden den Uebergang über die Elbe versagt hatte; dieß die Frucht der Neutralität! Bei einer so feindlichen Behandlung blieb ihm nichts übrig, als sich dem König Gustav Adolph in die Arme zu werfen, und sein kleines Heer mit dem schwedischen, zur Vertreibung des gemeinschaftlichen Feindes, zu verbinden.

Jetzt verließ der König sein festes Lager und suchte seinen Gegner auf. Er fand ihn zu Leipzig, welche Stadt Tilly kurz vorher eingenommen hatte. Die Stunde näherte sich nun, wo eine der gewagtesten Schlachten sollte geschlagen werden, von der das Schicksal des schwedischen Heeres, des ganzen protestantischen Teutschlands abhing. Ging sie verloren, so mußte der König wieder zurück über das Meer, und der Untergang der Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg war unvermeidlich. Das Schicksal aller andern protestantischen Fürsten, ihrer Länder und ihrer Religion, lag in des Kaisers Händen; bei seiner damaligen Uebermacht konnte er sie sämmtlich erdrücken. — Gustav Adolph, der alles beherzigte und alles erwog, zauderte daher lange, ehe er das entscheidende Treffen wagte. Doch seinem Bundesgenossen war viel daran gelegen, den Schauplatz des Krieges wieder aus seinem Lande zu entfernen, und einmal mußte ja doch der große Schlag geschehen; der König entschloß sich also dazu, und stellte sein Heer in den Umgebungen des Dorfes Breitenfeld in Schlachtordnung.

Der Kampf begann. Tilly machte seinen ersten Angriff auf die Sachsen, die auf dem linken Flügel standen und jagte sie in die Flucht. Wie Felsen standen dagegen die Schweden auf dem andern Flügel, wo sie sieben Angriffe der Reiterei des Generals von Pappenheim aushielten. Tilly selbst war nicht glücklicher gegen sie. Bisher hatten sie sich blos vertheidigungsweise verhalten, jetzt griffen sie an. Der schwedische General Horn drang auf die Feinde ein und durchbrach ihre Linien; der König bemächtigte sich des ganzen feindlichen Geschützes und ließ damit unter die Mordbrenner von Magdeburg feuern. Die Verwirrung, die Flucht unter ihnen wurde allgemein. Kaum brachte

Tilly selbst das Leben davon. Er flüchtete sich nach Halberstadt, wohin ihm Pappenheim mit 1400 Reitern folgte. Die große folgenreiche Schlacht war nun gewonnen und Tilly's ganzes Heer zerstreut. Sieben tausend Mann davon blieben auf dem Platze liegen; über fünfzig tausend wurden gefangen oder verwundet. In allen umliegenden Dörfern brachte das Läuten der Sturmglocken das Landvolk in Bewegung, und verloren waren alle, die den ergrimmten Bauern in die Hände fielen — (7. Sept. 1631.)

Das ganze protestantische, auch ein Theil des katholischen Teutschlands, jubelte über die Züchtigung, die den barbarischen Zerstörern der Stadt Magdeburg zu Theil geworden war.

23.

Fortsetzung. Tilly's Tod. Gustav Adolph im Kampf mit Wallenstein.

Siegreich durchzog nun Gustav Adolph Thüringen, Franken, die Rheingegenden, indeß sein Bundesgenosse, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen, einen Einfall in Böhmen machte. Erfurt, Bamberg und Würzburg mußten sich den Schweden unterwerfen. Mit 10,000 Hessen verstärkt, wendete sich der König von da gegen den Rhein.

Indeß er aber Anstalt machte, sich der Stadt Mainz zu bemächtigen, hatte Tilly die Ueberreste seines zerstreuten Heeres wieder gesammelt, sich in Hessen mit zwei andern kaiserlichen Generalen, Fugger und Altringer, und mit dem Herzog Karl von Lothringen vereinigt, und erschien plötzlich mit diesem neuen Heere vor den Mauern der Stadt Nürnberg. Aber umsonst

drohete er ihr mit dem schrecklichen Schicksal von Magdeburg; die muthigen und entschlossenen Bürger achteten nicht seines Dräuens, und nöthigten ihn, durch tapfern Widerstand, zum Abzuge.

Ganz anders wurde im folgenden Jahre, nach der Eroberung der Stadt Mainz, der schwedische Held empfangen. Alles jauchzete ihm entgegen, alles wollte ihn sehen und bewundern. Durch den schönen Anstand seiner Person und seine herablassende Güte nahm er alle Herzen für sich ein.

Das Kurfürstenthum Baiern wurde nun von ihm bedroht. Tilly, der sich in des Königs Abwesenheit mit dem schwedischen General Horn herumgeschlagen hatte, zog sich an den Lech zurück, um die baierischen Grenzen zu vertheidigen. Die Schweden folgten ihm nach, bemächtigten sich der Stadt Donauwörth, und lagerten sich am Lech den Feinden gegenüber. Der Kurfürst Maximilian war bei der Gefahr, die seinen Ländern drohete, selbst in Tilly's Lager gekommen. Beide wurden in ihren festen Verschanzungen, bei der kleinen Stadt Rain, von den Schweden angegriffen. Eine Kanonenkugel, von der Hand der rächenden Gottheit geleitet, zerschmetterte dem Zerstörer von Magdeburg den Schenkel über dem rechten Kniee, und zwar so unheilbar, daß er bald darauf zu Ingolstadt, an den Folgen seiner Wunde dahin starb. Auch der General Altringer erhielt einen Streifschuß am Kopfe, der ihn unfähig machte, die Schlacht ferner zu leiten. So verloren die Baiern den Muth. Der Kurfürst hielt daher für rathsam, sich in der Nacht zurück zu ziehen, und den Schweden das Schlachtfeld zu überlassen (1632. 5. April).

Dem König stand nun der Weg in das Innerste von Baiern und nach den Erblanden des Kaisers offen.

Er drang vor bis nach München und brandschatzte die Stadt, nahm auch freudig eine mit 30,000 Ducaten geladene Kanone in Empfang, die mit 139 andern im Zeughaus vergraben, aber an ihn verrathen worden war; ferne von ihm war jedoch der Gedanke, den bestürzten Einwohnern das Schicksal von Magdeburg empfinden zu laßen, wie einige Hofschranzen es ihm riethen. Das Vergnügen, den schwedischen Helden kennen zu lernen, kostete der Stadt München nicht mehr als 300,000 Thaler. — Das Heer seines Bundesgenossen des Kurfürsten von Sachsen, war indessen in Böhmen eingerückt und hatte sich der Stadt Prag bemächtigt.

Schon vor der Schlacht bei Leipzig hatte der verabschiedete General Wallenstein, dessen Herz von Rache gegen den Kaiser glühete, dem König von Schweden heimlich durch den Grafen von Thurn, den Antrag gemacht, in seine Dienste zu treten, und wenn er ihm 15,000 Mann Truppen überlassen wollte, Böhmen und Mähren für ihn zu erobern. Gustav Adolph trauete aber nicht, und war auch zu edel, sich mit einem solchen Landesverräther in Verbindung einzulassen. Wallenstein warf daher einen eben so bittern Haß auf ihn, als auf den Kaiser selbst. — Jetzt erhielt er Gelegenheit, ihn dem König empfinden zu lassen.

Von mehr als einer Seite geängstigt, lernte nämlich Kaiser Ferdinand einsehen, wie viel er durch die Entfernung eines so erfahrnen Heerführers, wie Wallenstein, verloren hatte. Er ließ ihn daher auffordern, seine ehemalige Stelle wieder anzutreten. Der beleidigte Held wollte anfangs nichts davon hören; erst nach langem Sträuben und unter sehr harten Bedingungen ließ er sich bewegen, die Wünsche seines Herrn zu erfüllen (1631. Decemb.) Man hatte ihm kein Heer zu übergeben; in wenigen Monaten schuf er sich eines,

denn kaum hatte sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung verbreitet, so eilten aus allen Gegenden der österreichischen Monarchie Schaaren von Soldaten herbei, und mehrten sich bis zu einer Zahl von 40,000 Mann. Er rückte damit in Böhmen ein, eroberte Prag und verjagte die Sachsen (Mai 1632). — Hierauf vereinigte er sich mit dem Kurfürsten von Baiern, und nun hatte er ein Heer von 60,000 Mann unter seinen Befehlen, womit er gegen Gustav Adolph anrückte. Bei seiner Annäherung zog sich der König unter die Mauern von Nürnberg zurück und suchte sich da zu halten. Viele tausend Hände wurden in Bewegung gesetzt, die Stadt und die Vorstädte mit einem breiten und tiefen Graben, mit Redouten und andern Festungswerken zu umgeben. Gegen 300 Stücke sollten von den Wällen, von den Mauern der Stadt, von den Thürmen und den Schanzen der Schweden herab spielen. In vierzehn Tagen war die ganze ungeheure Arbeit vollendet. — Bald erschien auch Wallenstein und bezog bei Zirndorf ein stark befestigtes Lager, von wo aus er den Schweden alle Zufuhr abzuschneiden suchte. Er wollte sie aushungern; allein die Stadt war mit gutgefüllten Magazinen versehen, und die Schweden wußten sich auch noch Vorräthe von außen zu verschaffen. Gleichwohl riß in der Stadt die schrecklichste Hungersnoth ein; Krankheiten fingen an zu wüthen; eine Menge Menschen starben dahin; über hundert Todte wurden jeden Tag begraben, und aus Mangel an Futter fielen die Pferde.

Gustav Adolph hatte indessen alle seine Truppen die im Reiche vertheilt lagen, zu sich berufen, und hessische und sächsische Hülfsvölker an sich gezogen, so daß jetzt sein Heer gegen 70,000 Mann stark war. Nun verließ er endlich seine Linien an dem fünf und funfzigsten

Tage, um Wallenstein in seinem festen Lager, zwischen der Biber und Rednitz, eine Viertelstunde von Zirndorf anzugreifen. Der erste Sturm wurde auf denjenigen Theil des Lagers gemacht, wo die Baiern standen. Schon waren die Verschanzungen überstiegen, und alles in Verwirrung gebracht, als Wallenstein in Person herbeieilte und die Ordnung wieder herstellte. Umsonst wurden die Angriffe wiederholt; die Feinde standen unbeweglich. Fünf Stunden lang brüllte auf beiden Seiten das grobe Geschütz, und die Kugeln flogen hin und her. Wallenstein wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet; dem König ein Stück von dem Stiefel weggeschossen. Einer Menge Schweden kostete dieser blutige Tag das Leben; aber Wallenstein blieb unerschütterlich stehen, und der König mußte sich zurückziehen. — Beide Heere trennten sich, ohne in Franken weiter etwas gegen einander zu unternehmen. Wallenstein marschirte nach Sachsen, und der König folgte ihm nach.

24.

Fortsetzung. Die Schlacht bei Lützen. Gustav Adolphs Tod.

(J. 1632. 6. Novemb.)

Der König von Schweden hatte sich nach Naumburg gewandt, wo er anfing sich zu verschanzen. Er war zu schwach, um es mit Wallenstein aufzunehmen, daher wollte er vorher Verstärkung erwarten. Bis diese anlangte, verlegte er, wegen der eingetretenen strengen Kälte, sein Fußvolk in die Stadt Naumburg, die Reiterei aber in die benachbarten Dörfer. Dieß brachte den General Wallenstein, dem jetzt mehr am Plündern als am Schlagen gelegen schien, auf die Ge-

danken, der König wolle die Winterquartiere beziehen, und werde wohl in diesem Jahr keine Schlacht mehr wagen. Er schickte daher den General Pappenheim mit sechs Regimentern Reiterei und sechs Regimentern Fußvolk ab, um die Moritzburg bei Halle zu erobern und Cöln zu entsetzen, das die Holländer belagerten. Er hatte also sein Heer um zwölf Regimenter geschwächt, und schien nun nicht mehr stärker als Gustav Adolph. Schnell war jetzt der König entschlossen, diesen Fehler zu benützen und ihn anzugreifen. Wallenstein befand sich schon auf dem Marsche nach Meissen, wo er überwintern wollte, kam aber auf den schlechten Wegen nicht weiter als Lützen. Hier wurde er von dem König eingeholt. Wallenstein, der jetzt merkte, daß ein Treffen unvermeidlich sei, schickte Eilboten über Eilboten nach Halle, um den General Pappenheim zurück zu rufen. Gustav Adolph ließ ihm aber nicht Zeit zur Ankunft, denn schon am folgenden Morgen, den 6. November 1632, machte er seinen Angriff, so bald der dicke Nebel sich zerstreut hatte.

Das feindliche Heer hatte sich in der großen Ebene bei Lützen aufgestellt; zwei tiefe Gräben trennten es von den Schweden. Gustav Adolph bestieg sein Pferd und stellte sich an die Spitzen seiner Schaaren, mit den Worten: „Nun wollen wir dran; das walte Gott! Jesu hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!“ — Die Schweden setzten über die Gräben; ein mörderisches Feuer empfing sie; viele sanken, aber die Feinde wichen zurück. — Der rechte Flügel, von Gustav Adolph selbst angeführt, hatte bereits den linken Flügel der Feinde in die Flucht geschlagen, als Nachricht einlief, daß auf der andern Seite das schwedische Fußvolk zurückweiche. Mit schneller Besonnenheit übertrug der König dem General von Horn die weitere Verfolgung

des geschlagenen feindlichen Flügels, und eilte mit einem Reiterregiment seinem Fußvolk zu Hülfe. Mit einer kleinen Schaar sprengte er weit vor den übrigen voraus, nach dem Orte, wo seine Schweden am gefährlichsten bedrängt wurden, und suchte mit den Blicken irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die der Angriff gerichtet werden könne. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an den Feind. Ein kaiserlicher Gefreiter, der bemerkte, daß dem Vorübersprengenden alles ehrerbietig Platz machte, befahl schnell einem Schützen auf ihn anzuschlagen: Auf den dort schieße, sprach er, das muß ein vornehmer Mann seyn! Der Soldat drückte ab, und dem König wurde von der Kugel der linke Arm zerschmettert. In demselben Augenblick kamen seine Schwadronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet, der König ist erschossen, breitete unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. — Es ist nichts, rief der König; folgt mir. Aber überwältigt vom Schmerz und der Ohnmacht nahe, bat er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, der ihm zur Seite war, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedränge zu schaffen. — Während der Herzog auf einem weiten Umwege nach dem rechten Flügel mit dem König umwendete, erhielt dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den Rest seiner Kräfte raubte. — Ich habe genug, Bruder, rief er mit sterbender Stimme, suche nur du dein Leben zu retten. Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen getroffen, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er, unter den räuberischen Händen der Kroaten, seinen Geist. — Bald entdeckte sein ledig fliehendes, mit Blut gefärbtes Roß der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend drang sie heran, dem gierigen Feinde

die heilige Beute zu entreissen. Um seinen Leichnam entbrannte ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wurde unter einem Hügel von Todten begraben.

In kurzer Zeit durcheilte die Schreckenspost das ganze Schwedische Heer; aber anstatt den Muth dieser Tapfern zu ertödten, entzündete sie ihn vielmehr zu einem neuen wilden Feuer. Mit Löwengrimm warfen sich die Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel, der dem General Horn nur noch schwachen Widerstand leistete, und schlugen ihn völlig aus dem Felde. Batterien wurden erstürmt, und ihre Donner gegen den Feind gerichtet. Feuer ergriff die kaiserlichen Pulverwagen, und mit einem schrecklichen Knalle flogen die Granaten und Bomben in die Luft. Der bestürzte Feind wähnte sich von hinten angefallen, indessen die schwedischen Schaaren ihm von vorn entgegen stürmten. Er sah seinen linken Flügel geschlagen, den rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. — Das Schicksal des Tages war beinahe entschieden, als der kaiserliche General Pappenheim, von Halle her, mit aller seiner Reiterei auf dem Schlachtfelde erschien, und dem Treffen — doch nur auf kurze Zeit — eine andere Wendung gab. Die Schweden mußten dem ersten Anfall weichen. Doch bald ermannten sie sich wieder. Pappenheim fiel, von zwei Kugeln getroffen; das Wallensteinische Heer wurde geschlagen; ohne Geschütz, ohne Fahnen, beinahe ohne alle Waffen, mußte es sich zurückziehen. Von beiden Heeren lagen über 9000 Mann entseelt auf dem Wahlplatze; die ganze Ebene war mit Sterbenden und Todten bedeckt.

Erst am folgenden Tage fand man den Leichnam des Königs unter den Gefallenen. Fast ganz nackt, von den Huftritten der Pferde zerquetscht und mit Blut und Wunden bedeckt, war er beinahe unkenntlich. Er wurde

nach Weißenfels, und von da, begleitet von seiner trostlosen Gemahlin, nach Stockholm gebracht. Das blutige Koller, welches ihm die Kroaten ausgezogen hatten, schickte man dem Kaiser Ferdinand nach Wien, und es wird versichert, daß er es nicht ohne Thränen betrachtete.

25.

Fortsetzung des Kriegs. Wallensteins Untergang.

(Jahr 1634. 24. Febr.)

Nach Gustav Adolphs Tode übernahm sein Kanzler, Axel Oxenstierna, die Fortsetzung des Kriegs. Der Geist des Königs schien aber von seinem und seiner Bundesgenossen Heere gewichen zu seyn. Es herrschte unter ihnen ein Mangel an Eintracht, eine Unentschlossenheit, die Wallenstein trefflich zu dem Vortheil seines Herrn hätte benutzen können, wenn er es redlich mit ihm gemeint hätte. Allein der Verräther ging mit ganz andern Dingen um. Er wollte, unterstützt von den Schweden, dem Kaiser, gegen den er einen unversöhnlichen Groll im Herzen hegte, die böhmische Krone von dem Haupte reissen, und sich selbst dieselbe aufsetzen.

Nach der Schlacht bei Lützen, die er wahrscheinlich nicht geschlagen haben würde, wenn er nicht dazu gezwungen worden wäre, hielt er erst ein strenges Strafgericht über die Reste seines Heeres. Viele Hauptleute und andere Anführer ließ er enthaupten, die Namen anderer, welche sich entfernt hatten, an den Galgen anschlagen, eine Menge Gemeine aufknüpfen. Hierauf stellte er neue Werbungen an, ließ neues Geschütz giessen, und stand in kurzer Zeit wieder schlagfertig im Felde.

Er ging aber nicht, wie man es erwartete, auf die schwedischen Generale Horn und Bernhard von Weimar los, sondern zog nach Schlesien, vertrieb daraus nach einer langen Unthätigkeit die Schweden und Sachsen, und machte einen Einfall in die Lausitz und in die Mark Brandenburg. Er nahm auch den Grafen Thurn, den Urheber der böhmischen Unruhen, gefangen. Schon hofften die Wiener diesen Aufwiegler gefesselt durch die Straßen ihrer Stadt führen zu sehen; allein zu ihrem nicht geringen Erstaunen gab ihn Wallenstein wieder frei. Er mußte das thun, denn der Graf war ja von ihm als Unterhändler an den König von Schweden gesandt worden, und befand sich folglich in dem Besitz gefährlicher Geheimnisse.

Da Horn und Bernhard von Weimar so erwünschte Ruhe vor Wallenstein hatten, so machten sie eine Bewegung gegen Baiern und die kaiserlichen Erblande. Wallenstein erhielt Befehl gegen sie anzurükken und ihren weitern Fortschritten Einhalt zu thun. Allein er achtete nicht mehr die kaiserlichen Befehle und verbot seinen Unterfeldherrn sie zu achten. Nur zum Schein zog er ganz langsam durch Böhmen in die Ober-Pfalz, kehrte aber gleich wieder um in die Winterquartiere. Dieses Benehmen erregte das Mißtrauen des Kaisers; er ließ daher ein spanisches Heer aus Italien kommen, das nicht unter Wallensteins Befehlen stehen sollte. Darüber gerieth dieser in noch größere Erbitterung, und suchte die Führer seines Heeres ganz von dem Kaiser abzuziehen und für sich zu gewinnen; auch schloß er ein geheimes Bündniß mit den Schweden, das zur Absicht hatte, sich mit ihrer Hülfe auf den böhmischen Thron zu schwingen. Allein seine geheimen Anschläge wurden von Octavio Piccolomini, der sein Herzensfreund war, verrathen. Wallenstein hatte ihm

sein ganzes Vertrauen geschenkt, weil er unter gleicher Stellung der Gestirne mit ihm geboren war. Der große Mann hatte nämlich, wie die kleinste Seele, einen blinden Glauben an die Sterndeuterei.

Kaiser Ferdinand, der nun nicht länger an Wallensteins Treulosigkeit zweifeln konnte, erließ jetzt ein Mandat, in welchem er Wallenstein seiner Würde als Befehlshaber des Heeres entsetzte, und ihn für einen Verräther und Rebellen erklärte (18. Febr. 1634.) Zugleich wurden Truppen, auf deren Treue man sich verlassen konnte, beordert, sich Wallensteins lebendig oder todt zu bemächtigen. Besondern Auftrag dazu erhielt der General Galla. Da er es aber nicht wagen durfte, offenbare Gewalt zu gebrauchen, so hielt er es für ganz erlaubt, den Verräther durch Verrätherei zu stürzen.

Wallenstein hatte sich von Pilsen, wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, nach Eger begeben, vermuthlich um den Schweden desto näher zu seyn, und sich schnell mit ihnen vereinigen zu können. Einige Offiziere von der Besatzung zu Eger, sämtlich Irländer, und unter denselben vorzüglich der Oberste Buttler, der dem Wallenstein sein Glück verdankte, ließen sich als Werkzeuge zu seinem Verderben gebrauchen. Sie veranstalteten am 24. Februar 1634 ein Gastmahl, bei welchem vier der vertrautesten Freunde Wallensteins plötzlich von ihnen überfallen und getödtet wurden. Die Verschwornen, von Dragonern begleitet, überfielen hierauf Wallenstein selbst in seinem Schlafzimmer. Als dieser Lärm hörte, sprang er auf von seinem Lager und rief um Hülfe. Die Thür des Schlafzimmers wurde jetzt eingesprengt, und der Rittmeister Deverour stürzte mit sechs Dragonern herein. Wallenstein stand am Fenster im bloßen Hemde, wie er aus dem Bett aufgesprungen war. „Bist du der Schelm, schrie ihm Deverour

wüthend zu, der das kaiserliche Volk zum Feinde überführen und seiner Majestät die Krone vom Haupte reissen will? (Wallenstein würdigte ihn keiner Antwort) Du mußt sterben, fuhr Deveroux fort und hielt etwas inne. Wallenstein bewegte blos die Lippen, breitete seine Arme aus, und wollte vielleicht etwas sagen, als er von Deveroux den tödtlichen Stoß mit einer Hellebarde in die Brust empfing.

Keine von seinen Creaturen wagte es, seinen Tod zu rächen, und wahre theilnehmende Freunde hatte nie der kalte verschlossene Mann. Unter seinen Papieren, die man durchsuchte, fand sich kein Beweis seiner Verrätherei, denn er war außerordentlich vorsichtig, und nie war von seiner eigenen Hand etwas Schriftliches ausgegangen, das wider ihn zeugen konnte. Seine ansehnlichen Besitzungen wurden von dem Kaiser eingezogen, und ein Theil davon diente zur Belohnung seiner Mörder.

26.

Fortsetzung. Die Schlacht bei Nördlingen. Einmischung der Franzosen in den Krieg. General Banner. Tod Ferdinands II.

Nach Wallensteins Tod wurde von dem Kaiser die Führung des Heeres seinem Sohne, Ferdinand übergeben. Dieser machte dem Zutrauen seines Vaters Ehre, vertrieb in Kurzem die Schweden aus Baiern, und lieferte ihnen, mit 15,000 Spaniern verstärkt, bei Nördlingen ein Treffen, das ihnen so verderblich wurde, als es den Kaiserlichen die Schlacht bei Leipzig geworden war.

Das schwedische Heer wurde von dem General Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar angeführt.

Das Kaiserliche war ungleich zahlreicher. Horn rieth daher, erst Verstärkung zu erwarten und vor der Hand eine Schlacht zu vermeiden; allein der junge Herzog glühete vor Kampflust, und wollte das Treffen nicht länger hinausschieben. So kam es denn am 7. September 1634 zu der ewig denkwürdigen Schlacht bei Nördlingen, in welcher, nach einem achtständigen Gefechte, die Schweden gänzlich geschlagen wurden. Es war ein furchtbarer mörderischer Tag. Zwanzig tausend von ihnen blieben theils auf dem Schlachtfelde liegen, theils geriethen sie in Gefangenschaft. Unter den Gefangenen befand sich auch der General Horn. Mit den traurigen Trümmern seines Heeres zog nun Herzog Bernhard gegen den Rhein. Die Macht der Schweden in Teutschland, und alle Hoffnungen, welche die Protestanten darauf gebaut hatten, schien nun ganz vernichtet. Die erste Folge davon war, daß sich erst Sachsen, dann Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Braunschweig und noch mehr andere evangelische Staaten, von dem Bündnisse mit ihnen lossagten, und sich mit dem Kaiser aussöhnten. Mit ungeduldigem Verlangen sah nun Alles dem Ende dieses verderblichen Krieges entgegen, der fast ganz Teutschland zu einer Wüste gemacht hatte. Aber ach! es war in dem Rathe der Vorsehung beschlossen, daß er noch vierzehn Jahre fortwüthen, und Kaiser Ferdinand II., der ihn angefangen hatte, das Ende davon nicht erleben sollte.

Schon lange hatte nämlich der französische Minister, Cardinal von Richelieu, mit Schadenfreude die Bedrängniß des Hauses Oesterreich angesehen, und sich Hoffnung gemacht, zu seiner Zeit von den Unruhen in Teutschland guten Nutzen zu ziehen. Jetzt schien dieser Augenblick gekommen zu seyn. Die Schweden bedurften Hülfe; sie sollte ihnen, auf Kosten des Reichs, zugestan-

den werden. Der Cardinal bot dem Kanzler Oxenstierna Geld und französische Truppen an, und bedung sich nichts dafür aus, als die Festung Philippsburg und ganz Elsaß; noch besseren Lohn hoffte er sich schon in dem Verlaufe des Krieges zu verschaffen. Dieser Antrag kam besonders dem Herzoge von Weimar sehr erwünscht, der sich selbst ein neues Fürstenthum zu erfechten gedachte, Er vereinigte sich mit dem französischen Heere und setzte den Krieg fort. Von einer andern Seite brach jetzt auch der schwedische Feldmarschall Banner, mit 16,000 Schweden, aus Pommern in Sachsen ein, gewann die Schlacht bei Wittstock, und half dadurch der Sache der Schweden wieder auf (1636).

Jetzt aber fing der Krieg an, sein Interesse zu verlieren; die größten Schläge waren geschehen, die großen Männer, welche ihn Anfangs führten, ein Gustav Adolph, ein Wallenstein, ein Tilly, waren von dem Schauplatz abgetreten. Der Geist, den sie ihren Heeren mitgetheilt hatten, war verweht. Ihre Nachfolger erschienen blos als Helden vom zweiten Range, die ungefähr mit gleichen Kräften gegen einander auftraten, so daß keiner dem andern weit überlegen war.

Mitten unter den Unruhen des Krieges gelang es dem Kaiser, seinen Sohn Ferdinand zu Regensburg zu seinem Nachfolger wählen und krönen zu lassen. Kaum war aber der Vater wieder zu Wien angelangt, so machte eine Krankheit seinem Leben ein Ende. Er starb den 15. Febr. 1637. — In der Geschichte würde er sich wegen seiner Herzensgüte, seiner Geradheit, seiner Leutseligkeit, seiner Einsichten und Thätigkeit einen bleibenden Ruhm erworben haben, hätte ihn blinder Religionseifer nicht zu ungerechter Verfolgung der Protestanten und verderblichen Kriegen gegen sie hingerissen.

27.

Ferdinand der Dritte. Fortsetzung des Kriegs. Westphälischer Friede.

(J. 1637 — 1648.)

Kaiser Ferdinand III. setzte den verwüstenden Krieg fort. Zwar wünschte er den Frieden; aber lange zerschlugen sich alle Unterhandlungen. Der Herzog Bernhard verfolgte seine Siegesbahn. Er suchte sich ein Fürstenthum zu erobern, und fand statt desselben den Tod. Nach der Einnahme der Stadt Breisach erkrankte er plötzlich und starb dahin in dem 35sten Jahr seines Lebens, wahrscheinlich an Gift, das ihm die Franzosen beigebracht hatten, weil er ihren Absichten auf Elsaß entgegen stand (18. Jul. 1639). Gleich nach seinem Tode erschienen französische Abgeordnete, die das Heer, und die von ihm besetzten Plätze an sich kauften.

Der schwedische General Banner starb ihm, zwei Jahre darauf, nach. Alle feindliche Lande segneten die Stunde seines Todes, denn wo er hinkam, ging Verheerung vor ihm her. Böhmen besonders wurde so gräßlich von ihm verwüstet, daß man mehr als einmal hundert Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen sah. Kein anderer schwedischer Heerführer kam ihm gleich an wilder Grausamkeit. Seine Unterfeldherren eiferten ihm nach an Barbarei. Einer von ihnen, Namens Pfuhl, rühmte sich, in Böhmen allein 800 Ortschaften niedergebrannt zu haben. — Auf Banner folgte Leonhard Torstenson, ein großer Geist in einem kleinen, schwachen, kränklichen Körper. Er schlug den kaiserlichen General Piccolomini bei Leipzig, und seit der Schlacht bei Nördlingen war kein Treffen blutiger als dieses. Mehr als einmal drang

er bis nach Mähren vor und setzte die Kaiserstadt Wien in Gefahr. Wegen übler Gesundheit mußte er das Commando niederlegen. Nun übernahm der General Wrangel den Oberbefehl über die schwedischen Heere, und nach ihm der Pfalzgraf Karl Gustav. Am Rhein fochten die berühmten französischen Feldherren Turenne und Condé mit Wrangel gegen die Kaiserlichen und Baiern. Baiern wurde von ihnen gezwungen, von dem Kriege abzustehen und nun droheten neue Gefahren den kaiserlichen Erblanden, als endlich der lange ersehnte Friede dem Morden und Verheeren ein Ende machte. Er kam zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648 zu Stande.

Alle Hände erhoben sich dafür dankend zu Gott, denn allgemein seufzte man nach Ruhe. Das ehemals so blühende Teutschland glich einer Wüste. Allenthalben sah man verödete Städte und Dörfer, Brandstätten und Schutthaufen, zertretene Saatfelder, unangebaute und menschenleere Strecken Land. Schwert, Hunger, Elend, Seuchen hatten schrecklich gewüthet, und das Gemüth, und die Sitten der Menschen waren verwildert wie der Boden, den sie bewohnten. Alle Heere lebten von nichts als Raub und Plünderung, deswegen blieb auch kaum der kleinste Fleck von der allgemeinen Verwüstung ausgenommen.

Was gewann aber, so werdet ihr fragen, der Kaiser, was gewannen die katholischen Fürsten durch diesen heillosen dreißigjährigen Zerstörungskrieg? Ich antworte euch: Nichts. Die Protestanten behielten ihre Religionsfreiheit, alle ihre Kirchengüter und alten Rechte; es mußten sogar die eingezogenen Besitzungen des Kurfürsten von der Pfalz wieder herausgegeben werden. Ueberdem verlor noch der Kaiser ganz Elsaß, so weit es österreichisch war. Die Ausländer zogen, zum Nachtheil

des teutschen Reichs, den besten Nutzen von dieser verderblichen Fehde, besonders die Franzosen.

Frankreich nämlich erhielt die drei Bisthümer Mez, Toul und Verdun, die es schon unter Karl V. in Besitz genommen hatte, ganz Elsaß, den Sundgau und die Festungen Breisach und Philippsburg. Nie hatte Frankreich einen so vortheilhaften Frieden geschlossen.

Schweden bekam Vorpommern, Stettin, die Insel Rügen, die Stadt Wismar, die Bisthümer Bremen und Verden, auch 5 Millionen Thaler als Ersatz der Kriegskosten.

Der Kurfürst von Brandenburg, der Ansprüche auf das ganze Pommerland machte, erhielt blos Hinterpommern, aber auch das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin als weltliche Fürstenthümer.

An Mecklenburg kamen die Bisthümer Schwerin und Razeburg.

Hessen-Cassel hatte zwar im Laufe des Kriegs nichts verloren; gleichwohl erhielt es, zum Lohn seiner treuen Anhänglichkeit an Schweden und die Sache der Protestanten, eine Summe von 600,000 Reichsthalern.

Der älteste Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, erlangte die väterlichen Erblande wieder, doch mit Ausnahme der Ober-Pfalz, die der Kurfürst von Baiern behielt. Zugleich wurde, zum Besten des Besitzers der untern Pfalz, eine achte Kurwürde errichtet.

Für die Protestanten überhaupt wurde der Passauer Vertrag als Grundlage ihrer Rechte angenommen, dabei aber festgesetzt, daß sie alle Kirchen und Kirchengüter behalten sollten, die sie in dem Jahr 1624 besaßen. Von dem verhaßten Restitutionsedict, das den Krieg so lange hinaus gezogen hatte, war folglich nicht mehr die

Rede. Kein Landesherr sollte seine Unterthanen ihres Glaubens wegen drücken, wenn sie von einer andern Religion wären als er selbst; und bei dem Reichskammergerichte sollte eine gleiche Anzahl katholischer und protestantischer Räthe und Beisitzer angestellt seyn.

Sämmtliche regierende Fürsten erhielten gesetzlich die volle Landeshoheit und das Recht, Kriege zu führen und Frieden und Bündnisse zu schließen.

Endlich wurde die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz und der Niederlande ausgesprochen.

Ungeachtet dieses Friedensschlusses mußte Teutschland die Fremdlinge, sowohl Franzosen als Schweden, noch so lange beherbergen und ernähren, bis alle Bedingungen auf das genaueste erfüllt waren.

28.

Staatsmerkwürdigkeiten in dem Zeitraume von der Reformation bis zum westphälischen Frieden.

(J. 1517 — 1648.)

Teutschland erhielt in diesem Zeitraume zu dem Landfrieden, der im Jahre 1495 dem Faustrecht ein Ende machte, noch drei andere merkwürdige Reichsgrundgesetze: Nämlich die Wahlcapitulation der Kaiser, den Religionsfrieden (1555) nnd den westphälischen Frieden (1648), von welchen allen schon die Rede war.

Die landesherrlichen Rechte der Fürsten erlangten immer mehr Ausdehnung; die Rechte der Kaiser hingegen wurden immer mehr beschränkt. Endlich blieb ihnen fast nichts mehr als die Ober-Lehenherrlichkeit, die ober-

richterliche Gewalt, die Ertheilung der Privilegien, das Recht der Standeserhöhungen und die Erneuerung kaiserlicher Hofpfalzgrafen. Diese Rechte konnten sie ganz allein, ohne Zuziehung der Reichsstände, ausüben; deswegen nannte man sie die kaiserlichen Reservatrechte (vorbehaltenen Rechte). Zur Ausübung aller andern bedurften sie der Berathung und Einwilligung der Reichsstände, zu welchem Ende die Reichsversammlungen oder Reichstage zusammen berufen worden.

Solcher Reichstage wurden in diesem Zeitraume viele gehalten, und sie waren zum Theil sehr glänzend. Meistens erschien dabei der Kaiser in Person; die Fürsten aber beschickten sie lieber durch ihre Gesandten — vermuthlich zur Ersparung der Kosten, und weil sie erfahrnen Geschäftsmännern mehr Gewandtheit zutrauten als sich selbst. Die versammelten Stände waren in drei Collegien abgetheilt, nämlich das Kurfürsten-Collegium, das Collegium der Fürsten und Reichsgrafen, und das Collegium der Reichsstädte. In jedem wurde abgesondert berathschlagt und nach der Stimmenmehrheit entschieden.

Auf den Reichstagen wurden nur die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Reichs abgehandelt. Man berathschlagte sich z. B. über Krieg und Frieden, über Bündnisse, über Religionsangelegenheiten. Justizsachen aber gehörten vor das Reichskammergericht, und vor den Reichshofrath. Zu dem Reichskammergerichte hatten jedoch die Protestanten größeres Zutrauen, als zu dem Reichshofrath, weil die Hälfte seiner Glieder aus Evangelischen bestand; der Reichshofrath hingegen ganz katholisch war. Diese beiden Gerichte erließen alle ihre Verfügungen unter dem Namen und dem Siegel des Kaisers, und sogar Reichsgrafen wurden von ihnen nicht anders als Du angeredet. — Nach der Ver-

fassung des Mittelalters übten die Kaiser auch ihr oberrichterliches Amt durch die sogenannten Hof- und Landgerichte aus, die in gewissen Districten, z. B. in Franken, in Schwaben, einem besondern Richter verliehen waren. Jeder Kläger hatte da die Wahl, ob er seinen Gegner, wenn er eines Reichsstandes Unterthan war, bei den landesherrlichen Gerichten, oder bei dem Kaiser und dessen Gerichten belangen wollte. Diese Gerichte kamen aber nach und nach in Abgang, weil jeder Reichsstand in seinem Lande die ausschließliche Gerichtsbarkeit behauptete, und jetzt selbst sein Hofraths- und Regierungs-Collegium hatte, die meistens nach dem Muster der Reichs-Kammergerichte eingerichtet und immer mit gelehrten Räthen besetzt waren. Hatte ein Reichsstand gegen den andern Klage zu erheben, so brachte er sie meistens lieber vor einem Austrägal oder schiedsrichterlichen Gerichte an, als vor einem kaiserlichen. Ueberhaupt suchten sich die Stände von der Einmischung des Kaisers in ihre Landesangelegenheiten frei zu machen, so sehr sie konnten. Jedes Kurfürstenthum, jedes Fürstenthum, jede Grafschaft, jede Reichsstadt, jedes noch so kleine unmittelbare Gebiet bekam nach und nach seine eigene Regierung, seine eigenen Grundgesetze, seine eigenen Steuern, Gerichts- und Polizeiverfassung. In den meisten Ländern war aber die landesherrliche Gewalt noch durch die Landstände eingeschränkt. In allen wichtigen Landesangelegenheiten, besonders wenn Steuern von den Unterthanen erhoben, Landesverordnungen gemacht, Krieg angefangen, Bündnisse geschlossen, oder Ländertheilungen vorgenommen werden sollten, mußten die Landstände um ihre Einwilligung befragt werden. Zu den Landständen aber gehörten die Prälaten, die Besitzer freier Rittergüter und alle Städte des Landes. Auf solche Art wurden der Willkühr der Fürsten und ihrer Minister auf

das glücklichste Schranken gesetzt, und ihre Staatsverwaltung erlangte mehr Zutrauen. Der Bürger und Bauer erfuhr, wozu seine Steuern angewendet wurden, und erlegte sie daher williger. Er war auch überzeugt, daß von seinen Ständen nicht genehmigt werden würde, was nicht zu seinem und des Landes Wohl diente, oder was nicht die strengste Nothwendigkeit erheischte. Deswegen war er ruhig und trug gelassen, was er zu ertragen hatte. Deswegen sehnt man sich auch in Teutschland und außerhalb, wo Landesherren noch unumschränkt herrschen, so sehr nach einer ständischen Verfassung.

29.

Fortsetzung. Kriegswesen.

Seit der Erfindung des Schießpulvers hatte sich, wie ich euch schon bemerkt habe, das ganze Kriegswesen verändert. Die Heere bestanden jetzt nicht mehr aus den zusammenberufenen Reichslehenträgern mit ihren Vasallen, sondern aus angeworbenen und besoldeten gut geübten Truppen. Schon unter Maximilian I. thaten sich die sogenannten Lanzknechte durch Kühnheit und Tapferkeit hervor. Sie hatten diesen Namen von den Lanzen, die sie führten. Man nahm sie aber nicht beständig, sondern nur auf eine Zeit lang in den Sold; nach geendigtem Kriege wurden sie wieder entlassen. Kam ein neuer zum Ausbruch, so drängten sie sich den Werbern schaarenweise zu; deswegen war es im dreißigjährigen Kriege dem Wallenstein, und andern Heerführern, so leicht, in einigen Monaten Heere von 20,000 und noch mehr Mann zusammen zu bringen. Das zügellose Leben, das den Soldaten in den Kriegen jener Zeit zugelassen wurde, das Rauben, Plündern, Spielen

und Saufen war für sie keine geringe Lockung; daher sagt ein alter Chronikschreiber: „Wenn der Teufel Sold ausschreibt, so fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen im Sommer, daß sich doch jemand zu todt verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur alle her käme und sich den Winter verhalten hat.“ — In vorigen Zeiten kehrte das Kriegsvolk nach dem Frieden zu seiner Arbeit, zum Pfluge, zur Werkstatt zurück; die Lanzknechte hingegen hielten sich bloß zum Kriege bestimmt. War dieser zu Ende, so verzehrten sie zu Haus die gemachte Beute in Müßiggang, quartirten sich bei den Bauern ein, prahlten mit ihren Thaten, und wenn alles verzehrt war, gingen sie betteln, oder nährten sich von Rauben und Stehlen. „Es war, nach dem Ausdruck eines alten Schriftstellers, durch die Bank hindurch in allweg ein blos unnütz Volk, nit weniger dann Mönch und Pfaffen.“

Das beste Fußvolk lieferten Baiern, Schwaben, Oestreich, Westphalen; die beste Reiterei Niedersachsen und Franken. Die Hauptstärke der Heere beruhete auf dem Fußvolk; die Pferde der Reiterei waren zwar stark und dauerhaft, aber nicht genug abgerichtet. Eine große Beschwerlichkeit bei den teutschen Heeren war der ungeheure Troß, der sie an schnellen Bewegungen hinderte, und oft Mangel an Proviant und Futter verursachte. Jedem Soldaten war es erlaubt, sein Weib mit sich zu Felde zu nehmen; dann kamen erst die Jungen und Knechte der Officiere. Dieß alles machte die Heereszüge außerordentlich schwerfällig.

Zu jener Zeit wurden die Soldaten viel besser bezahlt als jetzt. Ein Fußgänger bekam monatlich vier Gulden, ein Reiter noch mehr.

Die Teutschen lernten in der Kriegskunst sehr viel von den Hussiten. Vorzüglich verdankten sie dem Kaiser

Maximilian I. und Gustaph Adolph große Verbesserungen in dem Kriegswesen. Maximilian machte zuerst Gebrauch von dem groben Belagerungsgeschütz und den Mörsern. Er theilte das Heer in Regimenter, und die Regimenter in Rotten (Bataillons) und Fähnchen (Compagnien). Jedes Regiment bekam einen Obersten, Nachobersten (Obrist-Lieutenant), Obristwachtmeister, mehrere Hauptleute und einen Feldschulzen (Auditeur), der die Gerichtssachen besorgte. In allen diesen Einrichtungen wurde der Kaiser durch seinen erfahrnen Feldherrn Georg von Fronsberg treulich unterstützt. Zu jener Zeit wurden aber immer noch die Flinten mit einer Lunte abgebrannt, und überhaupt wußten die Soldaten mit Degen und Spieß besser umzugehen als mit dem kleinen Schießgewehr. Im Treffen wurde das Fußvolk unter Maximilian II. noch dreißig Mann tief (dreißig Reihen hinter einander) aufgestellt, wodurch die Bewegung erschwert und der größte Theil der Mannschaft unbrauchbar gemacht wurde. Schlug eine große Kanonenkugel unter einen solchen dicken Haufen, so richtete sie ungeheure Verheerungen an. Deswegen setzte Karl V. die dreißig Reihen auf zehn bis funfzehn, und Gustav Adolph auf sechs herab. Gustav Adolph umgab sein Heer mit Schanzen und Wällen wie eine Festung; der Soldat stand gleichsam hinter Mauern; die angreifenden Feinde aber waren auf allen Seiten seinem Feuer ausgesetzt. Auch seine Reiterei konnte selten angefallen werden, weil sie auf allen Seiten durch das Fußvolk gedeckt war; sie selbst aber machte wüthende Ausfälle. So wurde der König von Schweden den Teutschen ein Lehrer in der Kriegskunst, und sie benutzten seinen Unterricht so trefflich, besonders gegen die Türken, daß sie diese, nach dem dreißigjährigen Kriege, beinahe immer aus dem Felde schlugen,

da sie ihnen doch vorher keine einzige Hauptschlacht abgewonnen hatten.

Zu den Reichskriegen war jeder Reichsstand verbunden, eine gewisse Anzahl Fußgänger und Reiter zu stellen. Wie viel der Beitrag eines jeden betrug, das war in der sogenannten Reichsmatrikel bestimmt. Diese Matrikel wurde unter Kaiser Karl V. entworfen. Er verlangte 20,000 Mann zu Fuß, und 4000 zu Pferd zu einem Römerzuge, der einen Monat oder sechs Wochen dauern sollte, und nun wurde berechnet, wie viel Mann jeder Fürst, jeder Graf, jede Stadt dazu stellen sollte. Bei diesem Anschlag blieb es nun auch in der Folge, und man nannte das einen Römermonat. Brauchte man ein größeres Heer von 400,000 oder 120,000 Mann Fußvolk und 8 oder 12,000 Reitern, so wurden zwei bis drei Römermonate verlangt. Ein Theil des Contingents (des Beitrags) wurde aber auch in Geld angenommen, und dann rechnete man den Fußgänger monatlich zu 4 Gulden, den Reiter aber zu 12 Gulden. Für 100 Fußgänger hatten also die Reichsstände monatlich 400 Gulden; für 100 Reiter aber 1200 Gulden zu erlegen.

30.

Fortsetzung. Zustand der Kirche.

Die Klagen gegen die Päbste und den Mißbrauch ihrer Macht, wurden immer allgemeiner und lauter. Sie verweigerten den rechtmäßig erwählten Prälaten ihre Bestätigung, besetzten teutsche Bisthümer und andere Pfründen mit Fremdlingen, oder vergaben die Einkünfte davon an ihre hungrigen Hofschranzen. Rechtshändel, die vor die ordentlichen Landesgerichte gehörten, wurden

willkührlich an den römischen Hof gezogen. Sein Ablaßkram, sein Handel mit Dispensationen u. s. w. erregte bei dem aufgeklärten Theile der Nation allgemeine Unzufriedenheit. Der gemeine Mann war aber noch immer ein Sclave der Pfaffen und Mönche, die mit der größten Dreistigkeit ihre geistlichen Gaukeleien forttrieben. Vergeblich spottete Erasmus, ein berühmter Gelehrter zu Luthers Zeiten, über Möncherei, Aberglauben und alte Dummheit, über Ablaß, Anbetung der Heiligen, Ohrenbeichte; es blieb alles beim Alten, bis Luther mit dem ihm eigenen Muthe auftrat und in einer kräftigen und verständlichen Sprache zu dem großen Haufen sprach, der nun plötzlich die Augen öffnete, und sich nicht genug wundern konnte, wie er so lange blind geblieben war. Wie Luther seine Reformation durchsetzte und verbreitete, wie er sich und alle seine Bekenner lossagte von der Herrschaft des Pabstes und der Bischöffe, haben wir schon gehört. Die Päbste verloren durch die Reformation die Hälfte ihres Ansehens und ungeheure Summen, die sonst in ihre Kassen flossen. Deswegen boten sie alles, obgleich vergeblich, zur Unterdrückung derselben auf.

Ihre und die bischöfflichen Rechte gingen nun in den protestantischen Ländern auf die Landesherren über, die sie von ihren Consistorien ausüben ließen. Wer seine Schwägerin oder seine Baase heirathen wollte, brauchte nun nicht mehr um Dispensation nach Rom zu schreiben, er konnte die Erlaubniß dazu um einen viel billigeren Preis ganz in der Nähe haben. Eben so in andern Dingen.

Gefährliche Feinde bekamen die Protestanten, und selbst die Katholiken in diesem Zeitraume, an den Jesuiten, einem neuen Mönchsorden, der sich dem Unterrichte der Jugend, dem Predigen, dem Beichtsitzen, der Bekehrung der Ungläubigen, und besonders der Bekämpfung

der lutherischen Religion widmete. Er bestand aus lauter guten Köpfen, und war daher um so gefährlicher. Unfähige wurden gar nicht aufgenommen. Mit Eifer suchten sie die Seele der Jugend mit ihren Meinungen zu erfüllen und derselben ihre Ansichten beizubringen. Was sie in den Schulen angefangen hatten, das setzten sie auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen fort, und da sie sich vor allen andern Mönchen durch Reinlichkeit und Anstand, durch scheinbare Bescheidenheit und Tugendliebe, auszeichneten, so fanden sie an den Höfen der Fürsten und bei den angesehensten Familien in den Städten allgemeinen Zutritt, und verdrängten die Franziscaner und die schmutzigen Kapuziner. Den Vorzug, den man ihnen einräumte, wußten sie auf das Beste zu ihrem Vortheile zu benutzen. Wo sie mit einer Wittwe oder andern reichen und kinderlosen Personen bekannt wurden, da ließen sie kein Mittel unversucht, sie zu milden Stiftungen zum Besten des Ordens zu bewegen. Mit nicht geringerer Kunst mischten sie sich in die Staatsangelegenheiten, und immer wußten sie ihre Geheimnisse und ihre Verschwörungen hinter einem undurchdringlichen Schleier zu verbergen, und die gewaltsamsten Plane leise schleichend und mit der freundlichsten Miene einzuleiten. Die freien und lichtvollen Lehren und Urtheile der Protestanten und protestantischen Schriften waren ihnen ein Greuel. Daher wurde in den jesuitischen Schuler den Jugend keine Lehre so oft und so nachdrücklich eingeschärft, als die von der Einheit der Kirche, von der allein seligmachenden katholischen Religion und von dem Verbrechen der Ketzerei. Alles was Luther gelehrt hatte, wurde verdreht und lächerlich gemacht. So verführten sie Rudolph II. zur Verfolgung der Protestanten, so auch Ferdinand II., den sie so weit brachten, daß er sich in allen Geschäften nach ihrem Rath und

Willen richtete, ihre Feinde für die seinigen erklärte und oft ganze Tage lang in ihrem Collegium zubrachte. Sie waren es auch vorzüglich, welche dem Kaiser das so verhaßte Religionsedict entlockten, das den Protestanten den letzten tödtlichen Streich versetzen sollte, aber nur einen langen, verderblichen und fruchtlosen Krieg zur Folge hatte.

31.

Zustand der Wissenschaften und schönen Künste seit der Reformation bis zum westphälischen Frieden.

(J. 1517 — 1648.)

Die Reformation hatte schon durch Luthern allein und seinen Freund Melanchthon, außerordentlichen Einfluß auf die Wissenschaften, besonders auf die Ausbildung der teutschen Sprache, denn er übersetzte nicht nur die ganze Bibel in das Teutsche, sondern er schrieb auch sehr viel in teutscher Sprache für das Volk. Sein Styl war kraftvoll, bisweilen nur allzuderb, dabei aber doch rein, richtig, oft fließend und angenehm und immer gedankenreich. Von seiner Uebersetzung der heiligen Schrift kann man wohl sagen, daß es das erste rein und gut geschriebene teutsche Buch war. Durch Luthers Schriften wurde die Oberfächsische Mundart die Büchersprache der Teutschen, und trat an die Stelle der oberteutschen und niedersächsischen Sprache. Luther machte sich aber nicht nur als Prosaist, sondern auch als Dichter verdient, denn er bereicherte den Kirchengesang mit neuen erbaulichen Liedern, die er selbst dichtete; mit Psalmen und Hymnen, die er aus der lateinischen Sprache in teutsche Reime übersetzte. Zu vielen erfand er neue

Melodien, denn er war auch musicalisch und ein Freund des Gesanges. Nicht weniger beförderte er das Studium der hebräischen, griechischen und römischen Sprachwissenschaft, denn durch sein Beispiel lernte man einsehen, wie unentbehrlich diese Sprachen einem Gottesgelehrten sind. Daß er auch in der Philosophie die gesunde Vernunft wieder in ihre Rechte einsetzte, habe ich euch schon früher gesagt.

Nicht viel geringere Verdienste erwarb sich sein Freund und Gehülfe, der sanfte Melanchthon, von dem Luther an gründlicher Gelehrsamkeit noch übertroffen wurde. Alle seine Schriften zeichneten sich aus durch Genauigkeit und Klarheit der Begriffe, durch strengen Zusammenhang der Gedanken und des Vortrags. Er machte seine Zeitgenossen näher mit der Sprache und Gelehrsamkeit des römischen und griechischen Alterthums bekannt, und war selbst ein eifriger und geschmackvoller Nachahmer der römischen Beredsamkeit und Dichtkunst.

Unter den teutschen Philosophen jener Zeit sind vor allen andern Nicolaus Copernicus, Johann Keppler und Hugo Grotius merkwürdig.

Nicolaus Copernicus, geboren zu Thorn in Preußen 1473, machte sich einen unsterblichen Namen durch die Entdeckung der wahren Weltordnung, die nach ihm die Copernicanische genannt wurde. Bis auf seine Zeit glaubte man, die Erde stehe unbeweglich in dem Mittelpunkte unsers Weltgebäudes, und die übrigen Planeten, nebst der Sonne, dreheten sich in vier und zwanzig Stunden um die Erde herum. So scheint es wirklich, wenn der Mensch dem Zeugniß seiner Augen glaubt; allein Copernicus zeigte, daß die Erde sich alle vier und zwanzig Stunden einmal um ihre Axe, und binnen einem Jahr einmal um die Sonne bewege,

auch daß die Sonne in der Mitte zwischen den Planeten stehe, und sich nicht um die Erde, sondern blos um ihre eigene Axe drehe, der Mond aber sich um die Erde bewege. Durch alle nachfolgende Beobachtungen anderer Sternkundiger haben sich diese Wahrheiten vollkommen bestättigt. — Copernicus bekleidete kein Amt; er lebte von einem Canonicat zu Frauenburg in polnisch Preussen, wo er sich ganz den Wissenschaften widmete. Er starb im Jahr 1543.

Acht und zwanzig Jahre nach seinem Tode wurde (1511) Johann Keppler, der Sohn eines würtembergischen Gastwirths, geboren, der sich ebenfalls mit dem glücklichsten Erfolge auf die Astronomie verlegte, und kaiserlicher Mathematicus unter Rudolph II. wurde, aber beinahe erhungern mußte. Von ihm wurden die Gesetze des Planetenlaufs entdeckt, und andere Gelehrte auf neue Entdeckungen geleitet; er lehrte die sicherste Art, Sonnenfinsternisse zu berechnen und andere große Wahrheiten. Besonders gab er auch durch seine Rudolphinischen Tafeln der Sternkunde eine neue Stärke.

Hugo Grotius, ein vielseitiges treffliches Genie, entwickelte und bestimmte richtiger als bis dorthin geschehen war, das Völkerrecht, in Verbindung mit dem Naturrechte. Er stammte aus einer edeln Familie zu Delft in Holland. Seine Talente entwickelten sich so schnell, daß er in seinem siebzehnten Jahre schon Processe führte, und im vier und zwanzigsten General-Advocat wurde. Er war aber nicht nur Rechtsgelehrter, sondern auch Kenner des Alterthums, Schriftausleger, Geschichtsschreiber, Staatsmann, Dichter und Redner. Sein undankbares Vaterland wußte gleichwohl seine Verdienste nicht zu schätzen; es verfolgte ihn im Gegentheil wegen seiner Freimüthigkeit. Deswegen ging er nach Schweden, wohin er eingeladen war, und wurde

dort zum Staatsrath und Gesandten am französischen Hofe ernannt. Zehn Jahre verweilte er auf seinem Posten zu Paris, dann kehrte er über Holland, wo sich indessen alles geändert hatte, nach Schweden zurück. Er wurde zu Amsterdam auf das Ausgezeichneteste empfangen; deswegen war er entschlossen, seine Tage da zu beschließen; der Tod übereilte ihn aber auf der Reise, und er starb im Jahre 1645 zu Rostock.

Auch in der Heilkunde machten die Teutschen die erwünschtesten Fortschritte, besonders in den dazu gehörigen Hülfswissenschaften, der Zergliederungskunst, der Naturgeschichte, Chemie und Botanik. Die Zergliederungskunst wurde gehoben durch Vesalius, Leibarzt Karls V. († 1564), die Naturgeschichte durch Conrad Geßner († 1565), die Chemie durch Theophrastus Paracelsus († 1541), die Botanik durch Jacob Theodor Tabernämontanus († 1590).

Die Geschichte fing man jetzt an auf eine viel würdigere und gründlichere Art zu bearbeiten als sonst, wo sie so oft mit falschen oder verunstalteten Erzählungen untermischt wurde. Man schöpfte jetzt aus den ersten Quellen, nämlich aus Urkunden, Denkmälern, Schriftstellern, von denen die Begebenheiten ihrer Zeit erzählt wurden und verglich einen mit dem andern. Johann Aventin, Johann Sleidanus, Hugo Grotius thaten sich vor allen übrigen hervor; sämmtlich aber schrieben in lateinischer Sprache.

Die Rechtsgelehrsamkeit fand glückliche Bearbeiter, vorzüglich in Franz Balduin und Herman Conring.

Mit besonderm Eifer verlegten sich die Teutschen auf die griechische und römische Literatur; die lateinischen und griechischen Schriftsteller wurden von ihnen gelesen, erklärt, mit Noten herausgegeben, nachgeahmt,

übersetzt. Sie benützten sie aber noch nicht, wie man billig hätte erwarten können, zur Ausbildung ihres Geschmacks und ihrer Muttersprache; nein sie begnügten sich in lateinischer Sprache rein und zierlich zu schreiben, und so ging ein großer Theil ihrer Bemühungen für das Vaterland verloren. Doch werden die Arbeiten der damaligen Schriftsteller, wie z. B. eines Joachim Camerarius, Justus Lipsius, Gerhard Johann Voß noch bis auf diesen Tag geschätzt.

Bei einer solchen Vernachläßigung konnte die teutsche Sprache, Dichtkunst und Beredsamkeit nur geringe Fortschritte machen. Die Gelehrten schrieben nicht teutsch und den Ungelehrten fehlte es an einem gebildeten Geschmack. Noch lange blieb daher die teutsche Sprache hart und rauh; doch fühlte man schon in den wenigen Schriften aus jener Zeit ihre Stärke und ihren Reichthum an Ausdrücken und Wortversetzungen. Neben Hanns Sachs, dessen ich schon im vorigen Zeitraume gedacht habe, zeichnete sich noch ein anderer origineller Schriftsteller aus, der zu gleicher Zeit lebte, nämlich: Johann Fischart, Stadtschreiber und Syndicus zu Frankfurt am Main, wo er 1511 geboren wurde, und 1581 starb. Dieser Fischart war der lustigste Kopf seiner Zeit, ein Lacher von ausgelassener Laune, reich an drolligen oft schmutzigen Späßen, wie sie bei den Trinkgelagen unserer Aeltervater vorkamen. Er wußte die rohe, teutsche Sprache in allerlei Formen zu gießen, und Ausdrücke, Wortverbindungen und Phrasen zu finden, wie sie nur der zügelloseste Witz ersinnen konnte. So bereicherte er die Sprache auf mancherlei Art; zur Verfeinerung des derben Geschmacks seiner Zeit trug er aber wenig bei. Als Probe seiner Manier und der Stufe von Bildung, auf dem er und seine Zeitgenossen standen, will ich nur einen Theil des Titels seiner Ue-

versetzung von einem bekannten Roman des Franzosen Rabelais anführen: „Affentheuerliche Geschichtsklitterung, von Thaten und Rechten vom kurzem langen weiten vollem beschraiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel ꝛc. ꝛc. Großfürsten in Nubel, Nibel, Nebelland ꝛc. ꝛc. Etwan von M. Franz Rabelais französisch entworfen. Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefehrlich obenhin, wie man einen Grindigen lauset, in vnser Mutter-Lallen vber oder drunter gesetzt, Auch zu diesem Truck wieder auf den Ampoß gebracht vnd dermassen Pantagruelisch verpossselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: Durch Huldreich Elloposcleron“ (1552).

Viel mehr als Fischart, machte sich um die teutsche Sprache und Dichtkunst Martin Opitz, ein Schlesier, verdient. Er war 1597 zu Bunzlau geboren, wurde Rath des Fürsten von Liegnitz, trat dann in die Dienste des Burggrafen von Dohna und wurde endlich Geschichtschreiber des Königs von Pohlen, in dessen Dienste er 1639 zu Danzig an der Pest starb. Er reinigte mit seinem Geschmacke die teutsche Sprache von allen wilden Auswüchsen, gab ihr Männlichkeit, Geschmeidigkeit, Anmuth, höheren Nachdruck und Wohlklang, bereicherte sie mit neuen Formen und Wortverbindungen, erbeutete auch viel für sie von den Griechen, viel von den geistreichen Nachbarn. Fast alle Gattungen der Dichtkunst, vom philosophischen Lehrgedichte bis zum kleinen Epigramm, umfaßte sein glückliches Genie, ganz besonders aber gelangen ihm die lyrischen Gedichte. Er schrieb ein besonderes Buch über die teutsche Poeterei, und erwarb sich durch seine eigenen, für die damaligen Zeiten vortrefflichen Muster in Prosa und in Versen, den Namen eines Vaters und Wiederherstellers der teutschen

Dichtkunst. Nach ihm war Paul Flemming einer der geschätztesten Dichter († 1640). Seine Werke erschienen unter dem Titel: Poetische Wälder.

Es fehlte auch nicht zu jener Zeit an Dichtern geistlicher Lieder. Unter ihre Zahl gehörten Paul Eber, Justus Jonas, Lazarus Spengler, Paul Speratus und noch mehr andere, deren Gesänge sich zum Theil bis auf den heutigen Tag in unsern Gesangbüchern erhalten haben.

Selbst das Theater hatte schon seine Schriftsteller. Die damaligen Schauspiele waren aber nichts als dramatische Possen, voll pöbelhafter, theils witziger, theils unwitziger Einfälle, der Stoff dazu wurde öfters aus der biblischen Geschichte genommen.

Schon in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts entstand auch schon eine Art gelehrter Gesellschaft, nämlich die sogenannte fruchtbringende, oder der Palmorden zu Weimar, der die Erhaltung teutscher Treue und teutscher Heldensprache zum Zweck hatte. Einige hundert Edelleute, und die berühmtesten teutschen Schriftsteller, waren Mitglieder derselben.

Die zeichenden Künste, besonders die Malerei und Holzschneidekunst wurden schon in dem vorigen Zeitraume durch Albrecht Dürer und Lucas Cranach sehr gehoben. Beide Künstler lebten noch zu Anfang dieses Zeitraums und erhielten an dem jüngern Holbein (Hanns Holbein) einen würdigen Nacheiferer. Er ward zu Augsburg im Jahr 1498 geboren und zog von da mit seinem Vater nach Basel. Um sich von seinem bösen Weibe loszumachen, ging er nach England und trat in die Dienste des Königs Heinrich VIII. Wie sehr dieser Fürst ihn schätzte, erhellt aus der Antwort, die er einem stolzen Lord gab, der sich über den Künstler beschwerte: „Ich kann aus sieben Bauern sie-

ben Lords machen, sagte Heinrich, aber aus sieben Lords nicht einen einzigen Holbein.“ Glücklich wußte dieser treffliche Maler die Trockenheit, Steifheit und Härte der teutschen Schule zu vermeiden. Seine historischen Gemälde zeichneten sich aus durch gute Anordnung und erhabenden Ausdruck und seine Portraite waren voll Geist und Leben. Er starb im Jahr 1554 zu London an der Pest. Auch Hanns Rotenhammer aus München gebürtig, war ein sehr achtungswürdiger Maler.

Matthäus Merian der ältere, ein berühmter und sehr fleißiger teutscher Kupferstecher, gehört noch in diesen Zeitabschnitt. Er war zu Basel 1593 geboren, und wußte trefflich die Radiernadel zu führen. Man hat von ihm ganze Foliobände Abbildungen von Städten, Landschaften, Schlachten, Jagden, historischen Stücken. Auch seine Söhne und seine Tochter Maria Sibylla Merian, waren verdiente Künstler.

In der Tonkunst machte man bedeutende Fortschritte, und schon verbreitete sich in Teutschland der italienische Geschmack. Man wußte schon was Moteten, Arien, Concerte, Symphonien, Sonaten und Fugen sind.

An Bildungsanstalten aller Art, besonders an hohen Schulen, fehlte es nun nicht mehr, und die Anzahl guter Werke in allen Fächern der Wissenschaften und die Menge der Muster in den Werken der Kunst, nahm mit jedem Tage zu. Zu den älteren Universitäten kamen in diesem Zeitraum noch Marburg (1527), Jena (1558), ferner Straßburg und noch mehr andere, wie Altorf, Helmstädt, Rinteln, die jetzt wieder eingegangen sind.

32.

Mechanische Künste. Manufacturen, Handel.

(J. 1517—1648.)

Besonders freudig blüheten die mechanischen und höheren Künste, auch die Gewerbe aller Art in den Städten Augsburg und Nürnberg.

Schon vor der Reformation hatte man zu Augsburg Landchartenstecher, auch Künstler, die Landcharten und Zeichnungen in Holz schnitten. Hanns Rogel war einer der vorzüglichsten Holzschneider. Besonders berühmt machten sich auch die Augsburger Uhrmacher, die jetzt eine besondere Innung bildeten, denn vor ihnen verfertigten auch die Schlosser, Büchsenschmiede, Windenmacher mancherlei Uhren. Unter Karl V. erfand man neue künstliche Schlaguhren. Dieser Kaiser war so begeistert von der edeln Uhrmacherkunst, daß er sich selbst darin übte, und wenn er nicht Zeit dazu hatte, setzte er sich wenigstens nach der Tafel an einen besondern Tisch, auf dem seine Uhren aufgestellt waren, und betrachtete mit ganz besonderem Wohlgefallen ihren Gang. Mitten auf dem Tische stand eine große Flasche Wein, wodurch er sich sorgsam in seiner Begeisterung unterhielt. Nach Karls Tode, unter seinem Bruder Ferdinand I. wurden auch schon viele astronomische Uhren zu Augsburg verfertigt, die den Lauf der Sonne, des Mondes, der Planeten anzeigten. — Die Kunsttischler in dieser Stadt und die Büchsenmacher, suchten ihres Gleichen in ganz Europa. Erstere stellten ganze Gemälde in eingelegter Arbeit vor. — Bernhard Zwirzel baute in diesem Zeitraume das herzoglich bairische Residenzschloß zu Landshut, das noch heut zu Tag für ein Meisterstück der Baukunst gilt. Wer die Fuggerischen Gärten zu Augsburg anlegte, ist mir unbe-

kannt; sie sollen aber schöner als die Gärten des Königs von Frankreich gewesen seyn. — Aus den besseren Kunstwerken, die noch vorhanden sind, erhellt, daß damals die teutschen mechanischen Künstler unter die größten Meister gehörten. Nur die Formen ihrer Werke sind veraltet; die Kunst in denselben wird aber ewig bewundernswerth bleiben.

Auch das Fabrikwesen war in vielen Städten, besonders Augsburg, Nürnberg, Ulm ꝛc. ꝛc. schon in dem muntersten Gang. Zu Augsburg, Ulm, Memmingen, Ysni blüheten vorzüglich die Leinwand- und Barchentmanufacturen. In Ulm und seinen Umgebungen wurden jährlich über 200,000 Stück Linnen und Barchend gewebt; zu Augsburg allein über 400,000 Stück. Die vorzüglichsten Beförderer dieser und anderer Gewerbe und Künste zu Augsburg, waren die Fugger, die anfangs selbst nichts weiter als Webermeister waren, bald aber durch den Handel zu unbeschreiblichem Reichthum und Ansehen gelangten. Hanns Fugger erlangte zuerst das Bürgerrecht zu Augsburg im Jahr 1370, trieb die edle Weberei, und kam als Mitglied der Weberzunft in den Rath. Auch sein Sohn war, wie er, Rathsglied und Webermeister, bereicherte sich aber daneben schon sehr durch den Handel. Er hinterließ drei Söhne, die jetzt die Weberei aufgaben, aber ihren Handel mit Linnen und andern Waaren in außerordentlichen Flor brachten, und sich so unermeßliche Reichthümer damit erwarben, daß sie mehrmals den Kaiser Maximilian I. in seinen Geldverlegenheiten unterstützen konnten. Dagegen verpfändete er ihnen die Bergwerke zu Schwatz in Tyrol, womit sie jährlich gegen 200,000 Gulden gewannen. Nun legten sie Handelshäuser in mehrerern europäischen Seestädten an, und ihre Schiffe durchkreuzten mit ihren Waaren alle

Meere. Ganze Flotten schienen sie zu unterhalten, denn von der teutschen Hanse wurden ihnen einmal zwanzig, mit ungarischem Kupfer beladene Fahrzeuge in der Ostsee weggenommen. Durch ihren Patriotismus und die Geldhülfe, womit sie auch den Kaiser Karl V. unterstützten, machten sie sich so verdient um das Vaterland, daß zwei von ihren Nachkommen, Raymund und Anton Fugger, in den Grafenstand erhoben wurden. Sie ließen aber darum den Handel, der sie so sehr bereichert hatte, nicht liegen, sondern setzten ihn eifrig fort, wurden aber daneben, zu ihrem ewigen Ruhme, die thätigsten Beförderer der Künste, Wissenschaften und Gewerbe in ihrer Vaterstadt.

Was Augsburg und Nürnberg im südlichen Teutschland waren, das wurden als Fabrikstädte Braunschweig, Goslar, Magdeburg, Stendal. Seidenwaaren wurden aber noch nirgend verfertigt und es gingen große Summen dafür in das Ausland.

Der Handel war in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts durch ganz Teutschland noch ungemein blühend, gegen das Ende desselben fing er aber schon merklich an zu sinken, und in dem dreißigjährigen Kriege kam er ganz in Verfall. Die berühmtesten Handelsstädte waren im südlichen Teutschlande wieder Augsburg und Nürnberg. Als Hauptmärkte für Waaren aller Art dienten schon damals Frankfurt und Leipzig. Erfurt, das auch eine Zeitlang eine bedeutende Handelsstadt war, wurde durch Leipzig zu Grunde gerichtet. Augsburg und Nürnberg verdankten vorzüglich den Flor ihres Handels dem Verkehr mit Venedig. Mit dem venetianischen Handel sank auch der ihrige seit der Entdeckung des neuen Weges nach Ostindien durch die Portugiesen.

Auch die teutsche Hanse ging jetzt zu Grunde. Durch das lange Glück in ihren Unternehmungen wurde sie eines Theils zu übermüthig; und andern Theils lernten die Völker, mit welchen sie in Verkehr stand, nach und nach die Vortheile ihres Handels, die sie so lange Fremdlingen überlassen hatten, sich selbst zuzueignen. Die Freiheiten der Hanse in England wurden aufgehoben, weil sie sie mißbrauchten; bei den Dänen machte sie sich durch ihren Uebermuth und ihr willkührliches Verfahren verhaßt; sie knüpften daher lieber Handlungsverbindungen mit den Holländern an. In Rußland verlor sie ihren ausgebreiteten Handel durch Eigennutz und das unartige Betragen ihrer Kaufleute. Hierzu kam dann noch, daß mehrere Fürsten ihre Städte dem Bunde entzogen, und andere sich selbst davon losmachten, weil der Gewinn, den sie davon hatten, in keinem Verhältnisse mehr mit den Kosten stand, die er ihnen verursachte. So blieben von der ganzen Hanse im Jahr 1630 nur noch die drei Städte Lübeck, Hamburg und Bremen übrig.

Bei Gelegenheit des teutschen Handels müssen wir auch auf das Münzwesen zurückkommen, das damit in der genauesten Verbindung steht.

Man rechnete noch zu Anfang dieses Zeitraums in Sachsen nach Schock Groschen, von welchen vierzig Stück so viel ausmachten als 54 der heutigen sächsischen Groschen oder etwas über vier rheinische Gulden. Ein Schock Groschen war folglich 6 rhein. Gulden. Aus den sächsischen Landordnungen der damaligen Zeit weiß man, daß eine Köchin jährlich 1 Schock 40 Groschen Lohn bekam; eine Großmagd 1 Schock 20 Groschen; eine Hausmagd 1 Schock 10 Groschen; ein Taglöhner wöchentlich ohne Kost 16 Groschen. Die Köchin hatte also jährlich 10 rheinische Gulden, der Taglöhner wöchent-

lich 1 Gulden 36 Kreuzer. — So viel erhielten sie auch noch in meiner Jugend in unserer Gegend.

In der allgemeinen Reichsmünzordnung vom Jahr 1551 kamen Gulden und Kreuzer vor. Die Cöllnische Mark fein Silber sollte zu 10 Gulden 12 Kreuzer ausgeprägt werden, so wie man heut zu Tag aus der feinen Mark 10 Speciesthaler prägt. Ein damaliger Gulden war also ungefähr einem Speciesthaler gleich. Kleinere Münzsorten waren halbe Gulden, 20, 12, 10 und 6 Kreuzerstücke. Ferner Groschen 200 auf die Mark oder 21 auf den Gulden. Ein Groschen war 3 Kreuzer; 60 Kreuzer machten einen Gulden. Seit dem Jahr 1484 hatte man auch sogenannte Guldengroschen, wovon einer zwei Loth wog, und die dem Goldgulden an Werth gleich kamen. Dergleichen Guldengroschen ließen die Grafen von Schlick, als Besitzer der ergiebigen Silbergruben zu Joachimsthal in Böhmen, sehr viele ausmünzen, deswegen nannte man sie Joachimsthaler, und in der Folge der Kürze wegen blos Thaler. Dieß war also der Ursprung unserer Speciesthaler.

Durch seine Bergwerke wurde Teutschland immer reicher an Gold und Silber; hierzu kamen dann noch die Schätze, die sich von America aus über Spanien und ganz Europa verbreiteten. Dabei wurden aber doch nicht die wahren Landesreichthümer vernachläßigt, die aus dem sorgsamen Anbau des Landes entspringen. Wirklich war bis zum Anfang der Bauern- und Religionskriege der Feldbau äußerst blühend. Als ihm aber durch die unmenschliche Ermordung vieler tausend Landleute so viele Hände entzogen wurden, fing er merklich an zu sinken. Das Gemälde der Greuel, die der wilde Soldat selbst an Wehrlosen verübte, ist schauderhaft: „Da thät man nichts, sagt ein alter Chronikenschreiber, dann die verzagten wehrlosen Bauern hauen und stechen,

und war ein solcher Jammer, daß alles ermordet ward, dem man ankam. Was entrann und man im Lande ergriff, das vertheilte man, spießet und henkt sie zu Duzendweise, wie die Kluppen-Vögel, an die Bäume; verbrennt sie, brandschatzt, nahm ihnen alles was sie hätten und verderbten das Land also wie sie es noch nie verheert hatten." — Alle diese Unfälle übertraf aber der dreißigjährige Krieg, durch welchen ganze große Landstriche theils ganz verwüstet wurden, theils aus Mangel an Menschen unangebaut liegen blieben. Viele Jahre vergingen, ehe man wieder anfing, die öden Felder zu pflügen, und in manche Gegenden kehrte der verlorne Wohlstand nie wieder zurück.

33.

Sitten und Gebräuche der teutschen Nation.

(J. 1517 — 1648.)

Die Sitten der teutschen Nation wurden im Ganzen bei der steigenden Bevölkerung und dem Ueberfluß, welchen Handel und Betriebsamkeit verbreiteten, immer milder und feiner; doch ging auch aus den Kriegen auf eine Zeit lang immer wieder eine neue Verwilderung hervor; auch zeigten sich noch manchmal Spuren des verhaßten Faustrechts; doch waren die Grumbachischen Unruhen die letzten.

Nicht so leicht als des Schlagens, entwöhnte sich der Teutsche des unmäßigen Trinkens. Bei seinen Saufgelagen brachte er dem Nachbar ganze Kannen, oder ganze und halbe, auch wohl volle Humpen zu, und der, dem sie zugetrunken wurden, mußte sie leeren, sollte er auch darüber sterben. Das Unwesen ging so weit, daß es

sogar auf den Reichstagen zur Sprache kam, und die Fürsten und Herren aufgefordert wurden, ihren Dienern und Unterthanen das Trinken zu gleichen, vollen und halben Bechern nicht länger zu gestatten. Wenn besonders die Edelleute es nicht lassen würden, so sollten sie an keinem Hofe, und bei keinem Gerichte in Dienste genommen werden. Die Fürsten aber sollten ihnen mit gutem Beispiel vorgehen, und sich selbst des übermäßigen Trinkens enthalten. Diese Verordnungen wurden mehrmals wiederholt, aber immer ohne Wirkung; das unmäßige Saufen dauerte fort und unmenschliche Prügeleien, Mord und Todtschlag waren öfters die Folgen davon. Man glaubte einem Fremden keine größere Ehre erweisen zu können, als wenn man ihn zu einer Fresserei, oder einem Trinkgelage einlud, und der Gast konnte diese Höflichkeit nicht anders, oder doch nicht besser erkennen, als dadurch, daß er sich mit seinem Wirthe toll und voll trank. In Franken, Schwaben und Baiern war man aber doch noch etwas mäßiger, als in Ober- und Niedersachsen, wo die Bediente nicht genug einschenken konnten. Zur Bequemlichkeit der Gäste stellte man daher große Gefäße auf den Tisch, aus welchen sich jeder selbst den Becher füllen konnte. Scherzte man mit den Teutschen über ihre Unmäßigkeit, so antworteten sie: „Wir sind durstige aber redliche Leute. Nur schlechte tückische Menschen scheuen den Wein, weil sie besorgen in der Trunkenheit ihre böse Absichten zu verrathen. Wir wollen lieber lustige ehrliche Trinker, als falsche Schlangen seyn.“

Die Baiern waren nicht so versoffen, aber roher und bigotter, als die andern Teutschen. Oft machten sie weite Pilgerreisen bis nach Italien oder in die Niederlande. Sie verbeteten das Geld, das andere vertranken.

Mit den Turnieren war unter den Teutschen auch der alte Rittergeist erstorben. Der Adel suchte sich nun auf eine andere Weise mit Ringelrennen, Schießen, Fechten, Ballspielen, bisweilen auch mit Musik und Zeichnen zu vergnügen. Immer noch blieb aber seine Hauptlust die Jagd, die seit der Erfindung des Schießgewehrs noch hitziger getrieben wurde als zuvor. Das Wild hegte man in großer Menge, und unglaublich war die Zahl der Jäger, Hunde und Stoßvögel, die von reichen Jagdliebhabern unterhalten wurden. Kaiser Ferdinand II. hatte z. B. an seinem Hof allein 150 Jäger und Vogelsteller; wie viel werden nicht der Hunde gewesen seyn? Der arme Landmann hatte bei dieser Jagdliebhaberei nicht wenig zu leiden, denn seine Saatfelder wurden von Wild, Hunden und Rossen zerstampft und seine Wiesen und Aecker von ganzen Rudeln Hirsche und Rehe abgegras't; niemand hörte auf seine Klagen. Wehrte er sich in der Verzweiflung seines Eigenthums und erlegte einen Hirsch, ein wildes Schwein, oder ein anderes jagdbares Thier, so wurde er auf der Stirne gebrandmarkt, oder rücklings auf einen flüchtigen Hirsch geschmiedet, der mit ihm durch dick und dünn in den Waldungen davon rannte. Bisweilen stach man auch den Wildschützen die Augen aus, oder übergab sie den Scharfrichtern. — Die Landedelleute besonders, die nicht wußten, wie sie sich besser die Zeit vertreiben sollten, waren unersättlich in der Jagdlust; so wurden sie aber in ihrer alten Rohheit erhalten und der Geschmack an den Wissenschaften und schönen Künsten fand unter ihnen kein Gedeihen.

Viel milder waren die Sitten wo Handel, Künste und Wissenschaften blüheten, und wo das gesellschaftliche Leben, der Umgang und der Verkehr mit den Ausländern, die Bildung der Teutschen sehr merklich beför-

derte und sie biegsamer, gefälliger, gesitteter machte. Die Bürger lebten miteinander in freundschaftlichem Vernehmen, gingen ruhig ihrem Gewerbe nach, machten sich Besuche und luden sich einander an Sonn- und Feiertagen zu Gaste. Freilich mochte es in den Bier- und Weinhäusern oft auch roh genug hergehen.

Mit dieser Rohheit in den Sitten machte bisweilen der Luxus in der Kleidung einen ganz auffallenden Abstich. Der gemeine Bürger trug sich oft wie ein fürstlicher Diener, und kein Bauer war mehr mit inländischem Tuche zufrieden. Die Edelleute prangten um die Mitte des 16ten Jahrhunderts mit Röcken von Sammet, Atlas, oder Damast mit Sammet verbrämt, und hatten goldene Ketten um den Hals, mehr als 400 Speciesthaler werth. Adelige Frauen mußten wenigstens vier seidene Kleider haben, eines von Sammet, drei von Damast oder einem andern Seidenzeuge, öfters verbrämt mit Perlen, Silber und Silbertuch. Ihr Kopfputz allein war manchmal über funfzig Gulden werth. Die Frauen der Doctoren und Professoren trugen goldene Ketten, die aber nicht über 200 damalige Gulden (Speciesthaler) kosten durften; goldene Armbänder und Ringe, silberne und vergoldete Leibgürtel, Röcke von Atlas, Damast und andern Seidenzeugen; auch goldene und seidene Hauben mit Perlen und Goldrosen beheftet; nur Sammet war ihnen nicht erlaubt. Manche fingen auch an, ihre Schuhe und Pantoffeln mit Perlen, Gold und Silber zu sticken, und kleine silberne und goldene Rappiere in den Haaren zu tragen, auch ihre Winterkleidung mit Zobel und Hermelin verbrämen zu lassen; allein es wurde ihnen untersagt. Ihre Eheherren, die Doctoren und Professoren trugen kleine Rappiere an der Seite, sammetne Schuhe, große Rabatten, und suchten es den Rittern gleich zu thun. Eine ganz besondere

Verschwendung war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit den sogenannten Pluderhosen eingerissen, die außerordentlich weit waren, und von dem Gürtel bis auf die Schuhe herabreichten, auch in der Länge und Quere viele Aufschnitte hatten. Sie waren mit einem Futter durchzogen, das in eine unzählige Menge Falten gelegt war, so daß zu einer einzigen Hose über 130 Ellen Zeug erfordert wurden. Anfangs trug man sie von Tuch, und brauchte zu fünf Ellen Tuch noch ungefähr 20 Ellen Seidenzeug. Als sie aber an Größe zunahmen, und folglich zu schwer wurden, machte man sie von Rasch oder Seidenzeug. Manchem Edelmann kosteten ein Paar Hosen mehr, als ihm sein ganzes Dorf in einem Jahr an Einkünften brachte. Die Landesherren sahen sich am Ende gezwungen, der Narrheit durch Polizeigesetze Einhalt zu thun. Bisweilen trotzten aber die Bürger dem Gesetze. Einige reiche Bürgersöhne zu Berlin hatten die Dreistigkeit, mit ihren neuen aber verbotenen Pluderhosen einen öffentlichen Aufzug um das kurfürstliche Schloß herum zu machen, und sogar Musik vor sich hergehen zu lassen. Dafür ließ sie aber der entrüstete Kurfürst Joachim II. öffentlich in einen großen Bauer sperren, und die Musicanten mußten ihnen einen ganzen Tag hindurch aufspielen. Ein andermal ließ er einigen Edelleuten die Pluderhosen am Bunde zerschneiden, daß sie ihnen bis auf die Füße herabfielen, und die Herren auf einmal vor der ganzen Stadt im schlimmsten Negligé da standen.

Die Fürsten waren es aber selbst, die dem Adel das Beispiel des ausschweifendsten Luxus gaben. Auf dem Wahlconvent von 1612 erschien der damals gewählte Kaiser Matthias mit einem Gefolge von 3000 Personen, 2000 Pferden und mehr als hundert sechsspännigen Kutschen. Auf den Reichstagen hielt mancher Fürst

seinen Einzug mit 6 bis 700 Pferden. Darum ging und ritt auch der gemeine Edelmann, der ihnen nachzueifern suchte, nicht leicht aus seinem Hause, ohne einen Schwarm von Bedienten und Stallknechten.

Weit unsinniger als hier, war noch immer die Verschwendung bei Schmausereien. Oft setzte man gegen hundert Essen auf eine Mahlzeit vor. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen, gab 1611 auf dem Kurfürstentage zu Nürnberg ein Gastmahl, das von 12 Uhr Mittags bis Abends um 7 Uhr dauerte. Zwei Jahre vor ihm bewirthete der Kurfürst Christian II. von Sachsen seine Räthe und Landstände zu Torgau an siebzig Tafeln, und die Mahlzeit dauerte sieben Stunden. Im Jahr 1578 vermählte sich ein reicher böhmischer Edelmann, Wilhelm von Rosenberg, mit einer Prinzessin von Baden, wobei die Feierlichkeit sieben Tage dauerte. In diesen sieben Tagen wurden an den Tafeln und vom Volk verzehrt: 40 Hirsche, 50 Damhirsche, 50 Fäßchen gesalzenes Wildpret, 20 wilde Schweine, 2130 Hasen, 250 Fasanen, 30 Auerhähne, 2050 Rebhühner, 20,688 Krammetsvögel, Schnepfen und Holztauben, 150 gemästete Ochsen, 20 jährige Kälber, 526 jüngere Kälber, 1526 Würste, 150 Mastschweine, 456 Leberwürste, 326 Bratwürste, 450 Schöpse, 395 Lämmer, 504 Ferkel, 20 geräucherte Ochsen, 40 geräucherte Schöpse, 350 Pfauen, 5135 Gänse, 3106 Kapaunen, Hähne, Hühner, 18,120 Karpfen, 10,209 Hechte, 6380 Forellen, 3400 andere Fische, 5200 Schock Krebse, 7096 Stück geräucherte Fische, 350 Stockfische, 1200 Seespatzen, 675 Brücken, 300 Nössel Gründlinge, 780 Piklinge, 4 Hausen, 4 Tonnen Heringe und 30,987 Eier.

Aber nicht nur bei Fürsten und Edelleuten, auch bei dem Bürgerstande war der Aufwand, besonders bei Hochzeiten und Kindtaufen so übermäßig, daß er durch Po-

lizeigesetze eingeschränkt werden mußte. In der Stadt Münden z. B. sollten bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische, jeder zu 10 Personen seyn. Eine Gesellschaft von 240 Personen war folglich noch erlaubt; vielleicht wurden aber vorher noch einmal so viel Gäste gebeten. Hinter dem Hochzeithause saßen die Stadtarmen, die gespeis't werden mußten, und vor dem Hause die Siechen. Später (1612) wurde verordnet, daß kein Adeliger bei einem Hochzeitmahle mehr als acht Tische solle setzen lassen, und nicht über zwölf Gerichte geben, doch Kuchen, Käse und Obst ungerechnet. Den Bürgerlichen waren nur fünf Gerichte gestattet, und nur zweierlei Wein und zweierlei Bier. Malvasier, Alicante, Muscatenwein und andere theure Weine waren verboten. Sie wurden also vorher von den Bürgern getrunken, sonst hätte man sie nicht zu verbieten gebraucht. Bei allen großen Hochzeiten war Musik; den Geigern durften aber des Tags nicht mehr als drei Thaler gegeben werden.

Noch auffallender war die Verschwendung beim Spiel. Zu Berlin z. B. spielten die Kaufleute so hoch, daß sie nicht selten 300 bis 1000 Thaler auf eine Karte setzten.

Aus dem allen und aus hundert andern Beispielen mehr geht hervor, daß in dem sechzehnten und der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts weit verschwenderischer gelebt wurde als zu unsern Zeiten. Man konnte es aber auch damals weit leichter, denn der Wohlstand war viel größer, und die Lebensmittel waren bedeutend wohlfeiler.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis zur völligen Auflösung des teutschen Reichsverbandes und auf unsere Zeiten.

(Jahr 1648 — 1824.)

Noch neun Jahre (bis 1657) regierte in diesem Zeitraume Ferdinand III., und beschäftigte sich mit der Vollziehung aller Bedingungen des westphälischen Friedens, mit der Zusammenberufung des Reichstags zu Regensburg und mit der neuen Geschäftsordnung, die bei demselben beobachtet werden sollte. Er ließ auch schon früher seinen ältesten Sohn, unter dem Namen Ferdinand IV. zum römischen König wählen, hatte aber den Schmerz, diesen hoffnungsvollen Prinzen in dem 21sten Jahre seines Lebens zu verlieren. Drei Jahre darauf starb er selbst, nach einer kurzen Krankheit (1657). Teutschland verlor an ihm einen allgemein geachteten, friedliebenden, duldsamen und gerechten Regenten. Obgleich von Jesuiten erzogen, ließ er sich nie von ihnen zu den Religionsvorurtheilen, der Intoleranz, dem Despotismus und den Bedrückungen verführen, durch welche die Regierung seines Vaters so verderblich für das Vaterland geworden war.

1.

Leopold der Erste. Erster Krieg mit den Türken und mit den Franzosen.

(Regiert J. 1657 — 1705.)

Der römische König Ferdinand IV. war gestorben; nach seines Vaters Tode mußte also zu einer neuen Kaiserwahl geschritten werden. Da bezeigte nun vor allen der französische König Ludwig XIV. große Lust, den erledigten Kaiserthron zu besteigen und sparte zu Erreichung seines Zweckes, weder Geld noch Ueberredungskünste; allein die teutschen Fürsten scheueten sich vor seinen despotischen Grundsätzen. Statt seiner wurde der Kurfürst von Baiern, Ferdinand Maria vorgeschlagen; allein dieser wollte lieber ein reicher Kurfürst als ein armer Kaiser seyn, und lehnte daher den Antrag ab. Endlich kam Leopold, zweiter Sohn des verstorbenen Kaisers Ferdinand III., und gab sich den Kurfürsten als denjenigen zu erkennen, den sie wählen sollten und müßten. Es erschienen österreichische Truppen in der Nähe der Wahlstadt Frankfurt, und auf ihren Fahnen stand geschrieben: Die Krone, oder Krieg und Tod. Da nun Leopold ohnehin schon die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg zu Freunden hatte, so fiel die Wahl auf ihn. Man legte ihm eine Wahlcapitulation mit neuen Bedingungen vor, und er unterschrieb sie mit dem Vorsatz, sie nicht zu halten.

Ehe es aber so weit kam, ereignete sich bei der Wahlversammlung ein gar sonderbarer Vorfall. Die Kurfürsten von Baiern und von der Pfalz hatten sich nämlich heftig um die Reichsverweſung gestritten, die nach der goldenen Bulle dem Kurfürsten von der Pfalz

gehörte, die aber jetzt der Kurfürst von Baiern in Anspruch nahm, weil die alte pfälzische Kurwürde durch die Achtserklärung Friedrich V. auf ihn übergegangen sey. Ueber diesen Streit las der bairische Gesandte, Graf Oexel, den anwesenden Kurfürsten, unter denen sich auch der pfälzische befand, eine Schrift vor, in welcher verschiedene Anzüglichkeiten auf den verstorbenen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., vorkamen. Darüber gerieth das Blut des Sohnes in Wallung; er gebot entrüstet dem Grafen zu schweigen, und da dieser nicht auf ihn achtete und ruhig fortlas, so ergriff Karl Ludwig bei dem Ausdruck: Verwirkung der Kurwürde, das Dintenfaß und warf es ihm an den Kopf. Ein solcher Schimpf war vorher nur von Luthern dem Teufel auf der Wartburg angethan worden. Es entstand daher kein geringer Lärm darüber und das Kurcollegium hatte Mühe die Sache beizulegen.

Die ersten Regierungsjahre Leopolds waren ziemlich ruhig. Bald aber wurde die Sicherheit des Reichs durch einen neuen Türkenkrieg bedroht. Leopold unterstützte nämlich die Fürsten von Siebenbürgen, die sich damals der türkischen Oberherrlichkeit zu entziehen suchten, in ihren Unternehmungen, und wurde dadurch selbst mit in den Krieg verwickelt. Das Reich lieferte ihm Hülfstruppen und Geld. In Ungarn sollte der erste, wo möglich entscheidende Schlag erfolgen, Von dem kaiserlichen berühmten Feldherrn Montecuculi angeführt, rückte das vereinte Heer den Türken entgegen und schlug sie bei St. Gotthard an der Raab so nachdrücklich, daß 16,000 Türken auf dem Schlachtfelde liegen blieben und eine unermeßliche Beute gemacht wurde. Ein zwanzigjähriger Waffenstillstand war die Folge dieses Sieges (1665).

Auch mit Frankreich hatte Leopold drei Kriege zu führen, die aber für ihn und das teutsche Reich viel unglücklicher endeten als der Türkenkrieg.

Frankreich wurde damals von dem unruhigen und ruhmsüchtigen Ludwig XIV. beherrscht, der von den französischen Schriftstellern, Ludwig der Große, genannt wurde, weil er große Heerführer und Staatsminister hatte, und weil auch Künste und Wissenschaften unter seiner Regierung sehr erfreulich blüheten. Dieser König suchte auf Kosten der Nachbarn sein Reich und seine Macht zu erweitern, wie es ihm bereits durch den westphälischen Frieden so schön gelungen war. Besonders hätte er gewünscht, das teutsche Gebiet am linken Rheinufer und die spanischen Niederlande mit seinen Staaten zu vereinigen. An Geld zu Kriegen fehlte es ihm nicht, denn Colbert, sein trefflicher Finanzminister, der sich aus einem Handlungsdiener bis zu diesem hohen Posten emporgeschwungen hatte, wußte ihm leicht aufzutreiben so viel er brauchte. So wurde denn zuerst ein Vorwand zu einem Bruch mit Spanien ersonnen, und dem damaligen König Karl II. ein großer Theil seiner Niederlande und die ganze Franche Comté (die damals spanisch war) weggenommen.

Um den Franzosen Einhalt zu thun, und sie zum Frieden mit Spanien zu zwingen, wurde von den Holländern, Engländern und Schweden eine Tripel-Allianz (dreifaches Bündniß) geschlossen, das auch wirklich den Aachener Frieden zwischen Frankreich und Spanien zur Folge hatte. Ludwig XIV. konnte es aber den Holländern nicht verzeihen, daß sie ihn auf eine so unangenehme Art in dem Lauf seiner Eroberungen aufgehalten hatten. Er ließ daher nicht nach, bis er die Engländer von dem Bündniß mit den Niederländern abgebracht hatte, fiel dann vereint mit den Britten in Hol-

land ein, und eroberte das ganze Land bis auf Amsterdam. — In ihrer Noth wandten die Holländer sich an den muthigen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst genannt, auch an den Kaiser und schlossen mit beiden ein Vertheidigungsbündniß gegen die Franzosen. Leopold versprach ein Heer von 12 bis 24,000 Mann zu den brandenburgischen Truppen stoßen zu lassen, und hielt auch treulich sein Wort. Beide Fürsten meinten es redlich mit den Niederländern; allein der kaiserliche Minister, Fürst von Lobkowitz, war von den Franzosen bestochen worden, und hatte dem General Montecuculi Befehl ertheilt, sich in kein Gefecht mit den Franzosen einzulassen. Die westphälischen Provinzen des Kurfürsten wurden daher ungestraft von ihnen geplündert und verwüstet, und der Kurfürst, der sein schönes Heer durch vergebliches Hin- und Herziehen, Hunger und Krankheiten verderben sah, mußte 1673 einen nachtheiligen Frieden eingehen, durch welchen er die Festungen Wesel und Rees verlor.

Der Krieg zwischen Frankreich und Holland dauerte indeß fort. Der Kaiser schickte aufs neue den Holländern ein Hülfsheer von 30,000 Mann. Das teutsche Reich aber hatte bis jetzt keinen Antheil an der Fehde genommen; gleichwohl hauseten die Franzosen auf teutschem Boden wie in Feindes Lande, durchzogen die Provinzen mit ihren Truppen, schrieben Brandschatzungen aus, nahmen die Kaufmannsgüter in Beschlag, verwüsteten das Erzstift Trier und bemächtigten sich der zehn vereinigten teutschen Reichsstädte in Elsaß, die bei der Abtretung dieser Provinz, in dem westphälischen Frieden, waren ausgenommen worden. So wurde denn auch das teutsche Reich in den Krieg gezogen, und nahm warmen Antheil daran (1674). Dieß wünschte eben Kö-

nig Ludwig, denn das Reich sollte ihm die Kriegskosten bezahlen, und mit einem Theile seines Gebietes die französischen Staaten vergrößern.

Montecuculi rückte einstweilen, bis das Reichsheer sich zusammen gezogen haben würde, den Franzosen mit seinen 30,000 Mann allein entgegen. Oefters hätte er Gelegenheit gehabt, den Feind anzugreifen, und zu schlagen; allein der treulose Lobkowitz, Ludwigs feile Creatur, saß noch immer in dem kaiserlichen Cabinette und lähmte des alten Feldherrn Thätigkeit. — Das Commando über das Reichsheer übernahm indessen der kaiserliche General de Souches und vereinigte sich mit den Holländern unter dem Prinzen von Oranien, verließ ihn aber in den entscheidendsten Augenblicken, weil er sich durchaus nicht mit ihm vertragen konnte. — In der Folge fand sich, daß auch er, wie Lobkowitz, ein Verräther war, der mit den Franzosen in Verbindung stand. Beide Bösewichte wurden entlarvt und gestürzt.

Wieder nahm an diesem Kriege der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, den thätigsten Antheil. Um sich diesen Feind von dem Halse zu schaffen, wiegelte der französische Hof die Schweden gegen ihn auf. Der General Wrangel erschien mit einem Korps Truppen in Pommern und bald darauf in der Mark. Anfangs behandelte man das Land mit Schonung, denn der Kurfürst sollte nur durch diesen Einfall gezwungen werden, sich von dem kaiserlichen Heere zu trennen und sich Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen. Allein der Kurfürst, der ihre Absicht wohl merkte, ging nicht von der Stelle, suchte, so schleunig als möglich Hülfe zu Copenhagen, zu Wien, bei dem Reich. Allein seine Anträge wurden überall kalt aufgenommen, und so blieb ihm nichts übrig, als seinen eigenen Kräften zu ver-

trauen. Schnell brach er mit seiner Mannschaft im Jahre 1675 aus Franken auf und eilte in Gewaltmärschen nach Magdeburg. Die Schweden lagen in voller Sicherheit in drei Haufen getheilt in ihren Quartieren, und ließen sich von keinem Ueberfall träumen. Der Kurfürst ging aber unverweilt über die Elbe nach der Havel, und nahm nur seine Reiterei und 1000 Mann Fußgänger mit sich, die auf 140 Wagen fuhren und Kähne bei sich hatten, auf denen sie über den Strom setzten. So überfiel er zuerst einen Theil der erstaunten Schweden bei Rhatenow, und hieb sie theils nieder, theils nahm er sie gefangen. Auf die Nachricht von diesem Schlage brach der andere Haufe, der bei Brandenburg stand, eiligst auf, um über Fehrbellin zu dem General Wrangel zu stoßen, der zu Havelberg lag. Der Kurfürst ließ aber durch abgeschickte Reiter die Brücken abbrechen, über die sie zu gehen hatten, und eilte ihnen auf den Fuß nach, ohne die Ankunft seines Fußvolks abzuwarten. Eine Stunde vor Fehrbellin erreichte er sie, schlug sie, nahm ihnen ihr Geschütz und ihr Gepäcke ab, und jagte sie in die Flucht. Was da laufen konnte das lief und eilte nach Mecklenburg und Vorpommern, wohin schon Wrangel mit seinem Korps vorausgegangen war Der Kurfürst folgte ihnen nach und eroberte einen großen Theil von Vorpommern. Jetzt, da die Schweden, die einst in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit standen, so glücklich von dem Kurfürsten waren vertrieben worden, wollten auch die Niederländer, die Spanier und noch viele andere Fürsten, sogar das teutsche Reich, an ihnen zu Rittern werden, und kündigten ihnen den Krieg an.

Indessen die Bundesgenossen der Franzmänner so unfreundlich nach Hause gewiesen wurden, verloren diese bei Sasbach, unweit Offenburg im Breisgau, ihren

ersten General, der ihnen mehr als ein ganzes Heer galt, nämlich den großen Turenne. Er stand dem General Montecuculi gegenüber, und war eben beschäftigt, dessen Stellung in Augenschein zu nehmen und einen Platz zu einer Batterie auszusuchen, als er von einer Kanonenkugel, die ihm mitten durch den Leib ging, von dem Pferde geworfen wurde. Die Franzosen kehrten bestürzt über den Rhein zurück. Montecuculi verfolgte sie und schlug sie bei Altenheim. — Bald darauf legte er das Commando nieder (1675).

An Turenne's Stelle trat der Marschall von Luxemburg, der das Jahr darauf, als schon die Friedensunterhandlungen angefangen hatten, die rheinische Pfalz auf das schrecklichste verwüstete. Den Franzmännern war um ihre Grenze bange. Um die Feinde davon abzuhalten, wollten sie das ganze Land zwischen der Saar, der Mosel und dem Rhein zu einer Wüste machen. Durch aufgefangene Briefe entdeckte man diesen schändlichen Plan; es waren schon die königlichen Befehle zu der Ausführung ertheilt. Deswegen ließ Luxemburg, der schon den Breisgau auf die wildeste Weise verheert hatte, alle Städte und Dörfer an der Saar niederbrennen und das Land so gänzlich verheeren, daß man auf 14 Meilen weit nichts sah als Brandstätten und verödete Fluren. Die unglücklichen Bewohner flüchteten sich in die Wälder, wo sie vor Hunger und Kälte in Menge umkamen. Die ganze Gegend am linken Rheinufer war voll Bettler. Ein besonderes trauriges Schicksal traf auch die Stadt Zweibrücken, wo die Bürger von den Franzosen in eine Kirche eingesperrt wurden, während diese die Stadt plünderten und über zwei hundert Häuser der Erde gleich machten.

Noch zwei Jahre dauerte dieser abscheuliche Krieg fort. Der Friede von Nimwegen machte ihm 1678

ein Ende. Die Franzosen erlangten durch denselben einen Theil der spanischen Niederlande, die Franche-Comté und die Festung Freiburg. Der Kurfürst von Brandenburg aber, der Stralsund, Greifswalde und die Insel Rügen den Schweden abgenommen, mußte dem Gesetz der Nothwendigkeit gehorchen und ihnen, als Bundesgenossen der Franzosen, Alles wieder herausgeben.

Den Frieden mit dem Kaiser und dem teutschen Reiche schien der König von Frankreich nur als einen Waffenstillstand anzusehen, den er anwenden müsse, um neue Kräfte zu sammeln, und die Ohnmacht seiner Feinde auf das Beste zu benützen. Ueberzeugt, daß ihnen die Lust zu einem neuen Kriege gänzlich vergangen sei, nahm er dem teutschen Reiche ohne Schwerdtschlag vollends die zehn Reichsstädte weg, die es sich in Elsaß vorbehalten hatte, und zwang auch die dasige Reichsritterschaft, ihm zu huldigen. Noch nicht genug, er bemächtigte sich auch ganzer Grafschaften und Fürstenthümer, unter dem Vorwande, sie hätten vor Alters zu den ihm abgetretenen Provinzen gehört. Das Kloster Weissenburg forderte er zurück, weil es vor tausend Jahren von dem König Dagobert gestiftet worden sey, und die Stadt Germersheim, weil sie ehemals zu Weissenburg gehört habe. Zuletzt überrumpelte er auch die Stadt Straßburg, den Schlüssel von Teutschland (1681). — Von jener Zeit an blieb diese schöne und wichtige Stadt in den Händen der Franzosen.

2.

Fortsetzung. Zweiter Türkenkrieg. Die Türken belagern Wien.

(Jahr 1683.)

Diesem allen mußte Kaiser Leopold ruhig zusehen, und anstatt mit dem Schwerdte drein zu schlagen, sich mit fruchtlosen Unterhandlungen begnügen, weil die ausgebrochenen Unruhen in Ungarn seine Heere auf dieser Seite beschäftigten. Die Ungarn wurden nämlich von den kaiserlichen Statthaltern so sehr gedrückt, daß sie sich, wie einst die Schweizer, von ihrer Herrschaft ganz loszumachen suchten. Allein der Aufstand, den sie erregten, kostete vielen Magnaten, einem Frangipani, Nadasti und andern mehr das Leben, bis endlich Graf Emmerich von Tökeli sich an die Spitze der Mißvergnügten stellte, sich, von den Türken und Franzosen unterstützt, eines großen Theils des Königreichs bemächtigte, und sich endlich von dem türkischen Kaiser, gegen einen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erklären ließ. Um ihn in seiner neuen Würde zu schützen, rückte ein 200,000 Mann starkes türkisches Heer in Ungarn ein, wozu auch noch die mißvergnügten Ungarn unter Tökeli stießen. — Diesem ungeheuern Schwarm Feinde hatte der Kaiser nicht mehr als 33,000 Mann entgegen zu setzen; doch hatten ihm der Kurfürst von Baiern 8000 Mann, der Kurfürst von Sachsen sein ganzes kleines Heer und der König von Polen, Johann Sobiesky, ein Hülfskorps von 40,000 Mann versprochen. Das kaiserliche Heer stand unter dem Oberbefehl des Herzogs von Lothringen, Karls V. Unter ihm commandirten Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg, der Prinz Ludwig von Baden und der Graf Caprara. Sie führten ihre

Mannschaft nach Ungarn und belagerten Neuhäusel; aber die Türken achteten gar nicht auf sie, sondern nahmen ihren Marsch geradezu nach Wien. Nur mit Mühe und Gefahr rettete sich der Kaiser mit seinem Hofe nach Linz. Wenige Tage darauf kam der Großvezier Kara Mustapha vor Wien an und machte Anstalt zur Belagerung. Dieß war ganz nach dem Wunsch der raubgierigen Janitscharen, die sich eine unermeßliche Beute versprachen, nicht aber nach dem Rath seiner erfahrensten Generale. Zum Glück für die Bewohner hatten die Türken dem Herzog von Lothringen Zeit gelassen, 12,000 Mann Besatzung in die Stadt zu werfen. Mit Hülfe der Bürger wurde sie in Vertheidigungsstand gesetzt. Was da arbeiten konnte, daß mußte arbeiten und arbeitete gern, denn Angst hatte alle Gemüther ergriffen. Bald ertönte der Donner der Kanonen. Die Belagerer hatten aber nicht genug Ortkenntniß, darum griffen sie den Platz gerade an seiner stärksten Seite an, und verloren viel Zeit und Mannschaft mit einigen Außenwerken, deren sie sich bemächtigten und noch mehr mit Ausplünderung der Gegend rings umher. Die Belagerten, deren Vermögen, Freiheit und Leben auf dem Spiele standen, vertheidigten sich unter ihrem tapfern Anführer, Ernst Rüdiger von Stahrenberg, auf das muthigste. Alle noch so heftige Angriffe der Türken wurden abgeschlagen; keiner von den Feinden kam lebendig in das Innere der Stadt. Doch stieg die Gefahr mit jedem Tage. Die Türken ließen am 4ten September eine große Mine unter der Burgbastei springen, wovon die Bastei bis zu einer Länge von fünf Klaftern aus einander gerissen wurde. Die ganze Stadt wurde von dem Stoß erschüttert. Durch eine zweite Mine, die sprang, wurde der Riß so groß, daß mehrere Feinde neben einander hindurchdringen konn-

ten. Die Gefahr war aufs höchste gestiegen. Der Graf Stahrenberg sandte Boten auf Boten um Hülfe ab.

Unterdessen waren bei dem kaiserlichen Heere die erwarteten Hülfstruppen, auch noch mehr Reichsmannschaft, angekommen, doch erschien der König von Polen nur einstweilen mit 15,000 Reitern und 3000 Fußgängern. Er vereinigte sich mit dem Hauptheere, das nunmehr 64,000 Mann stark war, und jetzt wurde das türkische Heer mit ungestümen Muth angegriffen. Ein panischer Schrecken verbreitete sich unter den Barbaren; sie geriethen bei einbrechender Nacht in wilde Flucht, und ließen ihr ganzes Lager und alle Kriegsvorräthe zurück, um nur ihr Leben zu retten.

Die Sieger machten eine unermeßliche Beute, die auf mehr als 10 Millionen geschätzt wurde. In der Kriegskasse fanden sich über zwei Millionen; das Zelt des geschlagenen Großveziers allein soll über 400,000 Thaler werth gewesen seyn. Gegen 300 Kanonen fielen den Siegern in die Hände. Dieser glorreiche Tag war der 12. September 1683.

Die Türken hatten auf ihrem Zuge fürchterlich gewüthet; 87,000 Menschen waren von ihnen als Sclaven fortgeschleppt worden. Unter diesen Unglücklichen befanden sich über 50,000 Kinder, 6000 Männer, 11,000 Weiber und 15,000 Mädchen, zu welchen 204 Gräfinnen, Baronessen und andere adeliche Fräulein gehörten.

Noch sechs Jahre lang hielten sich hierauf die Türken in Ungarn, verloren aber einen Platz nach dem andern. Am 12ten August 1687 wurden sie von dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen, einem andern kaiserlichen General, gänzlich geschlagen, und büßeten wieder an einem einzigen Tage gegen 20,000 Mann ein. Diesen Zeitpunkt benützte der Kaiser, die Ungarn, durch Abstellung ihrer Beschwerden, wieder gänzlich mit

sich auszusöhnen. Es wurde von ihm das schon angeordnete fürchterliche Blutgericht gegen die Mißvergnügten aufgehoben. Die Magnaten leisteten dagegen Verzicht auf ihr Wahlrecht, und so wurde Ungarn ein Erbreich des österreichischen Hauses.

3.

Zweiter französischer Krieg. Schreckliche Verheerung der Pfalz durch die Franzosen.

(J. 1688 — 1689).

Ludwig XIV. hatte schon vor dem Türkenkriege 1683 mit dem Kaiser und dem teutschen Reiche einen zwanzigjährigen Waffenstillstand geschlossen; er streckte aber während desselben die Hände beständig zum Raub aus, nahm den teutschen Reichsständen ihr Eigenthum weg, legte Schanzen auf einer Rheininsel an, die ihm nicht gehörte, und erlaubte sich noch mehr Gewaltthätigkeiten, aus denen man deutlich sehen konnte, er suche absichtlich Gelegenheit zu einem neuen Kriege. Eine solche Gelegenheit fand sich nach dem Tode des damaligen Kurfürsten von der Pfalz, und noch mehr nach dem Ableben des Kurfürsten von Cöln. Unter einem ganz nichtigen Vorwande erklärte er da dem Reiche den Krieg (1688), und schon vor der Kriegserklärung brach ein mächtiges französisches Heer gegen den Rhein auf und nahm eine Menge Städte, auch die Festung Philippsburg weg. Es war ihm das leicht, denn er wurde ja von keinem Feinde gehindert. Doch schnell traf man jetzt Anstalt, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Ehe es aber so weit kam, waren die Franzosen schon bis Franken und Schwaben vorgerückt, setzten sich in Besitz der Stadt Stuttgart und ließen die Stadtmauer schleifen.

Die Dörfer wurden geplündert und die Städte mußten unerschwingliche Brandschatzungen bezahlen.

Doch jetzt stand nicht nur der Kaiser und das Reich, es standen auch die Niederländer, die Spanier, die Engländer aufs neue wider die Franzosen auf. Die Teutschen freuten sich darüber und hofften nun ihrer Feinde bald entledigt zu seyn. Ach! aber kaum hatte sich das teutsche Heer in Bewegung gesetzt, so traf die unglücklichen Pfälzer ein Schicksal, das ihnen von den Hunnen selbst nicht trauriger hätte bereitet werden können. Der ganze Strich Land von Heidelberg und Speyer an bis Oppenheim, wurde von den Franzosen in eine Wüste verwandelt. Fast keine Stadt, kein Dorf blieb stehen. Um den Teutschen, von denen sie sich nichts Gutes versprachen, einen Einbruch in Frankreich unmöglich zu machen, brannten sie, auf Befehl ihres Königs oder vielmehr seines unmenschlichen Kriegsministers Louvois, alle Städte und Dörfer in der rheinischen Pfalz nieder. Ihre Mordbrennereien an der Saar in dem vorigen Kriege, waren nichts gegen diese. Seit Attila's Zeiten hatte man nie mit solcher Grausamkeit gegen die friedlichen und wehrlosen Bewohner der Städte und Dörfer wüthen sehen. Man brannte, mordete und plünderte nicht, weil man durch Widersetzlichkeit dazu war gereizt worden, sondern blos allein, weil es von dem Kriegsminister so befohlen war.

Schon im Jan. 1689 schickte der Brigadier Melac seine Reiter, mit denen er zu Heidelberg lag, in mehreren Haufen aus und ließ die umliegenden Ortschaften Rohrbach, Laimen, Nußloch, Wißloch, Kirchheim, Bruchhausen, Eppenheim, Neckarhausen und andere mehr plündern und in Brand stecken. Die unglücklichen Einwohner hatten die Franzosen nicht im geringsten gereizt; im Gegentheil hatten sie ihnen willig die ausgeschrie-

benen Brandschatzungen und Lieferungen geleistet. Sie konnten daher nicht begreifen, wodurch sie sich eine so harte Behandlung zugezogen hatten. Mit gerungenen Händen warfen sie sich vor den Unmenschen auf die Kniee nieder und fleheten um Schonung. Aber umsonst waren ihre Bitten, umsonst ihre Thränen; sie wurden ausgeplündert, zerstreut, mitten im Winter auf das freie Feld hinaus gejagt, dem Mangel und der Verzweiflung preis gegeben. Die Stadt Heidelberg selbst behandelte man nicht viel besser. Man plünderte das kurfürstliche Schloß rein aus. Alles Geschütz aus dem Zeughause und von den Wällen wurde nach Philippsburg geschleppt, das Schloß, die Neckarbrücke und ein Theil der Stadtmauer in die Luft gesprengt und die Stadt an mehreren Orten in Brand gesteckt. — Noch schlimmer erging es der Stadt Mannheim. Den ganzen Winter hindurch hatten die Einwohner die Franzosen auf das Beste verpflegt und waren allen ihren Wünschen zuvorgekommen. Gleichwohl wurden nicht nur ihre Festungswerke, sondern auch die Häuser und öffentlichen Gebäude niedergerissen, und da es mit dieser Arbeit nicht schnell genug ging, angezündet und niedergebrannt. Auf die flehentlichen Bitten der Einwohner, auf ihr Heulen, Weinen und Schreien antworteten sie nichts als: Der König will's! Die ganze Stadt wurde in einen so fürchterlichen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt, daß selbst der General Montelas, der die unmenschlichen Befehle vollziehen mußte, sich der Thränen nicht enthalten konnte. Nach Mannheim traf die Reihe die Städte Offenburg, Creuznach, Ladenburg, Oppenheim, Geresheim, Wachenheim, Bretten, Bruchsal, Frankenthal, Alzheim, Rochsheim, Pforzheim, Baaden, Rastadt, Kuppenheim, Stollhofen und andere. Sie wurden größtentheils in Schutthaufen verwandelt, die Einwohner geplündert und

mit der rohesten Grausamkeit behandelt. Die reichsten unter ihnen hatten alles verloren und gingen als Bettler umher. Ein sehr hartes Schicksal traf besonders auch die alten Reichsstädte Speyer und Worms. Beide Städte hatten schon in dem vorhergehenden Jahre eine leidliche Capitulation mit den Franzosen geschlossen, die von dem Dauphin (Kronprinzen), als Anführer des Heeres, feierlich bekräftigt wurde, und nach welcher sie in geistlichen und weltlichen Dingen ungekränkt bleiben sollten; sie wurde ihnen aber nicht gehalten. Erst mußten sie alle ihre Schulden nach Holland, Cöln, Frankfurt, Nürnberg auf das genaueste angeben und sie an die französische Kriegskasse auszahlen; dann mußten sie zusehen, wie ihre Festungswerke geschleift, ihre Zeughäuser erbrochen und ausgeleert, ihre Getreidevorräthe abgeholt wurden. Nachdem sie sieben Monate lang um ihre Stadt und ihr übriges Eigenthum zu retten, alles gethan, geleistet und gelitten hatten, was man von ihnen verlangte, wurde ihnen endlich angekündigt, des Königs Interesse erfordere es, die Städte Worms und Speyer zu verbrennen, doch sollte es den Einwohnern erlaubt seyn, sich mit dem was sie fortbringen könnten, in die nächstgelegenen französischen Städte zu flüchten. Die Domkirche zu Worms hatte man versprochen zu verschonen, und wirklich blieb sie stehen; aber alles Eigenthum der Einwohner, das sie in der Hoffnung es zu retten hinein gebracht hatten, wurde eine Beute der raubsüchtigen Soldaten. Sogar die Gräber wurden von ihnen erbrochen, die Leichname herausgeworfen und beraubt. Zu Speyer fanden sie in den Grüften der alten Kaiser zwei silberne Särge; auch diese wurden geraubt und die Gebeine blieben liegen. Unter denselben befanden sich auch die Ueberreste des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., der selbst im Grabe die Ruhe nicht fand, die

er im Leben vergeblich suchte. Bei dem Anblick des allgemeinen Jammers zu Worms fragten einige französische Offiziere, die noch nicht alles menschliche Gefühl verläugnet hatten, den jungen Herzon von Crequi, was doch die armen Wormser verbrochen hätten, daß man sie mit so unerbitterlicher Grausamkeit quäle, und was das für ein neuer Kriegsgebrauch sei? Der König will es, antworte Crequi und zeigte ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern vor, die alle noch niedergebrannt werden mußten.

Die ungeheure Wüste, die nun zwischen dem teutschen und französischen Gebiete entstanden war, und der gänzliche Mangel an Lebensmitteln in diesem verheerten Landstriche, sollte den Franzosen zur Schutzwehr gegen die Angriffe der Teutschen dienen, und es ihnen unmöglich machen, auf dieser Seite die französischen Grenzen zu erreichen. Wirklich verfehlten sie nicht diesen Zweck; sonst aber bewirkten ihre Grausamkeiten und Verheerungen nichts, als daß sich die teutschen Fürsten und die Niederländer enger an den Kaiser anschlossen und mit ihren Heeren desto tapferer auf sie losschlugen. In den ersten zwei Jahren nach diesen Mordbrennerscenen hatten die Franzosen die allgemeine Erbitterung schwer zu empfinden. Hierauf wendete sich aber das Kriegsglück wieder zu ihrem Besten. Der Marschall von Luxemburg schlug 1690 ein teutsches Heer in die Flucht, und der Krieg würde für Teutschland einen sehr unglücklichen Ausgang genommen haben, wenn Ludwig XIV. seine ganze Macht gegen die teutschen Heere hätte anwenden können. Allein es wurde zu ihrem Glücke zu sehr durch andere Feinde beschäftigt. Des langen Kampfes müde, oder vielmehr voll Verlangen seine erschöpften Kräfte zu einem neuen furchtbaren Kriege zu sammeln, verglich er sich endlich durch einen Frie-

densvertrag zu Ryswik (einem holländischen Dorfe zwischen Haag und Delft) mit den Niederländern, Engländern und Spaniern, und endlich auch mit Kaiser und Reich, an welche er Freiburg, Breisach, Kehl und Philippsburg zurück gab (1697).

Die Ursache dieser Nachgiebigkeit war der nahe Tod des spanischen Königs Karl II., dessen Erbe Ludwig XIV. werden wollte, nachdem er lange genug sein Feind gewesen war und ihn mit Kriegen geängstiget hatte. Wirklich entschlief Karl II. am 1. Novbr. 1700, und veranlaßte durch seinen Tod ein neuauflodernes furchtbares Kriegsfeuer, den sogenannten spanischen Successionskrieg.

Ehe ich die Geschichte dieses Krieges beginne, habe ich zu bemerken, daß nach der Einäscherung der Stadt Speyer das Reichskammergericht, welches dort seinen Sitz gehabt hatte, nach Wetzlar verlegt wurde, und daß im Jahre 1699 der Herzog von Braunschweig-Lüneburg mit der neunten Kurwürde belehnt und drei andere teutsche Fürsten zur königlichen Würde erhoben wurden. Schon im Jahre 1688 wurde nämlich dem Prinzen Wilhelm von Oranien, der auch Erbstatthalter in Holland war, die englische Krone aufgesetzt. Der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, bestieg 1696 nach dem Tode des tapfern Johann Sobiesky, des Befreiers von Wien, den polnischen Thron, und der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich III., den Preußischen. Von letzterem, mit welchem die Reihe der Könige von Preußen beginnt, habe ich etwas umständlicher zu reden.

4.

Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg wird erster König von Preussen.

(J. 1701.)

Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg, ein Sohn des großen Kurfürsten, der sich in den französischen Kriegen so rühmlich ausgezeichnet hatte, besaß nicht dessen Verdienste, aber viel mehr Eitelkeit, Prachtliebe und Ehrfurcht als sein großer Vater. Er hatte den Prinzen von Oranien den englischen Thron, den Kurfürsten von Sachsen den Polnischen besteigen sehen; dieß erregte auch bei ihm den Wunsch, die kurfürstliche mit der königlichen Krone zu vertauschen. Seit dem Jahre 1688 war er souveräner Herzog von Preussen. Dieses Herzogthum wollte er in ein Königreich verwandeln und fortan den Titel eines Königs von Preussen annehmen. Es kam nur darauf an, die europäischen Mächte, und vor allem den Kaiser Leopold I. zu bestimmen, ihn dafür anzuerkennen. Er trat daher in Unterhandlungen mit letzterem, und erbot sich, ihm, wenn er seine Wünsche erfüllte, 12,000 Mann Hülfstruppen zu den spanischen Successionskriege zu stellen, und Verzicht zu leisten auf alle Hülfsgelder, die er noch von den vorigen Kriegen her zu fordern hatte. Um einen solchen Preis konnte Leopold wohl Friedrichs Sehnsucht nach der Königswürde befriedigen; auch that er es, obgleich nicht ohne Schwierigkeiten zu machen und ihm noch mehr andere Bedingungen vorzuschreiben. Da allen andern Mächten an Friedrichs Freundschaft gelegen war, so erhielt er leicht ihre Zustimmung und nun setzte er sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg, unter großem Gepränge, mit eigenen Händen die Krone auf.

Den Tag vorher hielt er mit seiner ganzen Familie einen glänzenden Einzug, nach welchem ein prächtig gekleideter Herold unter Trompetenschall in allen Straßen seine Erhebung zur königlichen Würde ausrufen mußte. Von den Großen seines Hofes und den Gesandten anderer Höfe umgeben, setzte sich hierauf Friedrich, unter dem Namen, Friedrich der Erste, König in Preussen, erst selbst die Krone auf, und nachher seiner vor ihm knieenden Gemahlin. Er saß auf einem prächtigen Thron, angethan mit einem rothen Mantel, auf dem eine Menge goldener Adler und Kronen gestickt waren; in der einen Hand hielt er das Scepter, in der andern den Reichsapfel; die goldene Krone saß auf einer ungeheuern neuen Allonge-Perrücke, die ihm über die Schultern herabwallte. Sein Sohn und seine Brüder waren die ersten, die ihm den Huldigungseid leisteten; dann kamen die Großen seines Hofes. In feierlichem Zuge begab sich hierauf das königliche Paar mit seinem ganzen Gefolge zur Kirche, wo die Salbung vorgenommen und die Krönung wiederholt wurde. Musik, Gesang und Kanonendonner, auch am Ende ein königlicher Schmauß, verherrlichte wie billig noch mehr den merkwürdigen Tag. Zum Andenken an denselben stiftete Friedrich den preußischen Schwarzen-Adlerorden. Der Aufwand, den die Pracht bei dieser Krönung erforderte, soll sich über sechs Millionen Thaler belaufen haben.

Friedrich I. vergrößerte seine Staaten zwar nicht durch Eroberungen, wohl aber durch Erbschaften und Kauf. So brachte er die Grafschaften Meurs und Lingen, auch Geldern an sein Haus. Die Stände der Fürstenthümer Neufchatel und Valengin in der Schweiz, erwählten ihn freiwillig zu ihrem Regenten, und die Grafschaft Tecklenburg in Westphalen erkaufte er für 300,000 Thaler und verband sie mit der Graf-

schaft Lingen. — Auch um die Wissenschaften und Künste machte er sich verdient, denn er stiftete schon 1694 die Universität Halle; 1699 die Bildhauer = und Maleracademie zu Berlin und 1700 die Academie der Wissenschaften. Als König herrschte er 12 Jahre. Er starb am 25. Februar 1713.

5.

Der spanische Erbfolgekrieg.

(Jahr 1700).

Ihr werdet euch erinnern, daß Kaiser Karl V. Erzherzog von Oesterreich, König von Ungarn und zugleich Herr der ganzen spanischen Monarchie war. Die spanischen Staaten kamen nach seiner Entfernung an seinen Sohn Philipp, die teutschen nebst Ungarn an seinen Bruder Ferdinand. —

Mit Karln II. war nun die spanische Linie seines Hauses ausgestorben; die teutsche aber hatte sich in der Person des Kaisers Leopold und seiner Söhne auf dem teutschen Throne erhalten. Da nun nach dem Erbfolgerecht in fürstlichen Häusern die Länder von einer Linie auf die andere übergehen, wenn die männliche Nachkommenschaft ausgegangen ist, so hätten nach Karls II. Tode die spanischen Staaten an Kaiser Leopold zurückfallen sollen. Allein dieß wollten die andern Mächte nicht zugeben, weil das österreichische Haus zu mächtig geworden wäre. Es war daher nach Karls II. Tode ein Krieg voraus zu sehen. Um ihn abzuwenden, erbot sich Leopold, Spanien an seinen zweiten Sohn Karl zu überlassen; der französische König Ludwig XIV. fand aber Mittel, die reiche Erbschaft seinem eigenen

Enkel, dem Herzog Philipp von Anjou, zuzuwenden. Sein Minister am spanischen Hofe, der Marquis von Harcourt, ein schlauer, gewandter, sehr thätiger Staatsmann, beredete nämlich den sterbenden König, ein Testament zu machen, und den französischen Prinzen Philipp zum Erben einzusetzen.

Die ganze Welt war erstaunt, als dieses Testament, von dem niemand etwas ahnete, nach Karls II. Tode zum Vorschein kam. Der französische König hatte sich immer so feindlich gegen Spanien benommen, hatte den verstorbenen König so sehr und so oft durch seinen Uebermuth beleidigt, daß jedermann überzeugt war, es sei jener letzte Wille durch Bestechung erschlichen worden. Ludwig XIV. behauptete aber, es habe sein Enkel Philipp nicht nur das Testament, sondern auch das Erbrecht für sich. Wirklich war Ludwigs XIV. Gemahlin, deren Kindeskind Herzog Philipp war, eine spanische Prinzessin und die älteste Schwester Karls II. gewesen; allein sie hatte bei ihrer Verheirathung Verzicht auf die Erbfolge geleistet. Die zweite Schwester war einst die Gemahlin des Kaisers Leopold und hatte ihrem Erbrecht nicht entsagt. Da nun von ihr zwei Söhne am Leben waren, so hätten wieder diese das nächste Erbrecht gehabt, und den französischen Prinzen ausgeschlossen. Das Testament aber konnte nicht gültig seyn, weil es den österreichischen Hausverträgen entgegen war. Allein durch Waffengewalt erlangt nur allzuoft das Ungültigste Gültigkeit. Es war voraus zu sehen, daß die spanische Monarchie nur demjenigen zu Theil werden würde, der sie würde erobern können. Einstweilen nahm der französische König im Namen des Herzogs Philipp von Anjou Besitz von Spanien.

Ehe ich aber die Geschichte dieser Erbfolgestreitigkeiten weiter fortsetze, muß ich bemerken, daß auch der

damalige Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, erben wollte, weil er eine Schwestertochter des letztverstorbenen Königs zur Gemahlin gehabt hatte.

Kaiser Leopold traf sogleich die nöthigen Anstalten, seine wohlgegründeten Ansprüche auf die spanische Monarchie mit Gewalt geltend zu machen. Für sich allein wäre er aber damals zu schwach gewesen, es mit Frankreich aufzunehmen. Er sah sich daher nach mächtigen Bundesgenossen um, und fand sie in der Person des Königs von England, der zugleich Erbstatthalter in den Niederlanden war, dann in dem nachmaligen König von Preussen, dem Kurfürsten von Hannover und dem Kurfürsten von der Pfalz. Der Kurfürst von Baiern und sein Bruder, der Kurfürst von Köln, hielten es leider mit den Franzosen, von denen sie durch das Versprechen der spanischen Niederlande gewonnen worden waren. Die Niederländer stellten gegen 100,000 Mann. England versprach erst nur 40,000 Mann und seine Flotten; im zweiten Jahr gab es 50,000 Mann, und am Ende gegen 100,000. Hierzu kamen auch die teutschen Hülfsvölker; und selbst in Spanien hatte Oesterreich einen bedeutenden Anhang. Man schlug sich in Teutschland, in Italien, in Spanien, in den Niederlanden; man kämpfte zu Wasser und zu Lande: allenthalben floß Blut in Strömen.

Ehe noch England, Holland und das teutsche Reich ihre Theilnahme an dem Kriege erklärten, rückte schon ein kaiserliches Heer unter dem berühmten Prinzen Eugen von Savoyen in Italien ein, um Besitz von Mailand und Neapel zu nehmen, welche beide Länder zu den spanischen Staaten gehörten. Zehn tausend Preußen und sämmtliche hannöversche Truppen befanden sich bei diesem Heere.

Der Prinz Eugen stammte aus einer Seitenlinie der Herzoge von Savoyen. Von Person war er klein und unansehnlich. Seine Aeltern versprachen sich nicht viel von ihm, und widmeten ihn daher der Kirche. Allein der Prinz fühlte bald den Drang des Heldengeistes, der ihn belebte; er vertauschte daher den geistlichen mit dem Militärstande und bot seine Dienste dem König der Franzosen an. Allein Ludwig XIV., der doch ein Menschenkenner zu seyn glaubte, verkannte ihn ganz und wieß ihn mit seinem Gesuche ab. Eugen wandte sich hierauf an den kaiserlichen Hof, legte Proben seiner Tapferkeit und Umsicht in der Türkenschlacht vor Wien ab, und wurde von dem Kaiser zum Befehlshaber eines Regiments Reiter ernannt. Zehn Jahre darauf war er schon Feldmarschall. Gleich achtungswerth als Mensch und als Krieger, duldete er keine wilde Ausschweifungen in seinem Heere, beschützte die Künste des Friedens und vergaß gänzlich sein eigenes Ich ob der guten Sache, für die er kämpfte. Darum ließ er sich auch gerne gefallen, neben, ja sogar unter einem andern Heerführer zu dienen, wenn nur der große Zweck erreicht wurde, nach dem er strebte.

Dieser große Mann führte also das kaiserliche Heer nach Italien, schlug die Franzosen bei Carpi und Chiari und jagte sie aus einem großen Theile von Ober-Italien. Das Jahr darauf erschien auch das englisch-holländische Heer, angeführt von dem großen Herzog von Marlborugh, der würdig war, neben Eugen zu kämpfen. Beide Feldherren sahen sich aber dieses und das folgende Jahr noch nicht, denn Eugen war immer noch in Italien, Marlborugh aber in den Niederlanden und am Niederrhein beschäftigt.

Indeß kamen die Franzosen unter dem Marschall von Villars über den Rhein herüber, und vereinigten

sich mit dem Kurfürsten von Baiern, der einen Einfall in Tyrol machte, und über den Brenner nach Italien vorgedrungen seyn würde, wenn ihn die tapfern Tyroler, durch einen Haufen kaiserlicher Mannschaft verstärkt, nicht an den Engpässen des Brenners erwartet, und sein halbes Heer durch herabgewälzte Baumstämme und Felsen vernichtet hätten. Er mußte sich auf das eiligste wieder zurückziehen, und sich mit der Eroberung einiger Städte, wie Augsburg und Passau begnügen, die er 1703 noch einnahm. Im folgenden Jahre 1704 ging aber durch die Schlacht bei Hochstädt oder Blindheim alles wieder verloren.

6.

Die Schlacht bei Hochstädt oder Blindheim. Marlbourgh und Eugen.

(Jahr 1704.)

Im Jahr 1704 wurde beschlossen, die Franzosen und Baiern mit vereinter Kraft aus der Nähe der kaiserlichen Erbstaaten, und wo möglich, aus ganz Teutschland zu verjagen. Der Krieg in Italien wurde daher nur von einem Unterfeldherrn vertheidigungsweise fortgeführt. Prinz Eugen aber kam über die Alpen zurück und verabredete zu Heilbronn am Neckar einen gemeinschaftlichen Operationsplan mit dem Herzoge von Marlborough und dem Markgrafen von Baden. Eugen zog gegen den Rhein, die beiden andern gegen die Donau, wo sie die Baiern bei Donauwörth schlugen.

Der Kurfürst von Baiern war jetzt sehr geneigt, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen, denn ihm bangte vor dem Verlust seines Landes. Ehe er aber einen Vertrag unterschrieb, lief Nachricht ein von der Ankunft des

Marschalls Tallart, der ihm mit einem neuen französischen Heere zu Hülfe eilte. Alle Unterhandlungen wurden nun sogleich abgebrochen, und die Hand aufs neue den anrückenden Freunden geboten.

Mit diesen Freunden erschien aber, fast zu gleicher Zeit, ein gefährlicher Feind, der tapfere Prinz Eugen, der ihnen von dem Rhein her nachgeeilt war, und sich nun mit dem Herzog von Marlborough vereinigte. Der Prinz von Baden belagerte indeß Ingolstadt. Ihnen gegenüber standen die französischen Generale Tallart und Marsin, und der Herzog Maximilian Emanuel mit seinen Baiern. Am 13. August wurde das Zeichen zur Schlacht gegeben.

Der rechte Flügel, den die Franzosen bildeten, wurde zuerst von Marlborough, an der Spitze seiner Engländer und der hessischen Truppen, angegriffen, durchbrochen und geworfen. Der Marschall Tallart, der ein kurzes Gesicht hatte, und einige fliehende Schwadronen Reiterei wieder zu sammeln suchte, sah die feindlichen Reiter im Schlachtgetümmel für die seinigen an, sprengte ihnen entgegen und wurde gefangen genommen. Der Prinz Eugen zerstreute am Ende mit nicht geringerem Erfolge die Baiern auf dem linken Flügel. Noch wollten sich 28 Bataillons und 12 Schwadronen Franzosen in dem Dorfe Blindheim behaupten, wurden aber von allen Seiten eingeschlossen und genöthigt, sich zu ergeben. — Um ein Uhr Nachmittags hatte die Schlacht angefangen; nach Sonnenuntergang war die Flucht allgemein; 20,000 Franzosen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; über 15,000 waren gefangen. Die Kriegskasse, 5300 Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath, 117 Kanonen, 24 Mörser, 129 Fahnen, 171 Standarten, 3600 Zelte fielen in die Hände der Sieger. Aber auch die Verbündeten verloren über 12,000

Mann an Todten und Verwundeten. Der Kurfürst und Marsin gingen in der Nacht über die Donau, verbrannten die Brücke und retteten sich mit dem Rest des Heeres unter die Kanonen von Ulm und Memmingen. — Als der gefangene Marschall Tallart dem Herzoge von Marlborough vorgestellt wurde, sagte der französische Feldherr, um sich und ihm zugleich ein Compliment zu machen: „Mylord, Sie haben die tapfersten Truppen der Welt besiegt.“ „Ich hoffe, erwiederte der Herzog lächelnd, Euer Gnaden werden diejenigen ausnehmen, die die Ehre gehabt haben, sie zu schlagen.“

Marlborough stand an Feldherrngröße keinem andern Helden seiner Zeit nach; aber er war nicht Feldherr allein, er war zugleich einer der größten Staatsmänner. Mit hohem Geiste herrschte er über die Königin Anna, die Wilhelm III. auf dem englischen Throne gefolgt war, und über das ganze Parlament. Mitten im Kriegsgetümmel behielt er seinen hellen Blick und seine Kaltblütigkeit. Im Sommer war er der weiseste und tapferste Heerführer; im Winter der gewandteste und thätigste Unterhändler; doch fehlte ihm Eugens treuer und redlicher Sinn, mit dem dieser sich selbst vergaß und nur für das Wohl des Staates, dem er diente, lebte. Er war nicht frei von Eigennutz wie sein Streitgenosse, der von gleichem Eifer belebt war. Wie Marlborough, endete Eugen nie einen Feldzug, ohne sogleich wieder die thätigsten Anstalten zu dem folgenden zu machen. — Diese beiden großen Männer fochten bald neben einander, bald einzeln; immer lebten und wirkten sie zusammen in dem schönsten Einverständnisse. Die Plane zu ihren Feldzügen blieben unter ihnen das tiefste Geheimniß; erst in dem Augenblick der Ausführung erfuhren ihre Untergebenen so viel davon als sie zu wissen brauchten. — Marlborough hatte die

Kriegskunst unter dem großen Turenne als Freiwilliger erlernt. Die Franzosen nannten ihn nur den schönen Engländer; nach der Schlacht bei Hochstädt oder Blindheim war aber jedermann geneigt ihn den großen Engländer zu nennen. Seine Königin und das Parlament belohnten ihn königlich für den errungenen Sieg. Auf einem seiner schönsten Landgüter wurde ihm auf Kosten des Staats ein prächtiger Pallast erbaut, der den Namen Blindheim erhielt. Die Wände waren mit Gemälden und Tapeten geschmückt, welche einzelne Scenen aus der gewonnenen Schlacht vorstellten. Er erhielt Dankaddressen von den Kammern des Parlaments und den Städten des Königreichs. Von dem Kaiser wurde er in den Reichsfürstenstand erhoben u. s. w.

Die Franzosen und Baiern konnten sich nach der verlornen Schlacht bei Ulm und Memmingen nicht lange halten. Sie mußten ganz Baiern den Feinden überlassen und sich über den Rhein zurückziehen. Die zurückgebliebene Kurfürstin behielt nichts als die Stadt und das Rentamt München.

Schon im Monat März 1704, also lange vor der Schlacht bei Hochstädt, war der Erzherzog Karl, Leopolds zweiter Sohn, unter dem Namen Karl der Dritte, mit englischen und holländischen Hülfsvölkern zu Lissabon gelandet, um in Verbindung mit den Portugiesen den französischen Prinzen aus Spanien zu verjagen. Es geschahen aber dort nicht so entscheidende Schläge wie in Teutschland. Die Fortschritte waren nur langsam; Kaiser Leopold erlebte daher nicht die Freude, seinen Sohn den spanischen Thron besteigen zu sehen. Schon zu Anfang des Jahrs 1705 starb er zu Wien an der Brustwassersucht in dem 65sten Jahre seines Lebens und in dem 47sten seiner Regierung (den 5. Mai).

Leopold war nur ein ganz gewöhnlicher Fürst. Niemand konnte ihn eines Lasters beschuldigen, aber auch niemand etwas Großes von ihm rühmen. Er hatte ausgezeichnete Feldherren und großes Glück, aber keine großen Talente. Jesuiten waren seine Erzieher, seine Beichtväter, seine geheimen Räthe gewesen. Sie hatten den von Natur guten Fürsten durch die falschen Religionsbegriffe, die sie ihm beibrachten, oft hart, ja grausam gemacht. Er war freigebig und mildthätig, aber mit Schwäche, so daß seine Güte oft auf die unverschämteste Weise von adelichen Bettlern gemißbraucht wurde. Künste und Wissenschaften fanden an ihm einen thätigen Beschützer, und er konnte selbst unter die gelehrten Fürsten gerechnet werden. — Nach seinem Tode kam die Krone an seinen ältesten Sohn Joseph, der schon zu des Vaters Lebzeiten zum teutschen König erwählt worden war.

7.

Joseph der Erste.

(J. 1705 — 1711.)

Der spanische Erbfolgekrieg wüthete fort. Auch Kaiser Joseph, der nur sechs Jahre regierte, erlebte nicht das Ende davon. Erwartet nicht, daß ich euch alle einzelne Umstände dieses vierzehnjährigen Kampfes erzähle, nur das Merkwürdigste will ich davon anführen.

In dem Jahre 1705 wurde nichts Großes gethan. Desto merkwürdiger wurde das Jahr 1706 durch zwei glänzende Siege, die einzeln von den beiden Helden Marlborough und Eugen erfochten wurden. Eugen hatte das Commando in Italien, Marlborugh in den Niederlanden übernommen, wo er den französi-

schen Marschall Villeroi zum Gegner hatte. Villeroi ließ sich durch eine Kriegslist verleiten, seine feste Stellung bei Löwen zu verlassen, und eine Schlacht in den Ebenen von Ramillies zu wagen. Er war um 8000 Mann stärker als die Verbündeten und hatte 35,000 Mann Reiterei bei sich. Marlborough stellte sein Heer so, daß die schwächste Seite durch Sümpfe und Wassergräben gedeckt war, in welchen die französische Reiterei versinken mußte, wenn sie einen Angriff unternahm. Mit dem stärkern Theil seiner Mannschaft stürmte er auf einzelne Punkte der französischen Armee los, durchbrach sie, und jagte sie in unaufhaltsame Flucht. Bei Hochstädt waren die Franzmänner kaum vollständiger geschlagen worden; 20,000 gingen an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren; 88 Kanonen und 80 Fahnen fielen in die Hände der Ueberwinder. Siegreich durchzog nun Marlborough Brabant und Flandern und nahm alle festen Plätze ein.

Die Schlacht bei Ramillies wurde am 23. Mai 1706 geschlagen. Einige Monate darauf erfocht Prinz Eugen in Italien einen eben so glänzenden, obgleich nicht so blutigen Sieg über die Franzosen. Sie belagerten die Stadt Turin mit 80,000 Mann. Eugen kam von Verona her nur mit 24,000 Mann, verband sich aber mit dem kleinen Heere des vertriebenen Herzogs von Savoyen, und griff muthig am 7. September die Franzosen in ihrem verschanzten Lager an. Die zwei ersten Anfälle waren vergeblich, auf den dritten aber wurden sie geworfen und mit Hinterlassung von 6000 Todten und Verwundeten in die Flucht geschlagen. Viele tausend Gefangene, die Pferde von 13 Regimentern abgestiegener Dragoner, 5000 Maulesel, 2000 Ochsen, 213 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver und eine ungeheure Menge Kugeln, Bomben und Granaten fielen in die Hände der Sieger. Ge-

neral Marsin, der die Belagerung geleitet hatte, war tödlich verwundet und gefangen genommen worden. Den folgenden Tag starb er zu Turin. Man fand bei ihm einen versiegelten königlichen Befehl, nach welchem er Turin den Soldaten zur Plünderung preis geben und die Festungswerke schleifen sollte. Die Franzosen wurden hierauf aus der ganzen Lombardei verjagt.

Schon früher wurde in demselben Jahr 1706 der neue französisch-spanische König Philipp V. von den englischen und portugiesischen Truppen aus Madrid vertrieben und Karl III. statt seiner in der Stadt zum Könige ausgerufen. Sie konnten sich aber nicht halten; und im folgenden Jahre 1707 blieb Karl III. von seinen Eroberungen nichts als die Provinz Catalonien.

Dagegen wurde in demselben Jahre den Franzosen auch Neapel und Sicilien abgenommen, und nun blieb ihnen von den spanischen Besitzungen in Italien auch nicht ein Dorf mehr übrig. Am glücklichsten waren sie noch am Oberrhein, wo sie dem schwachen Reichsheere gegenüberstanden; desto schlimmer aber erging es ihnen in den Niederlanden, wo Marlborough und Eugen vereint gegen sie fochten. Hier wurden sie (1708) unter Vendome und dem Herzoge von Bourgogne bei Oudenarde an der Schelde, auf das entscheidendste geschlagen. Ganze Regimenter mußten sich mit einander ergeben; gegen 8000 Todte und Verwungete lagen auf dem Schlachtfelde.

Jetzt da der Krieg eine so bedenkliche Wendung nahm, wollte er dem französischen Könige (Ludwig XIV.) nicht länger gefallen, denn nur in dem Schooße des Glücks haben die Fürsten Lust an dem Waffengetöse. Er mußte sich daher bequemen um Frieden zu bitten. Ihn zu erlangen, war er zu sehr großen Opfern

bereit. Gerne wollte er Spanien, Indien, Mailand und die spanischen Niederlande verlieren, wenn man nur seinem Enkel Philipp V. Neapel und Sicilien lassen wollte. Allein Eugen und Marlborough, die sich vorgenommen hatten, den eroberungslustigen Franzosenkönig recht tief zu demüthigen, erklärten, daß von der ganzen spanischen Monarchie nicht ein Dorf fehlen dürfe. Auch dieß wurde von dem gebeugten Ludwig zugestanden. Nun aber verlangten sie auch Abtretungen von dem französischen Gebiete selbst, das ganze Elsaß, und eine Reihe französischer Festungen zu ihrer künftigen Sicherheit. Auch hierzu bequemte sich der König mit zerrissenem Herzen. Als sie aber nach dem allen, um ihn noch tiefer zu kränken, verlangten, er sollte seine Waffen mit den ihrigen vereinigen und seinen Enkel aus Spanien verjagen helfen, da empörte sich sein Selbstgefühl und sein gereizter Stolz gegen den feindlichen Uebermuth, und er nahm sich vor, was auch daraus entstehen möchte, den Krieg mit Anstrengung aller seiner Kräfte fortzusetzen.

Eine Folge dieses Vorsatzes war die Schlacht bei Malplaquet, einem Dorfe unweit der Stadt Mons. Beiden Theilen zusammen kostete sie über 33,000 Menschen. Die Franzosen schlugen sich wie Verzweifelte. Sie hatten eine sehr vortheilhafte Stellung und einen trefflichen Anführer, den Feldmarschall Villars. Seine Klugheit und Tapferkeit vermochten aber nichts gegen einen Eugen und Marlborough, die nie eine Schlacht verloren hatten. Er wurde geschlagen und mußte sich, an dem Knie verwundet, aus dem Treffen tragen lassen (17. Sept. 1709).

Es war nun so weit mit Ludwig XIV. gekommen, daß er bereit war, Geld zu dem Krieg wider seinen Enkel zu geben; nur sollte man nicht verlangen, daß er

mit Verläugnung aller Naturgefühle selbst die Waffen gegen ihn ergriffe. Jetzt war es genug; diesen Augenblick hätte man benutzen und Frieden machen sollen; allein man versäumte ihn mit stolzer Hartnäckigkeit, und die Folge davon war, daß, für das österreichische Haus Spanien mit allen seinen indischen Colonien verloren ging, und der gebeugte Ludwig sich wieder aufrichten und zufrieden sein graues Haupt zur Ruhe legen konnte. Dieses Glück verdankte er Ereignissen, die kein menschliches Auge voraus zu sehen vermochte. Marlborough fiel nämlich bei der Königin Anna in Ungnade, die französische Parthei siegte in Spanien und Kaiser Joseph I. starb am 17. April 1711 in dem drei und dreißigsten Jahre seines Lebens, an den Kinderpocken.

Karl III. sein Bruder, der zweimal war aus Madrid vertrieben worden, saß einer ungewissen Zukunft entgegensehend zu Barcellona, als die unerwartete Nachricht von Josephs Tode einlief. Er war nun der nächste Erbe der österreichischen Staaten, die er nicht erst mit dem Schwerdt zu erstreiten brauchte, denn sein Bruder hatte keinen Sohn hinterlassen. Unverzüglich eilte er daher über Italien nach Teutschland zurück, wo er inzwischen, auf Antrieb des Prinzen Eugen, unter dem Namen Karls VI., zum Kaiser erwählt worden war.

Nun entstand aber unter den europäischen Mächten aufs neue die Frage, ob es rathsam sey, daß die beiden Kronen von Spanien und Oesterreich in Karls Person auf einem Haupte vereiniget würden, wie unter Karl V. Allen, besonders den Seemächten, schien eine solche Uebermacht gefährlich. Sie suchten daher zu des alten Königs Ludwig XIV. inniger Freude, Philipp V. auf dem spanischen Throne zu erhalten.

Joseph I. Tod wurde allgemein betrauert. Wirklich war er ein Fürst von hohem Geiste und großen Talenten. Durch seine Munterkeit und Thätigkeit war in den Wiener Hof ein ganz neues Leben gekommen, und die ganze Staatsmaschine hatte frische Kräfte und eine raschere Bewegung gewonnen. Von dem menschenfreundlichen Fürsten von Salm, Karl Dietrich Otto erzogen, kam er zu einer ganz andern Ansicht der Dinge, als sein Vater Leopold, den die Jesuiten gebildet hatten. Zwar war er von heftigem aufbrausenden Temperament, sonst aber voll Güte und Duldsamkeit. Sein einziges Bestreben ging dahin, seine Unterthanen glücklich zu machen, und gewissenhaft seine Regentenpflichten zu erfüllen. Darum überließ er seinen Ministern nicht die ganze Leitung der Geschäfte, sondern arbeitete selbst sehr thätig in Staatssachen, und sah überall mit seinem eigenen hellen Blick. — Nur sechs Jahre saß er auf dem teutschen Throne; er hätte aber verdient ein halbes Jahrhundert zu regieren.

8.

Karl der Sechste. Ende des spanischen Erbfolgekriegs durch den Frieden zu Utrecht, Rastadt, Baden.

(Karl VI. regiert von 1711 bis 1740.)

Der Krieg wüthete fort; die Engländer ließen sich aber in geheime Friedensunterhandlungen mit den Franzosen ein, und nöthigten oder veranlaßten doch die übrigen Bundesgenossen des Kaisers ihrem Beispiel zu folgen. Zu Utrecht wurde hierauf mit dem Anfang des Jahres 1712 ein Friedenscongreß eröffnet, auf welchem bestimmt wurde, daß Ludwigs XIV. Enkel, Philipp V.

König von Spanien bleiben, auch Indien behalten, die übrigen Theile der spanischen Monarchie aber Karl VI. überlassen sollte. England vergaß sich nicht bei diesem Frieden. Es ließ sich von Frankreich die Hudsonsbai und Neufundland, von Spanien Gibraltar und Minorca abtreten. Portugal bekam Besitzungen in Süd-Amerika, Sovoyen mehrere Festungen und die Insel Sicilien, Holland einige Festungen.

Gerne hätte auch der Kaiser, der sich jetzt von allen seinen Bundesgenossen verlassen sah, ebenfalls Frieden geschlossen. Allein der alte Franzosenkönig war wieder übermüthig geworden und machte Forderungen, die Karl nicht annehmen konnte. Der Krieg hub also aufs neue an, und man schlug sich bis zu Anfang des Jahres 1714, wo Prinz Eugen mit dem französischen Feldmarschall Villars zu Rastadt zusammentrat und den 6ten März einen Vergleich unterzeichnete, der dem Blutvergießen ein Ende machte. Philipp sollte Spanien und die indischen Provinzen behalten, der Kaiser aber die spanischen Niederlande, Mailand, Mantua, Neapel, Sardinien bekommen. Die Kurfürsten von Baiern und von Cöln, die in die Reichsacht waren erklärt worden, wurden derselben entbunden und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt. Durch den Badener Frieden, den die Franzosen und die Abgeordneten des teutschen Reichs noch in demselben Jahre 1714 den 7. September unterzeichneten, wurde der Rastädter Friede bestätigt, und somit hatte der lange blutige Kampf ein Ende. Wie ganz andere Bedingungen hätte man im Jahr 1709 erlangen können! Damals wollte man den Franzosen nicht ein einziges Dorf von ganz Spanien lassen, jetzt behielt der Kaiser nicht ein einziges. Im Jahre 1715 wurde Europa durch den Tod Ludwigs XIV. eines beharrlichen Störers seiner Ruhe entledigt.

Vierzehn Jahre lang war Teutschland der Tummelplatz dieses verderblichen Krieges gewesen, vierzehn Jahre lang hatte es das Blut seiner Söhne für einen Streit über ein viele hundert Meilen entlegenes fremdes Land geopfert, vierzehn Jahre lang waren seine Städte und Güter verwüstet worden — und was wurde den armen Teutschen für alle ihre Anstrengungen? Nichts als das Dorf Kehl, das ihnen im Badener Frieden zurückgegeben wurde!

Kaum war Karl VI. der Franzosen entledigt, so kündigten ihm die Türken den Krieg an, weil er sich mit den Venetianern in ein Bündniß wider sie eingelassen hatte. Schon im Monat Juli drang der Großvezier mit einem übermächtigen Heere in Ungarn ein. Prinz Eugen trat aber wieder wie ein Würgengel gegen die türkischen Rotten auf, und schlug sie bei Peterwardein so fürchterlich, daß 30,000 Mann nebst dem Großvezier auf dem Schlachtfelde liegen blieben, und ihr ganzes reiches Lager, nebst 164 Kanonen und Mörsern, den Siegern zur Beute wurde. Gleichwohl kamen sie das folgende Jahr stärker als vorher zurück, und suchten den Prinzen mit seinem kleinen Heere vor der Stadt Belgrad einzuschließen, die er belagerte. Aber auch hier traf sie schrecklich sein Arm. Er jagte sie in die Flucht, nahm ihnen wieder ihr ganzes Lager mit allem Geschütz und nöthigte sie zum Frieden. Die Folgen seiner Siege waren groß. Die Türken mußten ganz Servien mit der Hauptstadt Belgrad, den Banat Temeswar mit seiner Festung, einen großen Theil der Walachei, und einen Theil von Croatien, Bosnien, Slavonien abtreten.

In der langjährigen Ruhe, die jetzt eintrat, hatte Karl VI. Zeit, sich mit einer Angelegenheit zu beschäftigen, die ihm sehr nahe am Herzen lag. Er hatte

nämlich keine Söhne, sondern nur einige Töchter, wovon die älteste Maria Theresia, die Erbin aller seiner Staaten seyn sollte. Schon im Jahre 1713 hatte er daher verordnet, daß alle österreichischen Erblande unzertheilt auch auf die Prinzessinnen sollten vererbt werden können. Da ihm aber bange war, es möchte diese Verfügung nicht beachtet oder gemißbraucht werden, weil auch von dem verstorbenen Kaiser Joseph Töchter da waren, so ließ er sie erst von einer jeden Landschaft seiner Erbstaaten, dann von dem ganzen teutschen Reiche und endlich auch von den auswärtigen Mächten garantiren. Diese so bestätigte Verordnung hieß die pragmatische Sanction. Er glaubte und hoffte, ganz Europa würde nun künftig nach seinem Tode zusammenstehen, und seine Bestimmungen geltend machen. Aber ach, wie sehr täuschte er sich! Um wie viel besser hätte er gethan, wenn er zur Aufrechthaltung seines letzten Willens, ein recht zahlreiches und tüchtiges Kriegsheer aufgestellt, und seine leeren Kassen gefüllt hätte. Bald werden wir sehen, wie wenig ein muthiger Gegner auf beschriebenes und besiegeltes Papier achtet.

Aller Sorgen für einen Theil seiner Staaten wurde Karl VI. schon bei seinen Lebzeiten durch schlimme Feinde überhoben, die ihm erst Neapel, Sicilien und Mailand, dann die Wallachei und Servien, mit der Stadt Belgrad, wieder abnahmen, Neapel und Sicilien*) gingen an die Spanier verloren; Servien mit Belgrad und die Wallachei an die Türken.

Es entstand nämlich 1733 ein Krieg über die neue Königswahl zu Polen. Schon zu Anfang des Jahrhun-

---

*) Karl VI. hatte Sicilien gegen Sardinien von dem Herzoge von Savoyen eingetauscht.

derts war der polnische König August II., der zugleich Kurfürst von Sachsen war, von dem kriegerischen Schwedenkönig Karl XII. von dem Thron gestoßen, und an seine Stelle der junge polnische Woiwode Stanislaus Leszinski, zum König von Polen erhoben worden. Der verdrängte König August bestieg aber in der Folge wieder den Thron, and besaß ihn ruhig bis zum Jahre 1733, wo er starb. Jetzt mußte ein neuer König ernannt werden, und die Wahl des polnischen Volkes fiel auf den vertriebenen Leszinski, der noch lebte und sehr geliebt war. Spanien und Frankreich nahmen sich thätig seiner an, denn der französische König Ludwig XV. war mit Leszinski Tochter vermählt. Kaiser Karl VI. hingegen, in Verbindung mit Rußland, unterstützte den Sohn des verstorbenen Königs. So loderte nun ein neues Kriegsfeuer auf, durch welches der Kaiser die genannten italienischen Provinzen an die Spanier verlor. Auf solche Art kam ihm denn das Vergnügen, den Polen einen König zu geben, den sie nicht wollten, theuer genug zu stehen. Stanislaus Leszinski erhielt zur Entschädigung das teutsche Herzogthum Lothringen, und Franz Stephan, der bisherige Herzog von Lothringen, Toscana. Dieser Herzog Franz wurde bald darauf Karls Schwiegersohn und der Gemahl seiner Tochter Maria Theresia (1735).

Seine Freundschaft mit den Russen war für den Kaiser eben so verderblich, als sein Wohlwollen für das sächsische Haus. Er wurde durch sie in einen neuen Krieg mit den Türken gezogen, den aber nicht mehr der große Eugen führte, und der daher einen ganz andern Ausgang nahm, als der vorige. Der österreichische Feldmarschall von Seckendorf rückte ohne Kriegserklärung mit seinem Heere in Servien

ein, wurde aber von den Türken einmal über das andere geschlagen, und so mußte am Ende Karl, nach drei unglücklichen Feldzügen, die Wallachei und Servien mit den Städten Belgrad und Zabach an die Muselmänner zurückgeben (1739). — Was blieb ihm nun von allem, was durch den vierzehnjährigen spanischen Erbfolgekrieg in so vielen blutigen Schlachten erkämpft worden war? Wenig mehr, als die spanischen Niederlande.

Karl VI. überlebte nicht lange den letzten Verlust. Er starb am 20. October 1740.

9.

Die Könige von Preußen. Friedrich Wilhelm der Erste.

(J. 1713 — 1740.)

Auf den ersten König von Preußen, Friedrich, dessen Geschichte ich euch bereits erzählt habe, folgte sein Sohn, Friedrich Wilhelm der Erste, den ich euch von zwei ganz verschiedenen Seiten, erst als den besten Haus- und Staatswirth und den sorgsamsten Landes-Vater, dann aber als einen rohen aufbrausenden Despoten und einen wilden Haustyrannen zu schildern habe.

Friedrich Wilhelm war im Jahre 1688 geboren, und bestieg im Jahre 1713 den preußischen Thron. Die übermäßige Verschwendung seines Vaters, an der er kein geringes Aergerniß nahm, hatte ihn sparsam gemacht. Seine erste Sorge, nach dem Antritt der Regierung, war daher die Einschränkung des eingerissenen Luxus und alles unnöthigen Aufwandes. Mit sich selbst machte er den Anfang. Er brauchte keine hundert Kammerherren wie sein Vater; zwölf waren ihm schon mehr als genug. An seiner Tafel wurde

schlichte Hausmannskost eingeführt; die Uniform seines Regiments war zugleich sein Haus- und sein Gallakleid. Er ging, wie man versichert, in der beliebten Sparsamkeit so weit, daß er sogar die metallenen Knöpfe von einem Rock auf den andern setzen ließ. Die lästernden Zungen der unzufriedenen Hofschranzen, denen mit einer solchen Einschränkung nicht gedient war, verbreiteten noch viele andere ergötzliche Histörchen von seiner Oeconomie; die Verläumdung mußte aber schweigen, da ganz Europa sah, zu welchen edeln Zwecken er die ersparten Summen verwendete. Er ließ abgebrannte Städte damit wieder aufbauen; andere vergrößern, verschönern, vollenden; ließ Dorfschulen, Fabriken, Armen- und Waisenhäuser anlegen, und unterstützte dürftige aber arbeitsame Familien, die sich in seinen Staaten niederließen. Fünf Millionen Thaler verwendete er in einer Zeit von zehn Jahren nur allein auf neue Colonisten, worunter 18,000 Salzburger waren, die ihr bigotter Erzbischoff, der Religion wegen, aus dem Lande vertrieben hatte. Gleichwohl drückte er seine Unterthanen nicht mit neuen Auflagen; im Gegentheil, er erließ ihnen einen Theil der alten; und anstatt sein Heer zu vermindern, vermehrte er es von 40,000 auf 70,000 Mann, und hinterließ doch nach seinem Tode einen Schatz von neun Millionen Thaler. An dem Beispiel dieses Fürsten möget ihr einsehen lernen, was gute Wirthschaft und weise Sparsamkeit vermag. Vor unnöthigen Kriegen hütete er sich außerordentlich, ob er gleich das bestabgerichtete Heer in ganz Europa besaß. Durch seinen erfahrnen Feldherrn, den Prinzen von Anhalt-Dessau, waren seine Soldaten so weit gebracht worden, daß sie dreimal schneller als alle andern felierten. Unter seiner Regierung hatten sie aber nur in einem einzigen kurzen

Kriege gegen die Schweden, Gelegenheit, Gebrauch von ihrer Geschicklichkeit zu machen. Friedrich Wilhelm erlangte durch diesen Krieg Stettin und einen Theil von Vorpommern. Für die Theilnahme seines Vaters an dem spanischen Erbfolgekriege, war ihm Geldern und Limburg geworden. — Dieß war die schönere Seite von König Friedrich Wilhelm I.; ich komme nun auf die andere.

Den Wissenschaften war dieser Fürst nicht hold, denn er schien ganz Soldat und hatte nur Sinn für kriegerische Verdienste. Unter seinen rauhen Offizieren war er selbst vielleicht der rauheste. Bei den Waffenübungen auf dem Paradeplatze oder an jedem andern Orte, schlug er höchst eigenhändig, bald mit der Faust, bald mit dem Stock, blindlings auf die ungeschickten Soldaten los. Der geringste Widerspruch seiner Hofdiener reizte ihn bis zu Thätlichkeiten. Ein kurzes, Räsonnir er nicht, mit barscher Stimme an sie hingeschnurrt, machte schnell jeder Einrede ein Ende. Jedermann fürchtete die Gewalt seines Stockes und seiner königlichen Fäuste; auf der Straße wich man ihm sorgfältig aus, denn nichts war leichter, als ihm durch irgend etwas zu mißfallen. Selbst in den Stunden der Andacht blieb er nicht frei von den Aufwallungen wilder Leidenschaftlichkeit. Von seinem Kammerdiener ließ er sich einmal vor dem Schlafengehen das Abendgebet vorlesen; am Ende folgte der Segen. Der Kammerdiener las: „Der Herr segne Sie und behüte Sie.“ So heißt es nicht, fuhr ihn der König an. Er las noch einmal: „Der Herr segne Sie und behüte Sie;“ weil er nicht das Herz hatte, sich durch das Wörtchen uns dem König an die Seite zu stellen. Es heißt nicht so, schrie dieser lauter und entrüsteter. Zitternd fing der Kammerdiener zum drittenmal an: „Der Herr segne

Sie und behüte Sie.“ Ich sage dir aber es heißt nicht so, brüllte ihn der König an; uns, uns heißt es, weißt du denn nicht, verdammter Schurke, indem er ihm die Nachtmütze in das Gesicht warf, daß wir vor Gott beide, du und ich, nichts weiter als Hundsfötter sind. — Auf gleiche Art war er, wie wir bald aus der Geschichte seines Sohnes, Friedrich II. sehen werden, der Tyrann seiner Kinder und seiner ganzen Familie; alles zitterte vor ihm und gewöhnte sich an einen sklavischen Gehorsam.

Seine Verachtung für Künste und Wissenschaften gab er auf mancherlei Art zu erkennen. Er machte z. B. seinen Hofnarren zum Präsidenten der Berliner Societät der Wissenschaften. Ein andermal ließ er zu Frankfurt an der Oder in einer öffentlichen Dissertation den Satz vertheidigen: „Es seien die klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer nichts weiter als Saalbader und Narren gewesen“ Alle Professoren der Universität wurden als Zuhörer dieses gelehrten Streites eingeladen, und wenn sie nicht gutwillig kamen, von seinen Korporalen abgeholt. Die Gelehrten waren in seinen Augen Pedanten und eine unnütze Last der Erde; kaum entgingen daher die Berliner Academie und seine Landesuniversitäten ihrer Aufhebung.

Desto mehr hielt er auf den Soldatenstand. Er hatte ein Leibregiment, das aus lauter Riesen bestand, und sein Stolz und seine Freude war. Jünglinge, die das Unglück hatten von ungewöhnlicher Größe zu seyn, waren keinen Augenblick vor seinen Aufpassern sicher. Inländer, Ausländer, Bürger, Bauern, Studenten, niemand blieb verschont. Selbst aus ihren Häusern und Betten wurden sie abgeholt. Kein Geld, keine List, keine Gewalt wurde gespart, wenn es galt, sich eines Ausländers zu versichern, der zu seiner Garde paßte.

Seine Werber erlaubten sich die größten Gewaltthätigkeiten und begingen nicht selten wahre Menschendiebereien. Die meisten hatten hundertmal die strenge Justiz verdient, die der König an den gemeinen Hausdieben ausüben ließ, die, ohne Umstände vor dem Hause, wo sie gestohlen hatten, aufgeknüpft wurden.

Friedrich Wilhelm I. erreichte kein hohes Alter. Von Podagra und Gichtschmerzen gequält, starb er schon in seinem 52sten Lebensjahre 1740, wenige Monate vor Kaiser Karl VI. dahin. Seine Staaten hinterließ er seinem Sohne Friedrich II. in dem blühendsten Zustande.

10.

Friedrich der Zweite oder der Große.

(J. 1740 — 1787.)

Friedrich II., Friedrich Wilhelms Sohn, war zu Berlin den 24. Jan. 1712 geboren. Die Welt verehrte in ihm den größten Regenten des achtzehnten Jahrhunderts. Seine Erziehung war ganz französisch. Bis zu seinem siebenten Jahre blieb er unter der Aufsicht einer würdigen französischen Matrone, Marthe du Val de Roc oules, dann kam er unter die Hände männlicher Erzieher, besonders eines Franzosen, du Han de Jandun, der ihn mit den Grundsätzen der schönen Wissenschaften und den besten prosaischen und poetischen Werken aus der französischen Literatur bekannt machte, aber es nie so weit bringen konnte, daß sein Zögling orthographisch schreiben lernte, obgleich derselbe mit Anlagen zu allem Guten, Schönen und Großen von der Natur reichlich begabt war.

Schon in früher Jugend gefiel allgemein Friedrichs Gesichtsbildung, sein Geist, seine Wißbegierde. Er überließ sich der Neigung zum Lesen guter Schriften mit solcher Leidenschaft, daß er über seinen Büchern alles liegen ließ. Nicht geringeren Gefallen fand er an der Musik, besonders an dem Flötenspiel, das er von dem berühmten Quanz erlernt hatte, und worin er es zu einer meisterhaften Fertigkeit brachte. Bisweilen beschäftigte er sich auch mit Zeichnen und Malen. Alle seine Künste und wissenschaftliche Beschäftigungen mußte er aber heimlich hinter dem harten Vater treiben, der nichts, als einen rohen Soldaten aus ihm bilden wollte, und ihm seine Flöte zerschlagen und die Bücher verbrannt haben würde, wenn er sie in seinen Händen angetroffen hätte. Noch unausstehlicher war dem König des jungen Prinzen Liebe zu einem eleganten Anzuge, darum ließ er ihm einmal einen zierlichen Schlafrock von Goldbrocat, den er in seinem Zimmer antraf, ohne Umstände wegnehmen und in das Feuer werfen; und ein andermal wurden ihm, ohne Rücksicht auf seine Bitten und Thränen, die beiden Haarlocken abgeschnitten. Der rauhe Vater konnte nicht einsehen, daß sich Geistesbildung und Liebe zur Eleganz recht wohl mit kriegerischem Muth vertragen. Ueberhaupt ahnete er nicht das geringste von dem Heldengeiste, der in dem königlichen Jünglinge wohnte. Friedrich fand keinen Gefallen an dem Soldatenspiel seines Vaters, an den Faustschlägen und Prügeln, die der König auf der Parade austheilte; darum glaubte Friedrich Wilhelm, es werde nie etwas aus dem Prinzen werden, und fing an ihn zu hassen und zu mißhandeln. Zuletzt verlangte er sogar von ihm, er solle der Thronfolge entsagen und sie seinem Bruder abtreten. Dazu wollte sich aber der Prinz nie verstehen, und erklärte

fest und bestimmt, er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als sich zu einem so schändlichen Schritte bequemen. Täglich nahm jetzt des Königs Erbitterung, täglich mit ihr die Menge von Unannehmlichkeiten zu, die der Prinz an dem väterlichen Hofe zu erdulden hatte. Daß er wegen jeder kleinen Schuld, die er machte, in Arrest kam, war wohl keine der geringsten. Er faßte daher den Vorsatz, sich heimlich von Berlin zu entfernen, und sich unter den Schutz seines Oheims, des Königs von England, nach London zu begeben.

Durch zwei junge Offiziere, Katt und Keith, zu denen er das freundschaftlichste Vertrauen hatte, ließ er in der Stille alle Anstalten zur Flucht machen. Auch seine älteste Schwester, die Prinzessin Friederike Sophie, nachherige Markgräfin von Baireuth, war eine seiner Vertrauten. Bald fand sich die erwünschte Gelegenheit dazu. Er begleitete seinen Vater auf einer Reise nach Wesel. Von hier wollte er nach dem nahen Holland und von da weiter über das Meer nach England entfliehen; aber das Geheimniß wurde durch einen aufgefangenen Brief an seinen Freund Katt entdeckt. Sogleich wurden Katt und der Kronprinz in Verhaft genommen; Keith aber hatte noch Zeit zu entfliehen. Der General Grumkov, Friedrichs persönlicher Feind, erhielt nun den Auftrag, ihn zu verhören. Der Prinz antwortete kurz und trotzig, und machte dadurch seine Sache noch schlimmer. Auf Befehl des Königs wurde er auf die Festung Küstrin gebracht, wo er in einem harten Gefängniß schmachten, mit schlechter Kost vorlieb nehmen und ohne Messer und Gabel essen mußte, bis ihm der damalige Präsident von Münchow, alles was ihm fehlte, heimlich in einem neuen Nachtstuhl zuschickte.

Gegen die Theilnehmer an des Kronprinzen Flucht wüthete der leidenschaftliche König schrecklich. Ein vertrauter Kammerdiener, der darum gewußt hatte, wurde an die Karre geschmiedet. Der unglückliche Lieutenant Katt, ein Sohn des General-Feldmarschalls Katt, mußte in einem leinenen Soldatenkittel mit ungehängten Ordenskreuz vor den König gebracht werden. Sobald dieser ihn erblickte, fuhr er auf ihn los, riß ihm, unter den schimpflichsten Benennungen, das Ordenskreuz von der Brust, schlug ihn und trat ihn mit Füßen. Die Prinzessin Friederike Sophie bekam Ohrfeigen und Faustschläge ins Gesicht, auch war der ergrimmte Vater sehr geneigt, sie, wie den Katt, mit Füßen zu treten; durch eine muthige Kammerfrau wurde sie aber noch zu rechter Zeit seinen unväterlichen Händen entrissen.

Der Prinz sollte, nach dem Willen des Königs, von einem niedergesetzten Kriegsgerichte nicht als königlicher Prinz, sondern als Oberstlieutenant und als Deserteur, gerichtet und zum Tode verurtheilt werden. Voll edeln Unwillens über diesen Antrag, riß der würdige Generalmajor von Buddenbrock, der mit in dem Kriegsgerichte saß, seine Weste mit den Worten auf: „Wenn Euer Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“ Auf diese kühne Rede verschloß ihm nicht der König den Mund mit seinem gewöhnlichen: Räsonnir er nicht; nein, er ging vielmehr ein wenig in sich, und seine Stimme wurde weicher. Des Königs erste Hitze war verbraust; seine beharrliche Härte gegen den Kronprinzen wäre daher unbegreiflich gewesen, wenn man nicht gewußt hätte, daß er die Krone seinem zweiten Prinzen, August Wilhelm, zuzuwenden suchte, weil er mehr Vertrauen zu ihm hatte, als zu Friedrich.

Weder Friedrich noch sein Freund Katt wurden von dem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Der König war aber mit dieser Milde sehr unzufrieden, denn nach seinen Ansichten, mußte wenigstens Katt ohne Gnade sterben. Er änderte daher das schon ausgesprochene Urtheil dahin, daß, obgleich Katt wegen des begangenen Verbrechens der beleidigten Majestät, mit glühenden Zangen zerrissen und aufgeknüpft zu werden verdient hätte, er doch in Rücksicht seiner Familie nur geköpft werden sollte. — Und dabei blieb es. — Friedrich Wilhelm war also keiner von jenen gutmüthigen Jähzornigen, denen ihre Uebereilung leid ist, sobald sie sie begangen haben. Er nährte lange die Rachsucht in seinem Herzen, und ruhete nicht eher, als bis er sie gesättigt hatte.

Katt sollte auf Befehl des Königs zu Küstrin und vor den Augen des Kronprinzen hingerichtet werden, der mit empörender Grausamkeit genöthigt wurde, aus dem Fenster seines Gefängnisses die Execution mit anzusehen. — Als man den bejammernswürdigen jungen Mann vor ihm vorbei zum Tode führte, rief Friedrich ihm zu: „Lieber Katt, vergeben Sie mir das Unglück, in das ich Sie gestürzt habe.“ „Wenn ich zehn Leben hätte,“ erwiederte Katt, „so würde ich sie für meinen Prinzen geben.“ — Er bestieg hierauf gelassen einen Sandhügel auf dem Walle, der als Schaffot diente, und empfing den tödtlichen Streich. Der Prinz aber sank am Fenster in Ohnmacht und konnte sich den ganzen Vormittag nicht mehr von seinem Entsetzen erholen.

Ein würdiger Geistlicher, der Feldprediger Müller, hatte den unglücklichen Katt von Berlin nach Küstrin, und zu dem Richtplatz begleitet. Von ihm erhielt der Prinz nachmittags einen Besuch. Müller hinterbrachte

ihm Katt's letzte Worte, tröstete und beruhigte den Prinzen, der damals sechzehn Jahre alt war, mit so viel Rührung und Theilnahme, und sprach ihm mit so viel Vernunft und Schonung zu, sich gelassen dem väterlichen Willen des Königs zu unterwerfen, und alles, was vorgegangen war, als eine Fügung der Vorsehung zu seiner Besserung anzusehen, daß Friedrich den wakkern Geistlichen liebgewann, ihm sein Vertrauen schenkte und seinen Rath befolgte. — Der Feldprediger gab dem Könige Nachricht von den veränderten Gesinnungen des Prinzen und seiner Bereitwilligkeit, die Wünsche seines Vaters und Königs zu erfüllen. — Von nun an ging sogleich alles besser; denn wirklich hatte sich Friedrich durch seinen Starrsinn und die trotzige Widersetzlichkeit, die er sich öfters gegen die Verfügungen des Königs erlaubte, selbst viele Unannehmlichkeiten zugezogen. Es wurde jetzt ein Eid von ihm verlangt, daß er sich wegen dessen, was vorgefallen war, an niemand rächen, sich stets als einen gehorsamen Sohn beweisen, und sich ohne die väterliche Zustimmung nicht verheirathen wolle. Unter dieser Bedingung, die er auch ohne Anstand erfüllte, wurde ihm seine Begnadigung zugesagt. Er durfte aber noch immer nicht nach Berlin kommen, sondern behielt in Küstrin Stadtarrest.

Am 20. November 1731 sollte das Hochzeitfest der Prinzessin Friederike Sophie gefeiert werden, die an den Markgrafen von Baireuth verlobt war. Diesen festlichen Tag beschloß der König durch die Zurückberufung seines Sohnes zu verherrlichen. Er entdeckte aber niemand etwas von seinem Vorhaben; sondern ließ den Prinzen heimlich kommen, und als an dem feierlichen Tage, an dem er außerordentlich vergnügt schien, sämtliche Gäste in dem langen Saale an der Tafel speiseten, trat er mit dem lang entbehrten Prinzen an der Hand

herein, und führte ihn der Mutter freundlich mit den Worten zu: Sehet Ihr, Madam, da ist auch Fritz wieder. Die Königin sprang, außer sich vor Freude, von dem Stuhle auf, fiel dem schmerzlich vermißten theuern Sohne um den Hals, mit dem Ausrufe: o mein Sohn, mein Sohn! In demselben Augenblicke lagen auch die Schwester, die ihn zärtlich liebte, und der Bräutigam an seiner Brust, und bedeckten sein Gesicht mit Küssen und Thränen. Es war eine schöne rührende Scene, an welcher der ganze Hof Theil nahm. Aller Groll war nun verschwunden. Des Prinzen Aussöhnung war aufrichtig, und er blieb, so lange er lebte, der wärmste Lobredner seines Vaters. Das ganze Land jubelte über dieses neue glückliche Einverständniß des Vaters mit dem Sohne, und überließ sich den schönsten Hoffnungen für die Zukunft.

Nicht lange hernach kaufte der König für den Kronprinzen das Gut Rheinsberg, oder vielmehr Rhinsberg, denn es lag nicht an dem Rheinstrom, sondern an dem Flüßchen Rhin. Hier verlebte Prinz Friedrich, in einem Kreise auserlesener Freunde und achtungswürdiger Männer, besonders französischer Gelehrten, die er sich zu Gesellschaftern wählte, seine seligsten Tage. Er schwelgte in dem Genusse aller Schätze der schönen Literatur; labte sich, voll Sehnsucht, an den hohen Idealen, welche die Schilderungen des Lebens und der Thaten großer Männer in seiner Seele zurückgelassen hatten, und bereitete sich auf die ruhmvolle Laufbahn, die er einst betreten sollte. Für die classischen Schriften der Alten hatte er die höchste Achtung, ob er sie gleich nur aus wäßrigen französischen Uebersetzungen kannte. Unter den neuern, gab er den französischen, und nach diesen, den italienischen und englischen Schriftstellern, den Vorzug. Besonders war Voltaire sein Abgott. Er be-

gnügte sich aber nicht, ihn zu bewundern, er suchte ihm auch nachzueifern, und übte sich fleißig in der französischen Dichtkunst. Es sind noch von ihm aus jener Periode eine Menge Episteln und andere poetische Versuche vorhanden, die keinesweges unter die schlechtesten dichterischen Arbeiten jener Zeit gehören. Ehe er sie dem Druck übergab, mußte sie immer ein anderer französischer Dichter erst ausfeilen. In der Folge übernahm diese Arbeit Voltaire, den er an seinen Hof gezogen hatte. Die genaue Beobachtung der Schulregeln war nie Friedrichs Sache, und er konnte, wie ich schon erwähnt habe, nicht einmal orthographisch schreiben. Voltaire beschwerte sich oft gegen seine Freunde über die Mühe, die es ihm mache, des Kronprinzen schmutzige Wäsche zu waschen; wenn er aber mit Friedrich von dessen Arbeiten sprach, so sagte er schmeichelnd, als ein ächter Hofmann, er habe nur noch die Pünktchen auf die i zu setzen gehabt. Der Prinz achtete die teutschen Gelehrten als gute philosophische Köpfe, die durch ihre Vergleichung mit den Alten nichts verlören; für die teutsche schöne Literatur hatte er aber keinen Sinn, und er sprach davon nicht anders als mit Geringschätzung. Vielleicht hätte er anderst geurtheilt, wenn er um ein halbes Jahrhundert später geboren worden wäre; denn in der That, was hatte um das Jahr 1730 bis 1740 Teutschland für eine schöne Literatur? Was damals dem Prinzen ungenießbar war, das ist es auch noch jetzt für uns. Freilich änderte sich schon viel während des siebenjährigen Krieges; aber Friedrichs ungünstiges Vorurtheil war schon einmal gefaßt und blieb ihm leider bis an seinen Tod.

Im Jahre 1733 vermählte sich der Prinz mit der liebenswürdigen und allgemein verehrten Prinzessin von

Braunschweig-Bevern; da ihn aber der König nicht ganz frei hatte wählen lassen, so lebte er nicht mit ihr, ob er ihr gleich mit der größten Achtung begegnete. Sonst suchte er mit seinem Vater das gute Einverständniß auf das sorgsamste durch hundert Beweise zarter Achtsamkeit und kindlicher Liebe zu erhalten. Er versorgte die Hofküche mit Gemüsen aus seinen Gärten, mit Truthühnern und anderm Geflügel aus seinem Hühnerhofe; er erfreute den König selbst mit Melonen, schönen Blumen und andern kleinen Geschenken, die alle sehr gut aufgenommen wurden. Auch begleitete er ihn auf seinen Musterungsreisen und äusserte an den Uebungen der Truppen eine Theilnahme, die man ihm sonst nie zugetraut hatte. Deswegen gewann ihn auch Friedrich Wilhelm täglich lieber; und als er in seiner letzten Krankheit von ihm besucht wurde, empfing er ihn mit väterlicher Herzlichkeit, nannte ihn seinen lieben Fritz und hatte eine vertraute zwei Stunden lange Unterredung mit ihm. In dem Jahre 1740, am 31. Mai wurde endlich die aufrichtige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, und ihr glückliches Vernehmen gegen einander durch des Königs Tode besiegelt. Er hinterließ dem Prinzen einen Schatz von neun Millionen Thaler und ein zahlreiches trefflich geübtes Heer.

Unter dem Namen Friedrich des Zweiten, trat nun der Kronprinz die Regierung an, und vermehrte sogleich seine Truppen mit neuen Regimentern; nahm auch noch andere Rüstungen vor, die auf einen nahen Krieg deuteten. Niemand wußte, wem es galt, bis am 20. October 1740 Kaiser Karl VI. mit Tode abging. Schnell setzte sich nun das preußische Heer in Marsch, und rückte schon in dem Monat December desselben Jahres in Schlesien ein. Auf diese

Provinz war es abgesehen; Friedrichs Absicht, sich derselben zu bemächtigen, blieb nun nicht länger zweifelhaft.

11.

Maria Theresia (geb. 1717 † 1780.) Oesterreichischer Erbfolgekrieg (1740).

Maria Theresia, Karls VI. älteste Tochter, war durch ihres Vaters Tod, Erbin der Königreiche Ungarn und Böhmen und des Erzherzogthums Oesterreich geworden. Leider hatte er ihr aber kaum ein Heer von 50,000 Mann zur Vertheidigung seiner weitläuftigen Länder hinterlassen, und in der Kriegskasse befanden sich nicht über 100,000 Gulden. Kaum war der Kaiser todt, so erschien der baiersche Gesandte mit einer Schrift, worin er erklärte, daß der Kurfürst von Baiern die junge Fürstin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen könne, weil er ein näheres Recht als sie, auf die Erbfolge zu haben glaube. — Der damalige Kurfürst Albrecht stammte nämlich von einer Tochter des längst verstorbenen Kaisers Ferdinands I. ab, und glaubte daher jetzt, nach Erlöschung des österreichischen Mannsstammes, in ihre Rechte eintreten zu können, ohne erwägen zu wollen, daß Maria Theresia, als die nächste Verwandte des Verstorbenen, allen andern Erben vorging. Deswegen hatte der Kurfürst auch nie die pragmatische Sanction unterschreiben wollen. Er wurde, wie sich von selbst versteht, mit seiner Forderung abgewiesen.

Bald darauf erschien aber der junge König Friedrich II. von Preußen mit andern Forderungen, die etwas besser gegründet schienen, und die durch ein gut

geübtes Heer von mehr als 70,000 Mann unterstützt, alle Aufmerksamkeit verdienten. Er machte nämlich Anspruch auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und leitete seine Rechte darauf, die sich auf Erbverträge mit den ausgestorbenen Fürstenhäusern gründeten, seit dem dreißigjährigen Kriege, ja noch viel weiter her. Nächst dem Verlangen, seine Staaten auf Kosten des österreichischen Hauses zu vergrößern, war der Wunsch, seinen Namen in den Zeitungen und wo möglich, in der teutschen Geschichte glänzen zu sehen, die Haupttriebfeder, die ihn in Bewegung setzte. Sein Reich sollte künftig unter den ersten in Europa sich erheben; dahin ging sein Streben von dem Antritt seiner Regierung an.

Am 17. December 1740 rückte sein Heer in Schlesien ein. In wenigen Monaten war die ganze schöne Provinz, bis auf die Festungen Brieg, Neisse und Glogau, eingenommen. Dieß war aber freilich kein großes Heldenstück, denn es standen fast gar keine feindlichen Truppen in dem Lande. Ob er im Stande seyn würde, die gemachten Eroberungen gegen die erfahrnen österreichischen Feldherren und ihre Krieger zu behaupten, dieß mußte sich jetzt erst zeigen. Er ließ der Königin Maria Theresia den Antrag machen, ihm die vier Fürstenthümer in der Güte abzutreten, und versprach dagegen, sie mit seiner ganzen Macht in dem Besitz ihrer übrigen Lande zu schützen, auch ihrem Gemahl, Franz Stephan, Großherzog von Toscana, der sich um die Kaiserwürde bemühte, seine Wahlstimme zu geben; die junge Königin glaubte aber, sich eines solchen Feindes mit geringeren Kosten entledigen zu können.

Die Augen von ganz Europa waren erwartungsvoll auf den Ausgang dieser Fehde gerichtet. Friedrich

wagte viel, sehr viel, es mit dem mächtigen österreichischen Hause aufzunehmen, und zwar ganz ohne Bundesgenossen, im Vertrauen auf seine eigenen Kräfte. Leicht konnte es ihm ergehen, wie einst dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz; sein ganzes Land, seine ganze Existenz stand auf dem Spiele. Das preußische Heer kannte zwar gut die Uebungen, aber noch nicht den Ernst des Krieges, wie die Truppen seiner Gegnerin. Doch hatte es an dem Grafen von Schwerin, einem Schüler Marlboroughs und Eugens, einen klugen und erfahrenen Anführer; aber ein anderer Schüler Eugens, der Feldmarschall von Neuperg, rückte ihm mit seinen krieggeübten Schaaren entgegen. Er hatte in aller Eile ein Heer zusammengezogen, um damit die Stadt Brieg zu entsetzen, die von den Preussen belagert wurde, nachdem sie schon früher Glogau erstürmt hatten. Am 10. April 1741 begegnete ihm, bei dem Dorfe Molwitz, die preußische Armee. Hier also galt es den ersten Kampf um den Besitz von Schlesien. Nachmittags um zwei Uhr fing die Schlacht an. Sie nahm bald eine sehr nachtheilige Wendung für die Preußen. Die feindliche Reiterei wüthete fürchterlich unter den Reihen des preußischen Fußvolks. Die Kanoniere wurden an ihren Kanonen niedergehauen, das preußische Geschütz gegen die Preußen gerichtet und ihr ganzer rechter Flügel geworfen. Alles deutete auf eine gänzliche Niederlage. Der alte Feldmarschall Schwerin rieth daher dem jungen König, sich zu entfernen, und sich zu dem Reservekorps des Herzogs von Holstein-Beck zu begeben, der bei Strehlen stand, um nöthigen Falls den Rückzug zu decken. Friedrich befolgte ungern diesen Rath. Seine kriegerische Laufbahn mit schimpflicher Flucht zu eröffnen, war ihm ein schrecklicher Gedanke; doch wollte er nicht das Schlimmste abwarten.

Mit einem kleinen Gefolge setzte er sich zu Pferde, und ritt so schnell, daß ihm nur wenige nachkommen konnten. Die Nacht war schon eingebrochen, als er mit seinen Begleitern das Städtchen Oppeln erreichte. Kurz vorher war es noch in den Händen der Preußen, jetzt hatten schon die Oesterreicher Besitz davon genommen. Friedrich kam bis an das Thor, und verlangte eingelassen zu werden. Hätte man es ihm geöffnet, so wäre er gefangen gewesen, wie in einer Falle. Man antwortete ihm aber auf seinen Ruf mit Flintenschüssen durch das Gitterthor. Daran erkannte er die Feinde und wendete auf das Schnellste wieder um nach Löwen.

Während er so in der Nacht umher irrte, hatte sich auf dem Schlachtfelde alles geändert. Ein glücklicher Angriff des alten Feldmarschalls auf die Flanke der Feinde, und das schnelle, den Feinden ungewohnte Gewehrfeuer des preußischen Fußvolks, hatte der Schlacht den Ausschlag gegeben, und von dem Prinzen Leopold von Dessau wurde sie vollends zum Vortheil des Königs geendet. Beschämt und unzufrieden mit sich selbst, eilte Friedrich auf die erhaltene Nachricht von diesem unerwarteten Glückswechsel, auf das Schlachtfeld zurück, wo er den Grafen Schwerin von zwei Schüssen verwundet antraf. Er konnte sich seine voreilige Entfernung von dem Heere nie vergeben. Von jenem Tage an stieg aber der Ruhm der preußischen Waffen zu immer höheren Stufen.

Jetzt, da der erste Schlag geschehen war, fanden sich von selbst die Bundesgenossen, die Friedrich sich früher nicht die Mühe gab zu suchen. Der erste, der sich ihm anbot, war der König von Frankreich, Ludwig XV., denn in alle teutschen Kriege mischten sich jetzt die Franzosen, weil sie immer ihren Vortheil dabei fanden. Es war ihnen daran gelegen, die österreichische Monarchie

zu zerstückeln und zu schwächen, weil Oesterreich der mächtigste Feind war, den sie bis dahin in Teutschland hatten. Mit ihnen verband sich nun auch, unpatriotisch genug, Preußen, Baiern und Sachsen, auch Spanien, das Ansprüche und Absichten auf die schönen italienischen Provinzen, Parma und Piacenza hatte. Maria Theresia schien jetzt verloren. Ohne Bundesgenossen sollte sie allein mit einem schwachen geschlagenen Heere und ohne Geld, es gegen so viele raubsüchtige Feinde aufnehmen, die sich bereits in ihre Staaten getheilt hatten. Wirklich war schon unter ihnen verabredet worden, was jeder bekommen sollte. Kurfürst Karl Albrecht von Baiern sollte Ober-Oesterreich, Böhmen, Tyrol, das Breisgau und die Kaiserwürde haben; der König von Preußen Niederschlesien; der Kurfürst von Sachsen Mähren und Oberschlesien, und der König von Spanien Parma und Piacenza. Der edle Wille der Bundesgenossen war also, der hülflosen Königin nichts zu lassen, als Ungarn und einen Theil von Oesterreich. — Ihr wißt ja die Geschichte jener Jäger, die sich in des Bären Haut theilten, ehe sie ihn erlegt hatten? Eine solche Theilung war auch diese. Alle gingen leer aus; nur der König von Preußen nicht.

Die Kriegsanstalten waren aber furchtbar. Noch im Sommer 1741 gingen zwei starke französische Heere über den Rhein. Das eine zog gegen Hannover und zwang den Kurfürsten (König von England) zu dem Versprechen, keinen Theil an dem Kriege zu nehmen; das andere verband sich mit den Baiern und ging auf Wien los. Schon war es bis nach Linz gekommen; schon zitterte die Hauptstadt Oesterreichs, schon flüchtete der Hof alle seine Kostbarkeiten nach Preßburg in Ungarn, als sich, zum Erstaunen von ganz Teutschland, die Verbündeten nach Böhmen wandten. Sie suchten die

Stadt Prag zu überrumpeln und dies gelang ihnen. Schon am 7. December ließ sich der Kurfürst dort zum König von Böhmen ausrufen und sich von den Ständen huldigen. Er zog hierauf nach Mannheim, um in der Nähe von Frankfurt seine Kaiserwahl abzuwarten. Wirklich wurde er am 24. Januar 1742 zur teutschen Kaiserwürde erhoben. Aber dieser merkwürdige Tag, der dem bairischen Hause so viel Glück und Glanz versprach, wurde für Albrecht Karl eine Quelle langer unsäglicher Leiden.

12.

Karl VII. Der Breslauer Friede zwischen Maria Theresia und Friedrich II. endet den ersten schlesischen Krieg.

(Karl VII. 1742 — 1745).

Von harten Feinden geängstiget, hatte indessen Maria Theresia einen Reichstag nach Presburg zusammen berufen. Bei ihren treuen Ungarn, die sie wegen ihrer Freundlichkeit, Willfährigkeit und Milde allgemein liebten und verehrten, hoffte sie am leichtesten und schnellsten Hülfe in ihrer drückenden Noth zu erlangen. Sie erschien tief gebeugt vor den versammelten Ständen in ungarischer Trauerkleidung, mit dem königlichen Schwerdt umgürtet und mit der Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte. Ihren Säugling, den nachherigen Kaiser Joseph II. auf den Armen tragend, ging sie langsamen Schrittes, voll Majestät und Hoheit, durch den Versammlungssaal, bestieg die Rednerbühne und hielt, in lateinischer Sprache, eine eindringende Rede, worin sie den Ständen, in den rührendsten Ausdrücken, ihre traurige Lage vorstellte, und sich und ihren Prinzen dem

Schutz und der Hülfe der biedern Ungarn empfahl. — Die Jugend, die Schönheit, das Unglück der Königin, die Thränen, die an dem Schluß der Rede in ihren Augen glänzten, dieß alles machte tiefen Eindruck auf alle Gemüther. Hochbegeistert zogen sämtliche Magnaten und Abgeordnete ihre Schwerder, schwangen sie über dem Kopfe und schrieen einmüthig: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia (laßt uns für unsern König Maria Theresia sterben). Vitam et sanguinem schrieen noch einzelne Stimmen nach. (Blut und Leben wollen wir opfern). — Sie nannten sie ihren König, nicht ihre Königin. — Sie, die bis dahin eine ruhige Fassung behalten hatte, ließ nun den Thränen tiefer Rührung freien Lauf, und jetzt stieg die Begeisterung noch höher. Es wurde ihr ein allgemeines Aufgebot der ungarischen Mannschaft durch alle Provinzen zugestanden. Dieß geschah am 17. September 1741. Noch vor dem Ende Octobers, waren schon über 15,000 wohlberittene und völlig gerüstete ungarische Edelleute bei Preßburg angekommen, um hier die Befehle zu ihrer weiteren Bestimmung zu erwarten. Große Schaaren anderer Ungarn, Roizen, Croaten, Slavonier, Walachen, Morlacken, schlossen sich ihnen an, so, daß man zwei große Heere aus ihnen bilden konnte, wovon das eine zur Vertheidigung der Erblande gegen die Verbundenen, das andere zur Wiedereroberung von Ober-Oesterreich und einem Unternehmen gegen Baiern bestimmt war. Hierzu kam noch eine beträchtliche Geldhülfe, welche die Königin von Ungarn um diese Zeit von den Seemächten erhielt.

Zum Oberbefehlshaber der Heere wurde der Prinz Karl von Lothringen ernannt. Er war Marien Theresiens Schwager, der Bruder ihres Gemahls. Das eine Heer führte er nach Böhmen; mit dem andern

drang der Feldmarschall, Graf Khevenhüller, mitten im Winter (Dec. 1741) in Ober-Oesterreich ein, und vertrieb daraus, in Zeit von sechs Tagen, die Baiern und Franzosen. Bald darauf war er Herr von ganz Baiern, und fast an eben demselben Tage, wo dem neuen Kaiser zu Frankfurt die Krone aufgesetzt wurde, bemächtigte das österreichische Heer sich seiner Hauptstadt München (13. Febr. 1742).

Gegen den König von Preußen hatten die österreichischen Waffen nicht dasselbe Glück. Friedrich drang mit den Sachsen und Franzosen in Mähren ein, und seine umherschweifenden Husaren kamen bis in die Nähe von Wien, und setzten die Stadt in nicht geringen Schrecken. Bei der Uneinigkeit seiner Bundesgenossen, konnte er aber nichts großer mit Sicherheit unternehmen, und hielt es daher für rathsamer, sich ganz von ihnen zu trennen und nach Böhmen zu gehen. Ihm folgte mit seinem Heere der Herzog von Lothringen, entschlossen sich durch eine Schlacht, Frieden mit den Preußen zu erkämpfen. In den Ebenen von Czaslau rückten beide Heere gegen einander an; der Kanonendonner gab das Zeichen zur Schlacht. Lange schwankte der Sieg hin und her. Die Preußen schienen unterliegen zu müssen, schon fing die österreichische Reiterei an, das feindliche Lager zu plündern; aber eben dadurch verlor sie den Sieg. Der König von Preußen machte eine glückliche Bewegung, bemächtigte sich einer Anhöhe und nöthigte das österreichische Heer, ihm das Schlachtfeld zu überlassen.

Der Friede war nun erkämpft. Maria Theresia entschloß sich, ihrem glücklichen Feinde Ober- und Nieder-Schlesien, mit der Grafschaft Glatz, zu überlassen, und mehr verlangte er nicht. Sie behielt sich das Fürstenthum Teschen, die Städte Jägerndorf und Troppau

bevor, Friedrich bezahlte die Schulden, die auf Schlesien hafteten, und so wurde denn der Friede am 11. Jun. 1742 zu Breslau unterzeichnet. — Friedrich trennte sich einseitig von seinen Bundesgenossen, weil er den Krieg auch ohne sie angefangen hatte, und nur schwach und schlecht von ihnen unterstützt worden war. — Auch Sachsen wurde in den Frieden mit eingeschlossen.

Der König benützte die eingetretene Waffenruhe, sein Heer wieder vollzählig zu machen und seine erschöpfte Schatzkammer zu füllen.

13.

Zweiter schlesischer Krieg.

(Jahr 1744.)

Nun, da die Königin Maria Theresia ihres gefährlichsten Feindes entledigt war, ging ihr alles nach Wunsch. Die österreichischen Heerführer konnten jetzt ihre ganze Macht gegen die Franzosen und Baiern anwenden. Die Franzosen hatten, unter der Anführung der Marschälle Belleisle und Broglio, Böhmen besetzt, und waren in Besitz der Hauptstadt Prag. Hier ließen sie sich wohl seyn, bis der Herzog von Lothringen sie mit überlegener Macht aus dem ganzen flachen Lande vertrieb, und sie in der Hauptstadt durch den General Lobkowitz so lange einschließen ließ, daß bald der größte Mangel an Lebensmitteln fühlbar wurde. Hunger und Krankheit rafften viele tausend Einwohner und einen guten Theil der Besatzung dahin. Die Stadt glich einem großen Krankenhause. Die Gesunden mußten ihren Hunger mit Pferdefleisch, Hunden, Katzen, Ratten und andern solchen Leckerbissen zu stillen suchen. Broglio

war schon früher mit einem Theile der Franzosen dem Hungertode entschlüpft; Belleisle mußte sich mit den übrigen ergeben, oder das äußerste wagen. Er entschloß sich zu letzterem, brach heimlich in einer kalten December-Nacht mit 14,000 Mann, die ihm noch übrig blieben, von Prag nach Eger auf, wo er nach eilf Tagen anlangte. Er hatte um den Feinden und dem Verderben auszuweichen, seinen Marsch über unwegsame Gebirge und durch ganz verschneite Schluchten nehmen müssen, in welchen gegen 4000 Mann verloren gingen. Prag mußte sich nunmehr ergeben (26. December 1742).

Nicht minder glücklich waren zu Anfang des folgenden Jahres die Oesterreicher in Baiern. Kaiser Karl VII., der sich indessen wieder zu München eingefunden hatte, wurde aufs neue aus seiner Hauptstadt vertrieben. Die Feinde bemächtigten sich des ganzen Landes, und richteten eine österreichische Landesregierung daselbst ein.

Die Königin von Ungarn schien nun ganz dem Glücke im Schooße zu sitzen. Die Engländer hatten sich laut für sie erklärt. Sie unterstützten sie mit Geld, Schiffen und Truppen. Zu Land und zur See wurden die Franzosen von ihnen angegriffen. König Georg II. erschien selbst mit einem Heere Britten, Hanoveranern und Hessen, schlug die Franzosen bei Dettingen am Main und jagte sie bis über den Rhein zurück. Auch der Kurfürst von Sachsen, ehemals ein Feind der Königin, trat jetzt auf ihre Seite und einen andern Bundesgenossen fand sie in Italien an dem König von Sardinien. — (Der ehemalige Herzog von Savoyen hatte, als Besitzer von Sardinien, diesen Titel angenommen).

Durch das Bündniß der Königin mit Sachsen und ihr zunehmendes Waffenglück, wurde aber bei dem Kö-

nige von Preußen böser Argwohn erregt. Er besorgte, sie möchte ihm, so bald sie mit ihren andern Feinden mehr im Reinen seyn würde, Schlesien wieder abfordern. Daher hielt er es für rathsam, sich aufs neue in den Krieg zu mischen, er schloß ein zweites Bündniß mit den Franzosen und dem Kaiser, rückte im Jahr 1744 mit 100,000 Mann, die er kaiserliche Hülfsvölker nannte, in Böhmen ein, und eroberte Prag. Von da drang er bis an die Grenzen von Oesterreich vor, wurde aber schneller als er gekommen war, von dem österreichischen Feldherrn Traun wieder zurück gedrückt. Bald sah er sich, nachdem er eine Menge Menschen und Heergeräthe verloren hatte, in einer so mißlichen Lage, daß er Böhmen wieder verlassen und sich nach Schlesien ziehen mußte. Die Feinde folgten ihm auf dem Fuße nach, besetzten viele Städte und brandschatzten rings umher das Land. Ganz Ober-Schlesien ging verloren. Glücklicher als Friedrich war sein Bundesgenosse, der Kaiser. Von seinem Feldmarschall Seckendorf wurde ihm fast ganz Baiern wieder erobert; er kam zurück in seine Hauptstadt; aber, wie es schien, blos um in seinem Schlosse zu sterben. Ein zurückgetretenes Podagra machte schnell und unerwartet seiner kurzen unruhvollen Regierung ein Ende (20. Jan. 1745). Er hatte einer eiteln Vergrößerungssucht seine Herzensruhe und sein ganzes Lebensglück geopfert, hatte es, wie Franklin sagt, für eine Kinderpfeife hingegeben. Sein Prinz sah sich nun genöthigt, Frieden zu machen. Er entsagte seinen Ansprüchen auf die österreichische Erbfolge und erhielt dagegen von der Königin von Ungarn alle ihre Eroberungen in Baiern zurück. Umsonst für ihn war also der dreijährige Krieg, die aufgewandten Summen Geld, das vergossene Blut.

König Friedrichs II. Lage war jetzt noch mißlicher als vorher. Er hatte seinen nächsten Bundesgenossen verloren und auf die Franzosen konnte er wenig rechnen. Eine Zeit lang mußte er sich daher auf den Vertheidigungskrieg einschränken. Im Mai 1745 wurde er, bei Frankenstein, durch 20,000 Oesterreicher von einem seiner Generale, dem Markgrafen Karl, der in Jägerndorf commandirte, ganz abgeschnitten, und er hätte sich wahrscheinlich ergeben müssen, wenn ihn der brave General Ziethen nicht gerettet hätte. Ziethen, der sich bei dem Könige befand, erhielt nämlich Befehl, sich mit seinem Husarenregimente, was es auch kosten möchte, durch die Feinde durchzuhauen und von des Königs Noth dem Markgrafen Nachricht zu bringen. Den General dauerten seine braven Leute, die so offenbar hingeopfert werden sollten; er gehorchte zwar, aber ungern. Zum Glück erinnerte er sich, daß erst kürzlich eine Lieferung neuer blauer Pelze für seine Husaren angelangt war, in denen sie also die Feinde noch nicht gesehen hatten. Ziethen ließ sie diese Pelze anziehen, schloß sich ruhig mit ihnen an einen abziehenden feindlichen Trupp an, der sie für österreichische Husaren ansah, und zog so am hellen Tage mitten durch die Feinde. Am Ende wurde er freilich noch erkannt; nun aber war es schon zu spät; er schlug sich glücklich durch, kam wohlbehalten in Jägerndorf an, brachte noch eine Anzahl österreichischer Gefangener mit, und Friedrich wurde befreit, aber nicht gerettet.

Durch die Sachsen verstärkt, suchten ihn nun die Oesterreicher, von dem Prinzen von Lothringen angeführt, vollends zu erdrücken. Sie gingen 14 Tage nach jenem Vorfall, in der Ebene zwischen Schweidnitz und Strigau, wo er sich gelagert hatte, auf ihn los. Müde kamen sie Abends bei Hohenfriedberg an und über-

ließen sich ohne Ordnung der Ruhe. Kaum war es Tag, so wurden sie von den Trommeln aus dem Schlafe gewirbelt; 70,000 Preußen rückten in Schlachtordnung gegen sie an. Eiligst suchten sie sich aufzustellen; allein nirgends waren die gehörigen Anstalten getroffen. Der linke Flügel, auf welchem die Sachsen standen, wurde zuerst wüthend angegriffen und geworfen. Etwas länger hielten sich die Oesterreicher auf dem rechten Flügel; aber auch sie mußten weichen, und mit den Sachsen über 4000 Todte auf dem Schlachtfelde zurücklassen; 7000 Gefangene fielen den Siegern in die Hände. So erhob sich Friedrich wie ein verwundeter Löwe mit Zerfleischung seines Feindes, und war nun furchtbarer als zuvor (Jun. 1745). Noch in demselben Jahre schlug er zum Zweitenmal die Oesterreicher bei Sorr, ob sie ihm gleich doppelt an Mannschaft überlegen waren.

Es wurde nun von seinen Feinden ein anderer Plan entworfen, ihn aus Schlesien zu vertreiben. Ein österreichisches Heer sollte nämlich, durch Sachsen verstärkt, geradezu auf Berlin losgehen, und so den König zwingen zur Vertheidigung seiner Hauptstadt herbei zu eilen. Kaum erhielt Friedrich aber Nachricht von ihrer Absicht, so kam er ihnen zuvor, ertheilte dem Fürsten von Dessau, der bei Halle stand, Befehl, in Kursachsen einzubrechen, er selbst drang in die Lausitz vor. Prinz Leopold von Dessau vollzog sogleich den Befehl. Auf seinem Marsch gegen Dresden, traf er die Sachsen in einem fest verschanzten Lager bei Kesselsdorf an. Er wagte den Angriff und er gelang; es war ein blutiger, theuer erkaufter Sieg. Doch die Folgen waren groß und glücklich. Dresden mußte sich an den König, der mit seinem Heere ebenfalls herbeigeeilt war, ergeben, und schon acht Tage darauf, am Weihnachtstage 1745 wurde der berühmte Dresdner Doppelfriede

zwischen Preußen und Kursachsen, und zwischen Preussen und Oesterreich unterzeichnet. Friedrich blieb nach demselben in dem Besitz von Schlesien, worauf Oesterreich zum zweitenmal Verzicht leistete. Der Kurfürst behielt seine Lande und es wurde ihm nichts abgenommen, als eine Million Thaler für rückständige Brandschatzungen. — Mit Ruhm bedeckt, kehrte nun König Friedrich nach seiner Hauptstadt zurück, wo er schon am 28. December 1745, unter dem Jubelgeschrei der Freudetrunknen Berliner, seinen Einzug hielt.

14.

Franz der Erste. Ende des österreichischen Erbfolgekriegs.

Schon über drei Monate vor dem Dresdner Frieden, war der Königin Maria Theresia Gemahl, der ehemalige Herzog von Lothringen, zum teutschen Kaiser erwählt worden (13. Sept. 1745).

Noch drei Jahre lang wüthete nach dem Dresdner Frieden der verderbliche Krieg zwischen Oesterreich, England, Frankreich und Spanien fort. Die Franzosen siegten in den Niederlanden, die Oesterreicher in Italien. Nach einer blutigen Schlacht bei Fontenoy (22. Mai 1745) hatten sich die Franzosen der wichtigsten Plätze in den Niederlanden bemächtigt, und schienen gar nicht geneigt sie wieder heraus zu geben. Im folgenden Jahre 1746 eroberten sie auch noch ganz Flandern. Gleichwohl mußten sie sich endlich zum Frieden bequemen und alle ihre Eroberungen wieder abtreten, denn die Engländer setzten ihnen hart zur See zu und hatten bereits die ganze französische Seemacht zerstört. Der Friede kam im Jahre 1748 zu Aachen zu Stande. Maria The-

resia behielt unzertrümmert alle ihre Staaten, nur Schlesien, Parma, Piacenza und Gnastalla ausgenommen. Schlesien war schon an Preußen abgetreten worden. Parma und Piacenza sollte an den spanischen Infanten, Don Philipp, kommen. Diesmal also gingen zur großen Freude von ganz Europa die länderhungrigen Franzosen leer aus, hatten nichts von dem ganzen Krieg, als daß ungeheure Geldsummen vergeblich von ihnen vergeudet, und ihr Blut umsonst vergossen worden war.

Maria Theresia konnte aber selbst den Verlust der wenigen Provinzen, die ihr abgenommen worden, nicht verschmerzen. Besonders lag ihr das schöne Schlesien am Herzen, zumal da sie sah, zu welchem Flor es sich unter Friedrichs Regierung erhob. In der Stille nahm sie sich daher vor, es seinen Händen, so bald als möglich wieder zu entreissen. Die eingetretene Waffenruhe benutzte sie zur Wiederherstellung ihrer Finanzen und ihrer Heere, und zur Errichtung eines furchtbaren Bündnisses wider Preußen.

Zuerst erneuerte sie ihre alten Verbindungen mit dem Kurfürsten von Sachsen, August III., der zugleich König von Pohlen war. Er hatte in den vorigen Kriegen zu wenig verloren, darum war er nicht weise geworden. Dann schloß sie einen Bund mit der russischen Kaiserin Elisabeth, die von König Friedrich durch spöttische und harte Aeußerungen über ihren persönlichen Charakter war beleidigt worden; ferner zog sie ihren ehemaligen Feind Ludwig XV. und mit ihm die Schweden, als seine Bundesgenossen, auf ihre Seite. So hatten sich denn vier Mächte zu Friedrichs Verderben verschworen, und fast einsam, ohne einen andern hülfreichen Freund, als den weit entfernten König von England, stand er ihnen gegenüber.

Glücklicher Weise erhielt er noch zu rechter Zeit Nachricht von dem gefährlichen Anschlage. Schnell war er entschlossen, ihn zu vernichten, ehe derselbe zu völliger Reife gelangte.

15.

Der siebenjährige oder dritte schlesische Krieg. Schlacht bei Lowositz.

(J. 1756 — 1763.)

Es war im Jahre 1756, wo Friedrich losbrach. Die feindlichen Bundesgenossen hatten ihre Zurüstungen kaum angefangen; ihre Truppen lagen noch größtentheils in den Standquartieren und es fehlte ihnen an Geld. Friedrich hingegen besaß ein schlagfertiges, trefflich geübtes Heer von 200,000 Mann und eine reichlich gefüllte Schatzkammer, denn er hatte die eilf ruhigen Jahre seit dem dresdner Frieden meisterhaft zur Verstärkung seiner Macht benützt. Wie ein Riese erhob er sich jetzt plötzlich von seinem Lager und fiel mit einem Theile dieses Heeres im Monat August (1756) in Sachsen ein. Friedrich war gewohnt, alles, was er vornahm, still in eigener Brust zu erwägen; niemand erfuhr etwas von seinen Planen eher, als in dem Augenblicke der Ausführung; selbst seine Minister hatten fast weiter nichts zu thun, als seine Befehle auszufertigen. Höchst überrascht wurde daher der dresdner Hof durch seinen ganz unvermutheten Ueberfall. Alles gerieth in die größte Bestürzung. In möglichster Eile wurden alle sächsischen Truppen, ungefähr 14,000 Mann an der Zahl, in einem festen Lager bei Pirna zusammen gezogen, wo sie die Ankunft eines österreichischen Hülfsheeres erwarten sollten. Bald darauf, am 10. Sep-

tember, rückte Friedrich in Dresden selbst ein. Er nahm aber sein Quartier nicht in der Stadt, sondern in einem Gartengebäude der Vorstadt. Gegen die kurfürstliche Familie, die sich bei seiner Ankunft nicht entfernt hatte, benahm er sich mit der größten Artigkeit. Er schien nicht als Feind, sondern als Gast und künftiger Bundesgenosse gekommen zu seyn. Seine Höflichkeit blieb nicht unerwiedert; der König und Kurfürst ließ ihn zur Tafel einladen und ihm Kammerdiener zu seiner Bedienung anbieten; aber weder das eine, noch das andere fand Friedrich rathsam anzunehmen. Aller Complimente und Gegencomplimente ungeachtet ließ er das dresdner Zeughaus ausleeren und Geschütz und Kriegsvorrath nach Magdeburg abführen; die kurfürstlichen Kassen wurden in Beschlag genommen und alle Verbindungen zwischen der Stadt und dem sächsischen Lager abgeschnitten.

König Friedrich II. konnte leicht voraus sehen, daß über seinen unerwarteten Einfall in Sachsen großes Geschrei entstehen, und man nicht ermangeln würde, sein Unternehmen als einen Landfriedensbruch darzustellen. Alles war ihm daran gelegen, sich vor der Welt zu rechtfertigen, und zu beweisen, daß eigentlich er der angegriffene Theil sei, und er nur diesen Schritt zu seiner Selbsterhaltung gethan habe. Deswegen suchte er sich vor allen Dingen sämtlicher Originalschriften zu bemächtigen, die Bezug auf das wider ihn geschlossene Bündniß hätten. Viele besaß er zwar schon in Abschrift; aber mit Abschriften konnte er nichts beweisen, er mußte die Originale haben, zumal da Vieles ihm auch noch dunkel geblieben war. Der dresdner Hof konnte sich leicht denken, daß er suchen würde, sich des Archivs zu bemächtigen; deswegen wurde der wichtigste Theil davon in das Zimmer der Königin

gebracht, die ihn wie einen heiligen Schatz bewahrte, und den Schlüssel dazu eigenhändig in Verwahrung nahm. Sie glaubte nicht, daß jemand wagen würde, über ihre Schwelle zu treten; allein sie irrte sich. König Friedrich schickte den General Winterfeld, einen feinen Hofmann an sie ab, der sie bereden sollte, was man verlangte, in der Güte heraus zu geben; allein alle seine Bitten und Vorstellungen waren umsonst; selbst als er sich auf die Knie vor ihr niederwarf, blieb sie unerschütterlich. Er entfernte sich wieder; aber bald darauf kamen andere Abgeordnete, die militärisch verfuhren, und den verschlossenen Schrank mit Instrumenten zu öffnen suchten. Die Königin stellte sich mit ausgespannten Armen vor die Thür, und suchte ihn mit ihrem Körper zu beschützen. Man ergriff sie aber ohne Umstände und trug sie weg von ihrem Posten, ohne auf ihr Geschrei und ihre thätliche Widersetzlichkeit zu achten.

So erlangte nun König Friedrich was er suchte. Diese unehrerbietige Berührung der Königin wurde aber als eine unerhörte Grausamkeit des Königs ausgeschrieen; die sächsischen Minister ermangelten nicht, sie mit Zusätzen an alle Höfe zu berichten und überhaupt Friedrichs Verfahren in Sachsen mit den schwärzesten Farben zu schildern. So wurden nun seine Feinde vermehrt und viele seiner Freunde kaltsinnig gemacht.

Friedrich war nicht als Feind Augusts III. gekommen, er wollte ihn nur entwaffnen und zwingen, von der Allianz gegen ihn abzustehen. Daher verlangte er auch die Verabschiedung der sächsischen Truppen, zu der sich aber der Kurfürst durchaus nicht verstehen wollte. Er ermahnte sie vielmehr, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und die Ehre ihres Königs zu retten. Dieß gelobte auch das kleine Heer in dem La-

ger bei Pirna, ob es gleich, von den Preußen enge eingeschlossen, den Mangel an Lebensmitteln schon bitter zu empfinden hatte. Es fühlte sich gestärkt durch seine Liebe zum König und der Hoffnung einer baldigen Befreiung durch ein österreichisches Heer, das sich schon, unter der Anführung des Feldmarschalls Brown, der sächsischen Grenze näherte.

Friedrich vereitelte aber ihre Erwartungen, denn er ging den anrückenden Oesterreichern mit seinen Preussen entgegen und schlug sie bei dem böhmischen Dorfe Lowositz, ob sie gleich noch einmal so stark waren als er. — Die Sachsen hatten indeß ihr festes Lager verlassen und waren bei Königsstein über die Elbe gegangen, um sich mit den Oesterreichern zu vereinigen; die Preußen verhinderten es aber und so mußten sie sich, nachdem sie drei Tage und drei Nächte lang in dem kalten Monat October eingeschlossen, unter freiem Himmel gestanden hatten, ohne weder Speise noch Trank zu genießen, an den König ergeben (11. Oct. 1756).

Ohne Truppen befand sich nun August III. mit seinem ganzen Kurfürstenthum in der Gewalt seines Gegners. Er bat den König dringend, ihm wenigstens seine Garde zu lassen; Friedrich aber antwortete, er wolle sich nicht die Mühe geben, sie zum zweitenmal gefangen zu nehmen. —

16.

Fortsetzung. Die Schlachten bei Prag, Collin und Roßbach.

(Jahr 1757.)

Friedrich brachte den Winter in Dresden so fröhlich als in seiner eigenen Residenz zu. Es wurden fast

täglich Schauspiele, Bälle, Maskeraden und Concerte gegeben. Eine Lustbarkeit wechselte mit der andern ab; das Land aber wurde wie eine eroberte Provinz behandelt.

Indeß aber der König hier bloß seinem Vergnügen zu leben schien, wurde er zu Wien wegen seines Einfalls in Sachsen, den man als einen Landfriedensbruch ansah, schwer angeklagt, von dem Reichshofrath verurtheilt und von dem Reichstage in die Acht erklärt. Auf den Antrag des Kaisers wurde auf dem Reichstage zu Regensburg schon im Januar 1757 ein Executionskrieg wider ihn beschlossen und ein Reichsheer wider ihn aufgestellt. Dieses Heer erschien aber in einer mehr lächerlichen als furchtbaren Gestalt, und machte den König sehr guter Laune. Mit Ausnahme der Baiern, der Pfälzer, der Wirtemberger und einiger anderer Reichsstände, war der Rest ein buntscheckiges Gemisch höchst seltsamer Rotten. In Schwaben und Franken waren Reichsstände, die nur einige Mann stellten. Auf manchen fiel allein die Lieferung eines Lieutenants ohne Soldaten, der oft ein vom Pfluge weggenommener Bauerbursche war; andere lieferten bloß einen Trommelschläger mit einer Trommel aus ihrer alten Rüstkammer. Die Schweintreiber avancirten zu Querpfeifern, und abgelebte Karrengäule wurden zu Dragonerpferden veredelt. Die Reichsprälaten ließen ihre Klosterknechte die Kittel ablegen und schickten sie als Grenadiere zu dem Heere. Waffen, Kleidung, Gepäcke, kurz alles war bei diesem zusammengerafften Menschenschwarm verschieden.

Ihr könnt euch leicht denken, daß sich vor solchen Soldaten, Friedrich nicht sonderlich fürchtete. Viel furchtbarer droheten ihm die Oesterreicher, Franzosen und Russen, besonders die ersteren. Auf die Oesterreicher beschloß daher der König zuerst im Frühjahre

1757 loszugehen und wo möglich einen großen Streich gegen sie auszuführen, ehe seine andern Feinde Zeit hätten, sich ihm zu nähern. Dieß gelang ihm. Er rückte in Böhmen ein und griff das österreichische Heer bei Prag mit so glücklichem Erfolge an, daß er die eine Hälfte ganz in die Flucht schlug, und die andere nöthigte, sich in die Stadt Prag zu werfen. Seine Gegner waren, der Prinz Karl von Lothringen und der Feldmarschall Brown. Sie verloren 12,000 Mann an Todten und Verwundeten, und 8000 Mann an Gefangenen, auch 60 Kanonen, die Kriegskasse und viel Gepäcke. Aber auch den Preußen kam der Sieg theuer zu stehen, denn ganze Rotten wurden von dem feindlichen Kartätschenfeuer weggerafft, und der alte erfahrne und hochverdiente Feldherr, Graf Schwerin, fiel von drei Kugeln getroffen, mit einer Fahne in der Hand, die er ergriffen hatte, um das zurückgedrückte preußische Fußvolk wieder gegen den Feind anzuführen.

Der König glaubte nun für dieses Jahr mit den Oesterreichern fertig zu seyn; allein er irrte sich, denn der österreichische Feldmarschall Daun kam aus Mähren mit einem ansehnlichen Heere, zog die Ueberreste des geschlagenen Heeres an sich, und rückte so, 60,000 Mann stark, gegen Prag an. Er war entschlossen, diese Stadt, die von den Preußen hart geängstiget wurde, zu entsetzen, und bezog einstweilen ein festes Lager bei Collin. Der König hielt für rathsam, seine Ankunft nicht zu erwarten, sondern ihm lieber rasch entgegen zu gehen und eine Schlacht anzubieten. Er ließ daher den größten Theil seines Heeres vor Prag stehen, und rückte mit dem übrigen Theil, unterstützt von dem Herzog von Bevern, gegen Collin, wo Daun auf dem Gipfel und auf dem Abhange mehrerer Berge stand. Der Angriff fand große Schwierigkeiten, gleichwohl geschah er. Kö-

nig Friedrich, der nie eine Schlacht verloren hatte, glaubte keine verlieren zu können; doch dieser Tag benahm ihm seinen Wahn. Nachdem sein muthiges Heer lange genug das Unmögliche versucht, und über Leichenhügel siebenmal den Angriff wiederholt hatte, mußte es weichen. Der gräßliche Kugelhagel von den Anhöhen herab, warf alles über den Haufen, was sie zu ersteigen suchte. Endlich fand die sächsische Reiterei Gelegenheit, in das preußische Fußvolk einzudringen, und nun war die Schlacht verloren. Alles was sie erreichen konnte, wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Traurig war besonders das Schicksal von Friedrichs Leibgarde, die aus 1000 Mann der schönsten Menschen bestand. Sie fochten mit Löwenmuth, bis sie alle gefallen waren und in Reihen und Gliedern hingestreckt, mit ihren schönen Leibern den blutigen Schauplatz deckten. Nur sehr wenige überlebten diesen Tag.

Friedrich mußte sich nun zurückziehen und die Belagerung von Prag aufheben. Er hatte 11,000 Mann verloren. Mit 139,000 Mann, die ihm noch geblieben waren, zog er sich in guter Ordnung aus Böhmen zurück, um seine eigenen Provinzen zu decken.

Des Königs Unglück bei Collin war für alle seine Gegner, Russen, Schweden, Franzosen, Reichstruppen das Signal zu einem allgemeinen Angriff. Für Friedrich wäre es eine kleine Schande gewesen, so vielen Feinden zu unterliegen; eine noch viel kleinere Ehre war es aber ihn zu besiegen, und mehr als schimpflich, ihn mit vereinten Kräften nicht überwältigen zu können.

Die Franzosen brachen in Ostfriesland, in Hessen, in die kur- und herzoglich-braunschweigischen Lande ein; die Russen machten sich durch ein blutiges Treffen bei Großjägerndorf gegen den preußischen General Lehwald zu Meistern vom Königreich Preußen; die Schweden be-

setzten Pommern und die Uckermark. Der kaiserliche General Haddik wagte sich mit nicht mehr als 4000 Mann bis an die Thore von Berlin und brandschatzte die Stadt; das Reichs-Executionsheer rückte bis nach Thüringen vor, um Sachsen zu befreien. Ein Reichsschluß hatte dem König alle seine Reichsländer, ja selbst die Kurwürde abgesprochen. Seine Lage war schrecklich. Um so vielen Feinden zu widerstehen, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, mußte er sein großes Heer in kleine schwache Häufchen theilen, die, dem Scheine nach, leicht aufgerieben werden konnten. Mit jedem Tage nahmen seine Kräfte auch unter Siegen ab, und seine Hoffnung wurde schwächer. Gleichwohl behielt er Heiterkeit des Geistes genug, um über seinen nahen Untergang zu scherzen und in französischen Versen sein Testament zu machen. Dabei verlor er aber doch nicht den Muth. Er war fest entschlossen mit den Feinden zu ringen, und sie, so lange er sich regen konnte, die Kraft seines Arms empfinden zu lassen. Besonders geneigt fühlte er sich, einen ungleichen Kampf mit den vereinigten Franzosen und Reichsvölkern zu bestehen. Ich sage ungleich, denn sie waren 60,000 Mann, er aber nur 22,000 Mann stark.

Schon vorher hatten sie eine Probe preußischer Thätigkeit durch den General Seidlitz erfahren. Die Generalität der Franzosen, mit ihrem Anführer Soubise, hatte Gotha zu ihrem Erholungsort ausersehen, um sich nach so vielen Kriegsstrapazen ein wenig zu erquicken. Sie hatte nicht mehr als 8000 Mann bei sich. Auf dem herzoglichen Schlosse waren große Zubereitungen gemacht worden, die hohen Gäste zu bewirthen. Es war am 16. September 1757 um Mittag. Die Tafeln waren schon gedeckt, und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der preußische General Seidlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren erschien. Die achttausend

Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und verließen die Stadt mit solcher Eile, daß nur wenige Soldaten zu Gefangenen gemacht wurden. Desto mehr fing man aber Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, Mätressen, Feldpaters und Komödianten. Die Equipage vieler Generale fiel den Preußen in die Hände, und man fand darunter ganze Küsten voll wohlriechender Wasser und Pommaden, auch eine Menge Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Schlafröcke und Papagaien. Seidlitz überließ seinen Husaren diese Toilettenbeute; den galanten Troß aber schickte er ohne Lösegeld zurück.

Die Franzosen glüheten nun vor Verlangen, den Preußen den Schrecken, den sie ihnen gemacht hatten, wieder zu vergelten. Sie waren fast dreimal stärker als der König; nichts schien also leichter als ihn zu erdrücken; ihre einzige Sorge war nur, er möchte ihnen nicht Stand halten und mit seinem kleinen Häufchen zu entrinnen suchen. — Wirklich schien er ihnen auszuweichen, denn um sie aus ihrer vortheilhaften Stellung zu bringen, machte er eine zurückschreitende Bewegung gegen das Dorf Roßbach in Sachsen, eine Meile von Lützen, wo einst Gustav Adolph, der große schwedische König, gefallen war. Sogleich standen die Franzosen auf und suchten ihm mit dem Reichsheer in den Rücken zu kommen. Friedrich lagerte sich aber wieder, sah ganz gelassen ihren Bewegungen zu, und ließ nicht einmal seine Linien ausrücken; er verließ sich auf die Geschwindigkeit, womit seine Truppen in Schlachtordnung konnten gestellt werden. Es war am 5. November 1757 um Mittag. Die preußischen Soldaten ließen sich durch die Nähe der Feinde nicht hindern, sich mit ihrer Mahlzeit zu beschäftigen. Die Franzosen aber, die ihnen aus der Ferne zusahen, konnten

gar nicht begreifen, wie man sich so wenig vor Leuten, wie sie, fürchten könnte; und stellten sich am Ende vor, es sei dumpfe Verzweiflung, oder ruhige Ergebung in ein unabänderliches Schicksal. So rückten sie nun getrost an, um den ganzen Haufen, zusammt dem König, gefangen zu nehmen. Ein großer halber Mond, den sie mit den Reichstruppen bildeten, sollte den Feind völlig umzingeln. Allein auf einmal kam der General Seidlitz, der sie schon in Gotha so sehr erschreckt hatte, mit seiner Reiterei hinter einem Hügel hervor, und stürzte wie ein Donnerwetter auf den hoffnungstrunkenen Feind los. Die leichte Reiterei griff, was unerhört auf einem Schlachtfelde war, — die schwere Cavallerie an und warf sie über den Haufen. Soubise ließ das Reserve-Corps vorrücken; allein kaum zeigte es sich, so wurde es zurückgeworfen. In eben demselben Augenblick zog das kurz vorher noch so ruhige preußische Fußvolk in Schlachtordnung heran. In den entsetzlichen Kanonendonner mischte sich jetzt ein regelmäßiges Musketenfeuer, wie bei einer Musterung. Die französische Infanterie, von ihrer Reiterei verlassen, sah sich in der Flanke angegriffen. Alle Mittel, ihrem Untergang zu entgehen, waren vergeblich, kein anderes blieb ihr und den Reichstruppen übrig, als sich durch eine schleunige Flucht zu retten. Um schneller laufen zu können, warfen sie ihre Gewehre weg; nur einige Schweizer-Regimenter fochten noch eine Zeitlang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde. Nie ward ein großer Sieg mit solcher Geschwindigkeit erkämpft. — Nach der Schlacht ging der König auf dem Schlachtfelde herum und tröstete die verwundeten französischen Offiziere. Die Kürze des Tages in dieser Jahreszeit rettete das fliehende Heer vom gänzlichen Untergang Es hatte 3560 Mann an Todten und

6220 an Gefangenen, 72 Kanonen und fast alle sein Gepäcke verloren. Die preußischen Husaren erbeuteten auch eine große Menge Ludwigskreuze, womit sie sich zum Spaß putzten.

Schon auf dem Schlachtfelde äußerte sich's, daß dieser Sieg als ein Nationalsieg angesehen wurde, den Teutschland über Frankreich erfochten hatte, und den sich daher alle Teutsche zur Ehre rechneten. Ein preußischer Reiter, im Begriff einen französischen gefangen zu nehmen, erblickte in dem Augenblick, da er Hand anlegen wollte, einen Kürassier hinter sich, mit aufgehobenem Sarras über seinem Kopfe. Bruder Teutscher, rief ihm der Preuße zu, laß mir den Franzosen. Nimm ihn hin, sprach der Oesterreicher und ritt davon.

Von Freunden und Feinden wurde auch die Schlacht bei Roßbach mehr wie eine lustige Farce, als ein ernster Kampf betrachtet. Soubise ward selbst von den Franzosen verlacht und verspottet. In Teutschland aber sangen lustige Gesellen, Weiber und Kinder noch zu meiner Zeit:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und patscht nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Auf die Königin von Polen, in deren Seele die heftigsten Leidenschaften wütheten, machte die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach eine so entsetzliche Wirkung, daß man sie den Tag darauf todt fand.

17.

Fortsetzung. Die Schlachten bei Leuthen (5. Dec. 1757, und Zorndorf (25. Aug. 1758).

Friedrichs Freude über den großen Sieg bei Roßbach wurde bald durch schlimme Nachrichten aus Schlesien sehr niedergeschlagen. Der Herzog von Bevern konnte dort mit seinem schwachen Heere Preußen, der weit überlegenen vereinten Macht des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschalls Daun nicht widerstehen. Es ging die wichtige Festung Schweidnitz verloren, und der Herzog selbst wurde bei Breslau geschlagen und gefangen genommen. Die Stadt Breslau fiel mit allen ihren Vorräthen in die Hände des Feindes, und ganz Schlesien kam in Gefahr, von ihm erobert zu werden.

Alles war dem König daran gelegen, sich im Besitz dieses, mit so viel Blut erkauften Landes zu erhalten. Er brach daher eiligst mit 14,000 Mann aus Sachsen auf, vereinigte sich mit 16,000 Mann, die von dem kleinen Heere des Herzogs von Bevern übrig geblieben waren, und suchte damit die 80,000 Mann starken Oesterreicher auf. Er brauchte nicht lange zu suchen. So bald der Prinz von Lothringen Nachricht von seiner Annäherung erhielt, ging er der Berliner Wachtparade (so nannten die Oesterreicher zum Spott das preußische Heer) mit seiner ganzen Macht auf offenem Felde in der Gegend von Leuthen entgegen. Der alte Daun hätte lieber, wie bei Collin, auf Hügeln verschanzt, die Feinde erwartet; der feurige Prinz aber wollte den Sieg nicht einer festen Stellung, sondern ganz seinen eigenen Kräften und seiner eigenen Tapferkeit verdanken. Am 5. December 1757 rückten beide Heere gegen einander an. Friedrich versammelte seine

Heerführer und andere Befehlshaber, und begeisterte sie durch eine eindringende Rede zu dem festen Vorsatz, entweder zu siegen oder zu sterben.

Die Schlacht begann. Kunst mußte bei den Preussen den Mangel an Mannschaft ersetzen. Während auf Friedrichs Befehl ein verstellter Angriff auf den rechten Flügel der Feinde gemacht wurde; fiel er mit dem größten Theil seiner Macht über den linken her, brachte ihn in Unordnung und trieb ihn in die Flucht. Sogleich kam Verwirrung in das ganze österreichische Heer. Friedrich benützte sie und erkämpfte den glänzendsten Sieg. Mit seinen 30,000 Preußen, von denen doch ein Theil gefallen war, nahm er 21,000 Oesterreicher gefangen, und nöthigte die übrigen, die doch immer noch einmal so stark waren als er, zu einem schimpflichen Rückzuge; 130 Kanonen und 3000 Wagen fielen ihm in die Hände. Breslau wurde wieder erobert, die 17,000 Mann starke Besatzung mußte sich an ihn ergeben, und in kurzem war fast in ganz Schlesien kein Feind mehr zu sehen.

Friedrich machte jetzt Friedensvorschläge; aber sie wurden nicht angenommen, denn Maria Theresia war überzeugt, daß er am Ende doch der Menge seiner Feinde unterliegen würde. Es begann also 1758 ein neuer Feldzug.

Prinz Karl von Lothringen hatte durch die Schlacht bei Leuthen ganz das Vertrauen des Heeres und des Volkes verloren: er legte daher freiwillig den Oberbefehl nieder und der vorsichtige Feldmarschall Daun trat an seine Stelle. Seine erste Sorge war, dem Könnig alle Päße nach Böhmen zu versperren. Er wollte sich vertheidigungsweise verhalten, bis sein Heer wieder hergestellt und die Franzosen und Russen sich mehr genähert haben würden.

Schon im Januar 1758 rückten die Russen in Preussen ein, und bemächtigten sich des unvertheidigten Königreichs, General Fermor hielt ungehindert seinen Einzug in Königsberg. Friedrich verließ aber deshalb nicht Schlesien. Er eroberte wieder die Festung Schweidnitz, machte einen Einfall in Mähren, belagerte die Stadt Ollmütz, die er aber nicht bezwingen konnte, und kehrte über Böhmen nach Schlesien zurück, ohne daß ihn Feldmarschall Daun an diesen Bewegungen zu hindern vermochte.

Das Glück war ihm noch auf einer andern Seite hold. Die Engländer, seine Bundesgenossen, die immer seinen Geist und seine Kraft mit Enthusiasmus bewundert hatten, wurden durch die Schlachten bei Roßbach und Leuthen aufs neue hoch für ihn begeistert. Sie verstärkten daher ihr Heer, das in Niederteutschland gegen die Franzosen stand, unterstützten den König mit Geld, und baten ihn, selbst einen Oberbefehlshaber über ihre Truppen zu ernennen. Hierauf schickte ihnen Friedrich den hochverdienten Herzog, Ferdinand von Braunschweig, der bald seiner Wahl Ehre machte. Mit einem Heere von 30,000 Mann jagte der Herzog 100,000 Franzosen über den Rhein, zog ihnen nach und schlug sie bei Crefeld.

Jetzt, da Friedrich auf dieser Seite nichts mehr zu besorgen hatte, hielt er es für hohe Zeit, auch auf die Russen loszugehen, die indessen in Pommern und in die Neumark eingerückt waren und fürchterliche Grausamkeiten verübten. Friedrich ließ daher den General Keith mit einem Theil seines Heeres in Schlesien zurück, und mit 14,000 Mann eilte er selbst den Russen entgegen. Schon nach vier und zwanzig Tagen stand er bei Küstrin, wo er sich mit dem Grafen Dohna verei-

nigte, der indessen allein gegen die Russen gefochten hatte.

Eine Schlacht sollte nun über den Besitz von Preussen und Pommern entscheiden. Sie wurde bei Zorndorf geschlagen. Die Russen waren 50,000, die Preussen nur 30,000 Mann stark. In dem siebenjährigen Kriege schlug man sich nur mit kleinen Heeren, die Schlachten aber waren eben so folgenreich, als heutiges Tages, wo man die Kriegsschaaren nach hundert tausenden zählt. — Die Russen bildeten mit ihrem Fußvolk, wie sie es in den Türkenkriegen gewohnt waren, ein großes Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reiterei, ihr Gepäcke, ihr Reservekorps befand. Die Preußen rückten gegen sie an, und eröffneten die Schlacht mit einem schrecklichen Kanonendonner. Die Kugeln wütheten fürchterlich unter dem dicken Heereshaufen der Russen. Gleichwohl war die Schlacht sehr lang, sehr hartnäckig, sehr blutig. Die Russen waren am ersten Tage noch nicht zum Weichen zu bringen; erst am zweiten zogen sie sich zurück, mit Hinterlassung von 19,000 Mann an Todten und Verwundeten, 3000 Gefangenen, 103 Kanonen und einer großen Menge Gepäcks. Aber auch den Preußen kostete dieser Sieg über 10,000 Mann (25. Aug. 1758). Die fliehenden Feinde wurden bis Landsberg verfolgt. Graf Dohna blieb zurück, sie zu beobachten, und König Friedrich führte sein kleines Heer nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich in großer Gefahr schwebte.

Feldmarschall Daun hatte nämlich Friedrichs Abwesenheit benutzt, einen wichtigen Schlag auf Sachsen auszuführen, und wo möglich die Preußen ganz daraus zu vertreiben. Nichts schien leichter, zumal da auch das Reichsheer unter dem Prinzen von Zweibrücken in Sachsen eingerückt war, und Prinz Heinrich, der es

vertheidigte, nur ein ganz schwaches Heer unter seinen Befehlen hatte. Es wurde der Plan gemacht, ihn in seiner Stellung bei Gamig zu gleicher Zeit, von vorn und in dem Rücken anzugreifen; allein König Friedrich eilte noch zu rechter Zeit zu seines Bruders Unterstützung herbei, vereinigte sein Heer mit dem seinigen, lagerte sich dem Feldmarschall Daun gegenüber in ein offenes Lager und bot ihm eine Schlacht an.

18.

Daun's Ueberfall bei Hochkirchen.

(J. 1758. 14. Oct.)

Beide Heere standen bei Hochkirchen unweit Löbau, und König Friedrich war im Besitz dieses Dorfes. Dauns Lager war stark befestiget, das seinige nicht, denn der König ließ sich nicht die Möglichkeit träumen, daß sein Gegner, der sich immer nur vertheidigungsweise gegen ihn verhalten hatte, einen Angriff wagen würde; er achtete daher auch nicht auf die Warnungen seiner Generale, die ihn aufmerksam machten auf die Gefahr, in der er schwebte. Die Oesterreicher verdienten aufgeknüpft zu werden, wenn sie uns nicht angriffen, sagte frei heraus der General Keith. „Ich hoffe, sie sollen sich noch mehr vor uns fürchten, als vor dem Galgen, antwortete der König.“ Gleichwohl nahm er sich vor, seine Stellung den folgenden Tag zu verändern; allein Daun ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern machte in der Stille alle Anstalten zu einem nächtlichen Ueberfall. Schon in der Nacht vom 13. zum 14. October verließen seine Truppen das Lager, und fingen an, die Preußen zu umzingeln. Gegen Morgen kamen ganze Haufen österreichischer Solda-

ten, die sich für Ueberläufer ausgaben, und ohne Lärm die preußischen Vorposten und Feldwachen überwältigten. Es schlug fünf Uhr in dem Dorfe Hochkirchen, als die Preußen durch ihre eigenen Kanonenkugeln aus dem Schlafe geweckt wurden. Schon hatten sich die Feinde ihrer Batterien bemächtigt und das Geschütz gegen sie gekehrt. Wie aus der Erde hervorgestiegen standen sie bald mitten im Lager. Die preussischen Soldaten sprangen auf und griffen nach dem Gewehr. Es war noch stockfinstere Nacht; gleichwohl standen sie in wenigen Minuten in Ordnung, und vertheidigten sich gegen den andringenden Feind. Mit Sehnsucht harrte man auf den anbrechenden Tag; allein er brachte ihnen wenig Hülfe, denn ein dicker Nebel lag auf dem Schlachtfelde. Ein blutiger Kampf begann jetzt um den Besitz des Dorfes Hochkirchen, das schon in lichten Flammen stand. Es wurde erobert, wieder verloren und aufs neue genommen. Endlich schwand der Nebel und nun sahen sich die Preußen vorne und im Rücken angegriffen. Alle längere Gegenwehr war vergeblich; sie mußten sich nach einem fünfstündigen Gefechte zurückziehen, und den größten Theil ihres Geschützes, ihr Lager und ihr Gepäcke dem Feinde überlassen. — Friedrich entfernte sich aber wie ein überwältigter Löwe; eine halbe Stunde vom Schlachtfelde setzte er sich schon wieder, und trotzte seinen Feinden, die selbst in solche Unordnung gerathen waren, daß sie weder seinen Rückzug zu stören, noch den König in seiner neuen Stellung anzugreifen wagten. — Das preussische Heer verlor an diesem unglücklichen Tage 9000 Mann und über 100 Kanonen, die Oesterreicher 8000 Mann. Siebzehn tausend Menschen also, die sich gestern noch ihres Lebens und ihrer Gesundheit freueten, waren durch die Streitsucht ihrer Fürsten, Krüppel

oder Opfer des Todes geworden. Dem König selbst wurde ein Pferd unter dem Leibe und zwei Pagen an der Seite erschossen. Seyn und Nichtseyn waren für ihn kaum eine Spanne weit entfernt.

Seit dem Verlust der Schlacht bei Hochkirchen folgte für König Friedrich Unglück auf Unglück. Zwar gewann der Anführer der englischen Truppen noch im folgenden Feldzuge (1759) eine Hauptschlacht bei Minden; der König selbst aber verlor zwölf Tage darauf (12. Aug.) ein Haupttreffen bei Kunnersdorf gegen die Russen; bald nachher ging die Stadt Dresden verloren, und noch in demselben Jahr (20. Novbr.) wurde ihm ein ganzes Korps Truppen bei Maxen gefangen genommen, und im folgenden Jahre 1760 noch ein anderes Korps unter dem General Fouqué. Nach diesen Unfällen fing das Glück wieder an, ihm zu lächeln; er siegte bei Liegnitz und bei Torgau. Im nächsten Feldzuge 1761 wurden die Franzosen bei Villingshausen und bei Grabenstein geschlagen. — So wendete sich das Kriegsglück bald auf diese, bald auf jene Seite. Gegen das Ende des Jahrs 1761 war es aber mit dem großen Friedrich so weit gekommen, daß er ohne Hoffnung seinem nahen Untergange entgegen sah. Er fand sich in einem solchen Gedränge, daß nichts geringeres, als der Umsturz der ganzen preußischen Monarchie zu erwarten war. Auf das Schlimmste gefaßt, trug er in diesem Feldzuge Gift bei sich, um den letzten Schlägen des widrigen Schicksals zuvor zu kommen. Aber plötzlich änderte sich, gerade in dem hoffnungslosesten Augenblicke, die ganze Gestalt des politischen Himmels.

19.

Unverhoffter Glückswechsel. Der Hubertsburger Friede endet den siebenjährigen Krieg.

(Jahr 1763).

Unter Friedrichs gefährlichste und unversöhnlichste Feinde gehörte die russische Kaiserin Elisabeth, die persönlich von ihm war beleidigt worden. Unverhofft wurde er jetzt zu Anfang des Jahrs 1762, eben da sein naher Untergang unvermeidlich schien, durch den Tod von ihr befreit. An ihrer Stelle bestieg Peter III., ein eifriger Verehrer des großen Friedrichs, den russischen Thron. Plötzlich änderte sich nun die ganze Gestalt der Dinge. Erst kamen von dem neuen Kaiser die verbindlichsten Freundschaftsversicherungen mit dem Antrag eines Waffenstillstandes; auf den Waffenstillstand folgte bald der Friede, auf den Frieden ein Bündniß, auf das Bündniß ein freundschaftlicher Briefwechsel, durch welchen Peter noch mehr für seinen großen Nachbar begeistert wurde. Die Gefangenen wurden frei gegeben; die russischen Truppen von dem österreichischen Heere abgerufen, und Anstalten zur Räumung aller preußischen Besitzungen getroffen. Mit Ernst rieth nun Peter seinen ehemaligen Bundesgenossen zum Frieden; und da sie sich nicht anders als unter unannehmlichen Bedingungen dazu verstehen wollten, erhielt der General Czernischef, der die russische Mannschaft anführte, Befehl, sich mit dem preussischen Heere gegen die Oesterreicher zu vereinigen. Feindlich standen nun die Russen ihren ehemaligen Waffenbrüdern gegenüber. Die unglaublichen Dinge, die sich in so kurzer Zeit zugetragen hatten, schienen Vie-

len ein Traum, oder ein Mährchen; sie wollten ihren Augen und Ohren nicht trauen.

Auch die Schweden machten jetzt, dieser langen Fehde müde, Frieden mit Preußen. Peter aber, der preußische Uniform trug, des Königs Bildniß vor dem Angesicht der Russen küßte, ihn wie einen Gott verehrte, wollte in Person mit einem Heere zu ihm stoßen, nnd nun mußte bald der Krieg eine ganz andere Wendung nehmen.

Eben sollte er in Schlesien und Böhmen mit neuer Kraft wieder anheben, als ein neues unerwartetes Ereigniß Friedrichs glänzende Hoffnung auf einmal wieder vernichtete. Peter III. sein Freund, sein Verehrer, sein Bundesgenosse, verlor durch eine schnell ausgebrochene Revolution Thron und Leben. Durch übereilte Maaßregeln, schlecht überdachte Verordnungen und Mangel an Vorsicht, hatte er sich bei Soldaten und Priestern, bei dem Adel und dem ganzen Volke verhaßt gemacht. Seine Vorliebe für die Teutschen, die Vorzüge, die er ihnen einräumte, das Zutrauen, das er ihnen dadurch schenkte, daß er aus ihnen seine Leibwache wählte: dieß alles beleidigte das Selbstgefühl der Russen. Hierzu kam dann auch noch die üble Behandlung, welche er sich gegen seine Gemahlin erlaubte, die die Liebe der ganzen Nation besaß. Er wollte sie verstoßen, sie in ein Kloster stecken, zum Tyrannen an ihr werden. Er bedachte nicht, daß sie einen großen Anhang treuergebener Diener besaß. Auf das äußerste gebracht, kostete es ihr nur einen Wink, und ihr Peiniger hatte keine Krone mehr. Ihrer Selbsterhaltung wegen, mußte sie sich endlich zu diesem Schritt entschließen. Peter wurde vom Throne gerissen und in ein Gefängniß geworfen. Schon sechs Tage darauf lebte er nicht mehr, und seine gemißhandelte Gemahlin Katharina II. wurde von der

ganzen Nation als Selbstherrscherin aller Russen begrüßt.

Der Krieg gegen Preußen sollte nun wieder anheben; das Volk verlangte ihn, denn es hatte einen bittern Haß auf den König geworfen, weil es ihn als Peters Rathgeber und den Urheber aller mißfälligen Neuerungen ansah, die in Rußland waren eingeführt worden. Auch Katharina glaubte die üble Behandlung von ihrem Gemahl größtentheils den Briefen des Königs von Preußen zu verdanken zu haben. Es ergingen daher sogleich neue Befehle an das Heer, begleitet von einem Manifeste, worin Friedrich als der ärgste Feind Rußlands behandelt wurde.

Dieser Schritt war bereits geschehen, als man den Tag nach Peters Tode anfing, seine Papiere zu untersuchen. Es wurden zuerst Friedrichs Briefe geöffnet, weil man darin zu finden hoffte, was man vermuthete. Allein ihr Inhalt erregte allgemeines Erstaunen. Es waren weise Regierungsrathschläge, freundschaftliche und ernste Ermahnungen an den neuen Kaiser, seine Leidenschaften zu mäßigen und nichts zu übereilen. Alle so empörende Neuerungen waren von diesem vermeintlichen Feinde Rußlands eifrig widerrathen worden. Auch Katharina hatte nicht Ursache mit seinen Aeußerungen über sie unzufrieden zu seyn. Friedrich hatte ihren Gemahl beschworen, sie, wenn gleich nicht mit Zärtlichkeit, doch mit Hochachtung zu behandeln. Katharina wurde dadurch bis zu Thränen gerührt, Friedrichs Feinde verstummten und der Haß hörte sofort auf. Die Kriegsbefehle wurden widerrufen und der Friede bestätigt.

Eben war Friedrich im Begriff, die Oesterreicher unter Daun auf ihren verschanzten Anhöhen anzugreifen, als er die schreckliche Nachricht von Peters Fall

erhielt. Zugleich traf an den russischen General Czernischef der Befehl ein, das preußische Heer sogleich zu verlassen. Friedrich mußte erwarten, daß die Russen in wenig Tagen wieder zu seinen Feinden stoßen würden; er hätte sie daher wohl entwaffnen können; allein er behandelte sie großmüthiger, entließ die Heerführer mit allen Beweisen freundschaftlicher Achtung, und ertheilte Befehl, ihre Mannschaft nach wie vor, mit allem Nöthigen zu versehen. Die russischen Offiziere, besonders Czernischef, trennten sich daher sehr ungern von dem preußischen Heere.

Die Oesterreicher und Preußen schlugen sich jetzt noch fort bis zum 24. November 1762, wo ein Waffenstillstand bis zum Monat März 1763 verabredet wurde. Schon am 15. Febr. kam aber auf dem sächsischen Lustschlosse Hubertsburg der lang gewünschte Friede, sowohl zwischen Oesterreich und Preußen, als zwischen Preußen und Sachsen zu Stande. Das teutsche Reich und die beiderseitigen Bundesgenossen wurden mit eingeschlossen. Schon einige Tage früher (am 10. Febr.) hatten auch Frankreich und England den Versailler Frieden unterzeichnet. Friedrich behielt Schlesien; alle eroberte Länder und Plätze wurden zurückgegeben. Nach einem siebenjährigen mörderischen Krieg befand man sich wieder auf eben demselben Punkte, von dem man ausgegangen war, und unsägliche Ströme Blut waren umsonst vergossen worden.

Der allmählige Abtritt der Russen, Schweden, Franzosen und selbst der Reichstruppen von dem Kriegsschauplatze, dann einige bedeutende Schläge, die den Oesterreichern nach der Entfernung der Russen noch beigebracht wurden, hatten den Frieden herbeigeführt und dem König so glimpfliche Beding'ungen verschafft. In dem unsterblichen Ruhm und der allgemeinen Verehrung,

die sich Friedrich in diesen Feldzügen erkämpft hatte, fand derselbe Entschädigung genug für die Summen, die sie ihm kosteten, und die Verheerung, die in seinen Landen war angerichtet worden. — Wer entschädigte aber so viele tausend Unschuldige, die ihr Leben und Vermögen, ihre Väter, Brüder und Kinder, ihr ganzes Glück auf Erden verloren hatten? —

20.

Friedrich der Große in der letzten Hälfte seiner Regierungsjahre.

(Jahr 1763 — 1786.)

Wir kennen Friedrich den Großen bis jetzt erst nur als Krieger; nun müssen wir ihn auch noch von einer schönern Seite, als Fürst des Friedens und als Landesvater, als Wohlthäter und Beglücker seiner Unterthanen, als Freund und Beförderer alles Guten und Schönen, kennen lernen.

Seine erste Sorge, nach wiederhergestellten Frieden, war, seine Unterthanen nach bestem Vermögen einen Theil der Leiden des Kriegs zu vergüten. Niemand war inniger als er durchdrungen von der Wahrheit, daß nicht die Völker der Könige wegen, sondern die Könige der Völker wegen da sind. Für sein Volk also wollte er leben und zuerst die Wunden, die er ihm durch seine Kriege geschlagen hatte, so weit es möglich war, wieder heilen. — Der Provinz Schlesien, die fast alle ihr Zugvieh verloren hatte, schenkte er 17,000 Pferde, gab ihr Geld, erließ ihr einen Theil der rückständigen Steuern. Der Provinz Pommern überließ er alle noch übrigen Vorräthe in seinen Magazinen, auch über 12,000 Stück Pferde. In der Provinz Neumark ließ er über

2000 abgebrannte Gebäude auf seine Kosten wieder herstellen, gab manchem Dorfe allein 6 bis 700 Thaler, um sich dafür Zugochsen anzuschaffen, ließ über 63,000 Stück Schafe, über 6000 Pferde und Getreide aller Art, unter die Einwohner austheilen. Von dem Jahre 1763 an, wendete er über 40 Millionen Thaler auf Landesverbesserungen. Den Gutsbesitzern in Pommern, Schlesien, in der Mark, lieh er viele Millionen zu einem oder zwei Procenten, und die Zinßen davon wieß er zur Besoldung der Schullehrer an.

Seinen Schatz suchte er nicht durch neue Steuern zu bereichern, sondern durch Vermehrung der Volksmenge, durch Urbarmachung öder Landesstrecken, durch Begünstigung des Ackerbaues, durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen. Durch feste Dämme wußte er den Flüssen und Seen eine Menge Land abzugewinnen; Sümpfe wurden in fruchtbares Ackerfeld verwandelt; wo sonst Wasser und Moräste waren, da prangten jetzt Wiesen, üppige Felder und schöne Gebäude. In Zeit von drei und zwanzig Jahren ließ er 6000 neue Dörfer erbauen. Zum Besten des Ackerbaues hob er die Leibeigenschaft auf; zur Ermunterung des Kunstfleißes unterstützte er die Fabrikanten in seinen Staaten mit Geld, und erhob auf solche Weise besonders die schlesischen Leinwandmanufacturen zu dem höchsten Flor. Alles was er aus seinen Staaten nahm, das verwendete er wieder auf seine Staaten. An sich selbst aber sparte er so sehr, daß sich nach dem Tode dieses großen Mannes in seiner Garderobbe nicht ein einziges gutes Hemde fand, in dem man ihn hätte mit Anstand begraben können.

Von einem Freunde der Wissenschaften und Künste wie Friedrich es war, läßt sich erwarten, daß Künste und Wissenschaften einen eifrigen und mächtigen Beschüzzer an ihm werden gefunden haben. Nur hatte er grös-

feren Glauben an französische als an teutsche Gelehrte, wenigstens im Fache der schönen Literatur. Immer wurden noch die Teutschen von ihm verkannt, und er schien gar nicht zu ahnen, was für eine glückliche Revolution seit den schlesischen Kriegen, besonders seit dem letzten, in der teutschen Sprache und Literatur vorgegangen war, und wie glücklich ein Uz, Gellert*), Kleist, Haller, Klopstock, Lessing, Rammler, Spalding, Gleim, Garve, Göthe, Engel zum Theil unter seinen Augen darauf gewirkt hatten. Er dachte sich die Teutschen noch als halbe Barbaren, ohne Sinn für die schönen Redekünste, zu der sich, seiner Meinung nach, ihre harte holperige Sprache gar nicht eignete**). Sein Umgang mit französischen Belletristen, die sich eben so wenig Mühe gaben als er selbst, den Werth der teutschen Sprache und teutscher Schriftsteller näher kennen zu lernen, war ganz natürlich nicht geeignet, ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Auch als König fuhr Friedrich fort, sich mit schriftstellerischen Arbeiten in französischer Sprache zu be-

---

*) Friedrich ließ doch während seines Aufenthals in Leipzig Gellert zu sich kommen, und sich eine Fabel von ihm declamiren, schien auch sehr damit zufrieden zu seyn.

**) Er glaubte vielleicht die teutschen Schriftsteller schrieben noch, wie er selbst bis an seinen Tod zu schreiben pflegte. Hier ist ein Muster seines Styls, seiner Sprache und Orthographie aus den siebziger Jahren: „Die Oehrter zu Schuhlen Seindt ganz gut ausgesuchet, Die schlechten Schuhlmeisters Seindt Schneiders die Meisten, und Müste Man Sehen ob man Sie nicht in kleinen Stetten könte Schneidern lassen oder wie man Sie Sonsten Unterbringet damit die Schuhlen desto ehr im guhten Stande kommen können, was eine Interessante Sache ist ꝛc. So schrieb Friedrich. Man sieht, daß er in der teutschen Sprache nicht mit seinem Zeitalter fortging.

schäftigen. Die Geschichte seiner Zeit von ihm selbst beschrieben, auch seine Denkwürdigkeiten und andere historische Werke werden unsterblich bleiben, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophons. — Man tadelt an Friedrich seinen Mangel an Religion; ewig aber wird die Welt seine Duldung und Menschenliebe segnen.

Im Jahre 1786 fanden sich bei ihm Anzeigen der Wassersucht. Er bekam geschwollene Beine und einen mit Röcheln verbundenen Husten. Gleichwohl blieb er bis einige Tage vor seinem Tode heiter und scherzhaft, aß auch bis zum 13. August ordentlich zu Mittag. Am 14. August blieb er in beständigem Schlummer bis 11 Uhr, wo er ein wenig Suppe und Rindfleisch zu sich nahm. Am 15. war er sich seiner noch völlig bewußt, beschäftigte sich aber an diesem Tage zum letztenmal mit Staatssachen. Am folgenden Tage konnte er sich auf nichts mehr besinnen; er war meistens in einem Zustande der Bewustlosigkeit. In der Nacht fing er an zu röcheln und um 2 Uhr nach Mitternacht am 17. August 1786 entfloh sein großer Geist. — Europa verlor in ihm den größten Regenten jener Zeit.

21.

Kaiser Joseph der Zweite.

(J. 1765 — 1790.)

Kaiser Franz I. hatte in den stürmischen Zeiten seiner Regierung wenig Gelegenheit, sich um das teutsche Reich verdient zu machen; und schon achtzehn Monate nach dem Hubertsburger Frieden raffte ihn schnell der Tod dahin (18. Aug. 1765).

Das Jahr vorher (1764) war sein ältester Sohn, Joseph, zum römischen König erwählt worden; jetzt nach des Vaters Tode bestieg er den teutschen Kaiserthron. Er war am 13. März 1741 geboren. Maria Theresia, seine Mutter, die noch bis 1779 lebte, und ihn zärtlich liebte, that für ihn, was sie für ihren Gemahl nicht hatte thun wollen. Sie nahm ihn zum Mitregenten ihrer Erblande an. Joseph aber, der ganz andere Ansichten hatte als sie, und sich durch der Mutter Willen, dem er nicht entgegen handeln durfte, zu sehr gebunden fühlte, überließ ihr lieber ganz das Regierungsgeschäfte und verschob die Ausführung seiner großen Plane, bis nach ihrem Tode. Er hatte sich den ehemaligen Feind seines Hauses, den großen Friedrich zum Vorbilde erwählt; wie er, wollte er Glück, Aufklärung, Freiheit des Geistes, Wohlstand in seinen Staaten verbreiten, das Veraltete umgestalten, und den Seegen seiner Unterthanen verdienen. Leider aber waren seine Völker noch nicht reif zu einer solchen Veredlung.

So lange seine Mutter lebte, machte er nicht einmal einen Versuch seinen neuen Ideen Eingang zu verschaffen; er kannte die Schwächen der Kaiserin; er sah wie sehr sie der Geistlichkeit ergeben war und wie leicht diese seine besten Absichten vereiteln würde. Darum entfernte er sich lieber und ging auf Reisen, um seine eigenen und die benachbarten Länder und Völker genauer kennen zu lernen. Unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein besuchte er Frankreich und Italien, wo er Gelegenheit hatte, in einer Menge kleiner Abentheuer, die ihm begegneten, seine Güte, Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit zu beurkunden *). Ueberall flößte sein

*) S. Anecdoten und Charakterzüge von Kaiser Joseph II.

sanfter Blick, seine schöne schlanke Gestalt, seine Munterkeit und sein Feuer Liebe und Wohlwollen für ihn ein. Sechs Wochen hielt er sich im Jahr 1777 nur allein zu Paris auf, wo er sich in Kaffee- und Billardhäusern unerkannt unter das Volk mischte, unter dem edleren Theile viele interessante Bekanntschaften machte, und sich allgemein Achtung und Verehrung erwarb.

Bald übten wichtigere Geschäfte seine Thätigkeit in Teutschland. Im Jahre 1777 war Maximilian Joseph, Kurfürst von Baiern, ohne Kinder gestorben. Sein rechtmäßiger Erbe war der Kurfürst von der Pfalz; Kaiser Joseph aber suchte alte Ansprüche auf das Kurfürstenthum Baiern hervor, und ließ das Land von seinen Truppen besetzen. Karl Theodor (so hieß der Erbe) scheuete einen Krieg mit einem so mächtigen Nachbar, und war schon bereit, ihm zwei Drittel der Verlassenschaft abzutreten, wenn er ihm nur das letzte Drittel lassen würde. Joseph glaubte nun schon seine weitläuftigen Lande mit einer neuen schönen Provinz vergrößert zu haben; allein der Herzog von Zweibrücken, Karl Theodors Nachfolger in der Regierung, widersprach dem Vertrage, und da König Friedrich diesen mit seiner ganzen Macht unterstützte, so brach ein neuer, aber nur ganz kurzer Krieg aus. Joseph mit seinem Heere erwartete seinen Gegner in Böhmen; Friedrich stand ihm schon schlagfertig gegenüber, als der Teschner Friede der Fehde schnell ein Ende machte. Maria Theresia, die noch lebte und Ruhe und Aussöhnung wünschte, hatte den Vergleich vermittelt, und gern war er von dem König angenommen worden. Kaiser Joseph gab sämtliche bairische

---

in drei Theilen. Pezl. Charakteristik Josephs II. Wien 1790.

Lande, bis auf den Burgauer Kreis, zurück, und Karl Theodor gelangte zu dem ruhigen Besitz dieser Lande.

Im Jahre 1779 starb Maria Theresia. Durch ihren Tod wurde Kaiser Joseph Alleinherrscher über sämtliche österreichische Staaten; und nun war es Zeit, seine großen Plane auszuführen. Sein Lieblingsgedanke war, allen seinen Landen eine gleiche Gestalt zu geben, sie alle nach gleichen Gesetzen und auf gleiche Weise zu regieren, überall Licht, Geistes- und Religionsfreiheit zu verbreiten, und vor allem die Gewalt der Geistlichkeit zu lähmen. Alles Gute, das er auf seinen weiten Reisen zerstreut fand, suchte er jetzt auf seine Staaten überzutragen, und sie zu der höchsten Macht und den höchsten Wohlstand zu erheben.

Seine ersten Verbesserungen fing er mit der Geistlichkeit an, die er so unabhängig als möglich von dem Pabste zu machen suchte. Die Rechte, die sonst nur der heilige Vater allein ausübte, z. B. für einen hohen Preis Dispensationen zu ertheilen, übertrug er den Bischöffen; den Mönchen untersagte er alle Verbindung mit auswärtigen Ordensgeneralen. Wollte der heilige Vater eine kirchliche Verordnung in den österreichischen Staaten bekannt machen, so sollte sie erst von dem Landesherrn geprüft und förmlich genehmiget werden. Zur Zeit, da Joseph die Regierung antrat, befanden sich 63,000 Mönche und Nonnen in seinen Landen. So viele der Welt unnütze Menschen konnte und wollte er nicht länger dulden. Sie waren aber in seinen Augen nicht blos unnütz, sondern auch gefährlich, weil sie die Aufklärung hinderten, und in genauer Verbindung mit dem Pabste standen. Er fing daher an, einen Theil der Klöster eingehen zu lassen, und nach und nach wurden 624 aufgehoben, ihre Einkünfte aber zu wohlthätigen

Zwecken verwendet. Die Lutheraner und Reformirten erhielten dagegen freie, obgleich nicht öffentliche, Religionsübung und gleiche Rechte mit den Katholiken. Den Schriftstellern gestattete er größere Preßfreiheit, als sie je gehabt hatten, u. s. w.

Ueber dieß alles entstand großes Geschrei in dem ganzen Lande unter den Geistlichen und Nichtgeistlichen; denn das Volk war, wie gesagt, noch nicht reif zu solchen Neuerungen; es verkannte die hohen und wohlthätigen Absichten des Kaisers, und lästerte den, den es hätte segnen sollen. Der heilige Vater war, wie sich leicht denken läßt, mit Josephs Reformen nicht besser zufrieden. Er hatte durch dessen Veranstaltungen einen großen Theil seines Ansehens und seiner Einkünfte verloren, und alle seine Vorstellungen dagegen waren vergeblich gewesen. Daher faßte er den Entschluß, selbst eine Reise nach Wien zu machen, um den Kaiser zu milderen Gesinnungen zu bringen. Die Verhältnisse hatten sich also jetzt ganz geändert. Sonst waren die Kaiser flehend nach Rom gekommen, jetzt kam der Pabst bittend nach Wien. Seine Bannstrahlen waren erloschen, seine Flüche verstummt. Dieser einzige Trost wurde Pius VI., daß er von dem Volke doch noch mit abgöttischer Verehrung empfangen wurde, daß Alles herbeiströmte ihn zu sehen, zu hören, seinen Segen zu empfangen. Joseph II. nnd sein kluger Minister Kaunitz, ließen sich aber durch des heiligen Vaters Beredsamkeit nicht irre machen in ihren Staatsverbesserungen. Er erlangte wenig oder nichts, und verließ Wien mit dem Verdruß, den Zweck seiner Reise verfehlt zu haben.

Nicht weniger Feinde als unter der Geistlichkeit machte sich Joseph II. durch seine neuen Verordnungen unter dem Adel. Er nahm den Edelleuten einen großen

Theil ihrer Vorzüge, vergab die einträglichsten Stellen nicht mehr, wie es sonst geschehen war, an den Vornehmsten, sondern an den Würdigsten; verurtheilte adelige Schurken, wie bürgerliche, zum Gassenkehren, hob die Leibeigenschaft der Bauern in seinen Staaten auf und beraubte dadurch den Adel eines großen Theils seiner Einkünfte. Darüber entglühete Groll in den Herzen aller Adeligen. Noch bitterer wurde der Haß durch ein neues Steuergesetz, das nicht nur das Mißfallen des Adels, sondern auch der Bürger und Bauern erregte.

Joseph fand überall Verbesserungen nöthig und ließ sich durch kein Geschrei davon abwendig machen. Durch ein neues Gesetzbuch schaffte er die Todesstrafen ab. Er glaubte die bürgerliche Gesellschaft habe keinen Gewinn von dem Tode der Sünder, wohl aber von ihrem Leben, wenn sie genöthigt würden, es zu harten und nützlichen Arbeiten, wie z. B. dem Schiffziehen, dem Straßen- und Festungsbau anzuwenden. Aber auch hier fand er Widerspruch und Tadel.

Die Staatsverwaltung in Ungarn wollte er ganz der Verwaltung seiner teutschen Staaten gleich machen, und die teutsche Sprache in den Staatskanzleien einführen. Dieß erregte bei den Ungarn, die fest an ihren alten Gebräuchen, an ihrer Sprache, ihren Eigenthümlichkeiten hingen, allgemeine Unzufriedenheit, allgemeines Murren, und in der Wallachei sogar einen förmlichen Aufruhr.

Eine noch gefährlichere Empörung entstand in den österreichischen Niederlanden, wo der Adel, die Geistlichkeit, das Volk, in allen Neuerungen Josephs Eingriffe in alte Gerechtsame sahen. Es kam da so weit, daß sich in dem Jahre 1789 die brabantischen Provinzen, unter der Anführung eines Advocaten, Namens Noot, für unabhängig erklärten, dem Kaiser ganz den

Gehorsam aufsagten, seine Truppen aus dem Lande jagten, und alle gütliche Vorschläge trotzig zurückwiesen. — Ueberall fand Joseph bei dem Bewußtseyn der besten Absichten Widerspruch, überall Widersetzlichkeit. Anfangs wollte er seinen noch zu unempfänglichen Unterthanen, das, was er für das Bessere hielt, mit Gewalt aufdringen, und ihnen nach dem Ausdruck eines beliebten Schriftstellers, den Brei mit dem Säbel in den Mund streichen; zu spät aber sah er nun ein, daß das, was das stufenweise Werk eines Jahrhunderts seyn muß, sich nicht durch Machtsprüche in wenigen Jahren erzwingen läßt. Die Menschen kleben so fest an dem Alten, daß sie auf das bessere Neue nur ganz langsam vorbereitet und dafür empfänglich gemacht werden müssen. Geschieht das nicht, so stoßen sie es mit Widerwillen von sich. Dieß erfuhr Kaiser Joseph unter den bittersten Empfindungen; deswegen nahm er auch unwillig in dem Jahre 1790 alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen wieder zurück; es sollten seine undankbaren Völker bleiben was sie waren, weil sie keinen Sinn für einen bessern veredelten Zustand hatten.

Noch vorher (1788) kam, zu seinem großen Seelenleiden, auch noch ein unglücklicher Türkenkrieg, in welchem sein Heer durch Schwerdt und Krankheiten mannichfaltigen Verlust zu erleiden hatte; Josephs persönliche Gegenwart vermochte wenig zu bessern; seine Anstrengungen dienten zu nichts, als seine ohnehin schon angegriffene Gesundheit vollends zu erschüttern und ihn schneller zum Grabe reif zu machen. Er brachte eine unheilbare Lungensucht aus dem Felde mit zurück und am 20. Februar 1790 entschwand sein trauernder Geist den Sorgen dieser Erde. — Noch in die Stille des Grabes verfolgte ihn der Unwille gehässiger Men-

schen. Man schrieb auf seine Gruft: Hier ist die unaufhörliche Unruhe endlich in Ruhe gesetzt. Anders beurtheilten ihn die Edleren unter seinen Völkern. Sie sahen in ihm einen Vater, der sich hinopferte für undankbare Kinder; einen Weisen, der stets das Gute wollte, und gehindert wurde es zu vollbringen; einen Regenten, der der Beglücker seiner Völker zu seyn strebte und für ihren Feind und Peiniger angesehen wurde. Eben so denkt und trauert die unpartheiische Nachwelt seit seinem Tode.

Josephs sanftes Auge verkündigte den Menschenfreund. Er entsagte allen Bequemlichkeiten, durch welche sich die Großen dieser Erde oft zu Weichlingen herabwürdigen. Im Sommer stand er Morgens um fünf Uhr auf, im Winter nicht viel später. Seine Arbeiten mit den Cabinetssecretairen, nahmen sogleich ihren Anfang. So bald die Staatsgeschäfte abgethan waren, ließ er sich Bittschriften überreichen, hörte jedermann, selbst Leute aus den untersten Ständen an, und erfüllte ihre Bitten, wenn sie billig waren und er sie erfüllen konnte. Um zwölf Uhr ritt er gewöhnlich, von einem Reitknecht begleitet, spazieren. Eine einzige Köchin besorgte seine Speisen, die ganz einfach waren: Wasser war sein gewöhnlicher Trank. Um eilf Uhr Abends ging er gewöhnlich zu Bette, wenn nicht dringende Geschäfte ihn veranlaßten, länger aufzubleiben.

Alle Stände hatten gleichen Anspruch auf Josephs Schutz und Wohlwollen. Einst da man ihn bat, den Prater (einen angenehmen Lustwald auf einer Donauinsel) nur einzelnen Ständen zum Spaziergang zu erlauben, damit man sich da mit seines Gleichen vergnügen könne, gab er zur Antwort: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kai-

ferliche Gruft bei den Kapuzinern hinabsteigen, und darin meine Tage zubringen.“

Joseph II. war zweimal verheirathet gewesen; erst mit einer Prinzessin von Parma, die er zärtlich liebte, aber schon im zweiten Wochenbette verlor, dann mit einer bairischen Prinzessin, die ihm auch bald durch den Tod entrissen wurde. Von keiner blieb ihm ein Sohn; daher fielen nach seinem Tode die österreichischen Erblande an seinen Bruder Leopold, bisherigen Großherzog von Toscana.

22.

Kaiser Leopold der Zweite.

(J. 1790 — 1792.)

Schon seit zwanzig Jahren war Leopold, als Großherzog von Toscana, der Vater und Beglücker seiner Unterthanen gewesen, als er durch den Tod seines Bruders Joseph zur Erbfolge in den österreichischen Staaten berufen wurde. Seine Ankunft in Teutschland erfüllte alle Herzen mit Freude und mit den schönsten Hoffnungen, denn der Ruf seiner Weisheit, seiner Mäßigung, seiner Redlichkeit und Herzensgüte, war schon vor ihm hergegangen.

Leopold wollte die Erwartungen, die er erregt hatte, nicht unerfüllt lassen. Er machte Frieden mit den Türken, beruhigte die Ungarn, besänftigte die Niederländer, söhnte sich aus mit dem König von Preußen, der mit einem Angriffe drohete, und machte viele Aenderungen in Josephs mißfälligen Staatseinrichtungen.

Er suchte die friedlichen Verhältnisse mit allen Nachbarstaaten sorgfältig zu erhalten. Kaum hatte er aber

die Kaiserkrone aufgesetzt, so wurde das teutsche Reich in einen Krieg mit Frankreich verwickelt.

Schon im Jahre 1789 war nämlich zu Paris eine furchtbare Revolution ausgebrochen. Durch die üble Wirthschaft und die unaufhörlichen Kriege seiner Könige, besonders Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. war Frankreich in eine drückende Schuldenlast gerathen, und die Auflagen, unter denen schon lange das Volk seufzete, fingen an unerschwinglich zu werden. Die Edelleute, die Geistlichkeit, die Staatsdiener, wollten gleichwohl keinen Groschen dazu beitragen; viele von ihnen halfen vielmehr das Volk noch mehr aussaugen, durch unverdiente Jahrgelder, die sie sich von dem Staate bezahlen ließen, und die kein Minister es wagen durfte, ihnen zu entziehen. Hierzu kamen dann noch der americanische Freiheitskrieg (1778—1782), wodurch die Staatsschuld um 1400 Millionen Livres vermehrt wurde, ferner die Verschwendung des Hofes, und die Schulden der Prinzen, die bezahlt seyn wollten. Am Ende wußte sich der Finanzminister nicht länger zu helfen, denn jährlich wurde die Einnahme von der Ausgabe um 140 Millionen überstiegen. Der König mußte eine Nationalversammlung zusammenberufen, um bei ihr Rath, Hülfe und Rettung aus der Noth zu suchen. Er ahnete aber nicht, daß er eine Pulvermine anlegte, die zuerst ihn selbst vom Throne stürzen, und dann sein ganzes Reich und die Nachbarstaaten in Brand stecken würde.

Die Glieder der Nationalversammlung bestanden aus den Abgeordneten der hohen Geistlichkeit, des Adels und des Bürgerstandes (tiers-état). Der Bürgerstand verschaffte sich bald die Ueberlegenheit über die beiden andern. Er verlangte gänzliche Gleichheit der Rechte und Pflichten; die Geistlichen und der Adel sollten fortan keinen Vorzug mehr genießen, sie sollten die Lasten des

Staates mit tragen helfen, wie der gemeine Mann, und nur Verdienste sollten die Rangordnung bestimmen. Der pariser Pöbel blieb bei diesen Verhandlungen nicht unthätig, sondern unterstützte seine Abgeordnete nach besten Kräften, stürmte die Bastille (so nannte man das feste Schloß zu Paris), machte es dem Erdboden gleich, bemächtigte sich des Geschützes und bewaffnete sich mit kleinem Gewehr. Von nun an wurden nicht nur zu Paris, sondern durch das ganze Königreich an den Aristocraten (so nannte man den Adel), der Geistlichkeit und den Staatsbeamten Greuel aller Art begangen. Wer von diesen fliehen konnte, der entfloh, und so kamen eine Menge Emigrirte auch nach Teutschland.

Die französischen Freiheitsschwindler behaupteten aber ihre beliebten Grundsätze von Freiheit und Gleichheit nicht nur gegen die Franzosen, sie machten sie auch gegen teutsche Fürsten, Bischöffe und Edelleute geltend, welche Besitzungen auf französischem Gebiete hatten. So nahmen sie ihnen z. B. alle ihre lehenherrlichen Rechte, das Jagdrecht, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, den Zehenten der Geistlichkeit und alle ihre Privilegien. Da keine Widersprüche und keine Vorstellungen helfen wollten, so wurden endlich förmliche Beschwerden bei Kaiser und Reich angebracht. Die Kurfürsten von Mainz, Trier, Cöln, die Bischöffe von Straßburg und Speier, die Herzoge von Zweibrücken und von Würtemberg, der Markgraf von Baden ꝛc. ꝛc. erhoben am lautesten ihre Stimmen, weil sie am meisten verloren hatten. Aber jede Verwendung für sie war vergeblich.

Schon deswegen schien es zu einem Kriege kommen zu müssen. Nun hatten es aber die Revolutionsmänner so weit gebracht, daß sich König Ludwig XVI. und seine Gemahlin, eine Schwester des Kaisers Leopold, nicht länger ihres Lebens zu Paris sicher hielten. Die

ganze königliche Familie entfloh daher in der Nacht vom 21. Jun. 1791, wurde aber auf der Flucht erkannt, angehalten, nach Paris zurückgeführt, und wie Gefangene behandelt. Dafür und für noch mehr andere Beschwerden, verlangte Kaiser Leopold Genugthuung, und drohete sich dieselbe selbst zu verschaffen, wenn man sie ihm versagen würde.

Hierauf antworteten die Franzosen mit Trotz und Gegenklagen. Die ausgewanderten französischen Fürsten und Edelleute aber sammelten sich in großen Haufen an dem Rhein, und rüsteten sich zum Kriege. Graf Artois, der zweite Bruder des Königs, zog ein Heer in Coblenz zusammen, der Cardinal Rohan ein anderes zu Ettenheim, der Prinz von Condé ein drittes zu Worms. Da schrieen nun die Democraten in Frankreich, man gestatte ihren Feinden den Aufenthalt in Teutschland, man gebe ihnen Geld und Waffen zum Streite wider das Vaterland.

Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, verabredeten hierauf eine Zusammenkunft zu Pilnitz, wo ein Vertrag zur Erhaltung der teutschen Verfassung und zur Hemmung der französischen Revolution geschlossen wurde. Das Jahr darauf, am 7. Februar 1792, unterzeichneten sie ein förmliches Bündniß. Schon früher aber drangen die Redner bei der französischen Nationalversammlung darauf, daß dem Kaiser der Krieg sollte erklärt werden, denn er sei offenbar ein Feind Frankreichs, und die Emigranten, die sich gegen ihr Vaterland waffneten, seien nur Werkzeuge in seiner Hand.

So war die Stimmung der Gemüther, als Leopold II. am 1. März 1792, in seinem 45sten Lebensjahre, ganz schnell und unvermuthet dahin starb. Von seiner Gemahlin, einer spanischen Prinzessin, hatte er

vier Prinzessinnen und zehn Prinzen, von welchen der älteste, unter dem Namen Franz II. sein Nachfolger auf dem Kaiserthrone und in den sämmtlichen österreichischen Erblanden wurde.

23.

Friedrich Wilhelm der Zweite, König von Preußen.

(J. 1786—1797.)

Friedrich Wilhelm II. war nicht der Sohn, sondern der Neffe des großen Friedrichs, der keine Kinder hinterlassen hatte. Sein Vater, Prinz August Wilhelm, Friedrichs des Großen ältester Bruder, lebte schon lange nicht mehr.

Friedrich Wilhelm II. fand bei seiner Thronbesteigung ein gutgeübtes Heer von 200,000 Mann und einen Schatz von 70 Millionen Thaler, die sein großer Oheim, ungeachtet der ungeheuern Summen, die er auf Landesverbesserungen verwandte, in den letzten 23 Jahren seiner Regierung zurückgelegt hatte. Friedrich Wilhelm war aber weder ein Feldherr noch ein Oeconom wie er. Durch unnöthige, folgenleere Kriege und üble Wirthschaft, wurde während seiner eilfjährigen Regierung nicht nur Friedrichs ganzer Schatz vergeudet, sondern auch eine Schuldenlast von eilf Millionen Thaler seinem Nachfolger zur Bezahlung hinterlassen.

Dafür brachte er aber einen großen Theil von Polen und die schönen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth an sein Haus.

Polen, ehemals ein Wahlreich, war schon lange durch innere Zwietracht schwach geworden. Ungestraft

konnten daher bereits im Jahr 1772, Rußland, Preußen und Oesterreich in Einverständniß miteinander, ein Stück von mehr als 3000 Quadratmeilen von dem Lande abreissen und unter sich theilen. Jetzt im Jahre 1792 fanden dieselben Mächte für gut, eine zweite Theilung vorzunehmen, und den Polen nicht mehr als ungefähr den dritten Theil ihres ehemaligen Gebietes zu lassen. Sie hatten durchaus kein anderes Recht auf das Land, als das Recht des Stärkeren. Mit russischen Bajonetten wurde der polnische Reichstag gezwungen, seine Einwilligung dazu zu geben. Diese Gewaltthat war von sehr schlimmen Beispiel. Kein Fürst fand künftig mehr Schutz in seinem guten Rechte gegen den mächtigern Nachbar. — Empört durch die Ungerechtigkeit, die an seinem Vaterlande begangen worden war, erhob sich, obgleich zu spät, ein edler Pole, Kosciusko, ein Mann voll Kraft und Thätigkeit, stellte sich an die Spitze eines polnischen Heeres und suchte die Freiheit seines Vaterlandes gegen seine Bedrücker zu vertheidigen. Russen und Preußen wurden von ihm geschlagen. Doch wie konnte er, ohne Bundesgenossen, in die Länge mit seinem kleinen Häuflein gegen drei der ersten Mächte Europa's bestehen? Umzingelt von zahlreichen Feinden mußte er endlich unterliegen. Von den Russen geschlagen, sank Kosciusko, mit Wunden bedeckt, unter dem Ausrufe: Finis Poloniae! vom Pferde und wurde gefangen genommen. Der ganze Ueberrest von Polen wurde nun von den Feinden besetzt und im October 1795 vollends vertheilt. Durch diese drei Theilungen erhielt Preußen zwei und eine halbe Million Menschen, Oesterreich 4 Millionen, Rußland fünf Millionen. — Dieser also war für Friedrich Wilhelm II. kein nutzloser, sondern vielmehr ein höchst einträglicher, zugleich aber höchst ungerechter Krieg.

Auf eine viel rechtmäßigere Art gelangte der König zu dem Besitz der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, denn sie wurden ihm von dem letzten Markgrafen, Christian Friedrich Karl Alexander, freiwillig gegen eine jährliche Leibrente von 500,000 Gulden abgetreten.

Ich gedenke nichts von Friedrich Wilhelms Krieg mit Frankreich in den Jahren 1792 bis 1795, weil ich in der Regierungsgeschichte Kaisers Franz II. darauf kommen werde.

Eilf Jahre lang saß Friedrich Wilhelm auf dem preußischen Throne. Er starb am 16. Nov. 1797. Das Andenken seiner Regierung ruhete nie in Segen, wie die Regierung seines großen Vorfahrers. Er hatte üble Rathgeber, unter welchen der vornehmste sein Staatsminister Wöllner war, der sich als ein Störer der Aufklärung und religiösen Duldung allgemein verhaßt machte. Das berüchtigte preußische Religionsedict war vorzüglich sein Werk. Nach diesem Edict mußte jeder Geistliche ein gewisses Glaubensbekenntniß beschwören, das ihm vorgelegt wurde, oder sein Amt niederlegen und mit seiner Familie sein Leben im Elend hinbringen. — Man glaubte sich unter seiner Verwaltung zurückversetzt in die Zeiten Kaisers Ferdinand II. oder Sigismunds.

24.

Kaiser Franz der Zweite. Erster Revolutionskrieg mit den Franzosen bis zum Jahre 1795.

(Vom Jahr 1792.)

Franz II. (geb. 1768) hatte kaum die Regierung seiner Erbstaaten angetreten und war noch nicht zum rö-

mischen Kaiser erwählt, als schon die kriegslustigen und übermüthigen Franzosen ihm mit einer Kriegserklärung entgegen kamen, und sogleich ein Heer in die österreichischen Niederlande vorrücken ließen. Sie wurden zurückgeschlagen, kamen aber bald wieder und eroberten die festen Plätze Courtray, Ypern, Menin Furnes.

Dieß geschah im Monat Juni 1792. Indessen hatte sich aber ein preußisches Heer marschfertig gemacht, das 50,000 Mann stark, unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig, nach dem Rheine zog, wo es durch ein Korps Oesterreicher, Hessen und französischer Emigranten verstärkt wurde. — Der König von Preußen nahm Theil an dem Kriege als Bundesgenosse des Königs von Ungarn und Böhmen, der am 14. Jul. 1792 auch zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Der Herzog von Braunschweig, begleitet von dem Könige selbst, wollte sein Heer geradezu durch Lothringen und die Champagne nach Paris führen. Ehe er aber von Coblenz aufbrach, wo er Heerschau gehalten hatte, ließ er ein donnerndes Manifest vor sich hergehen, worin er drohete, mit Ausnahme der Linientruppen, alle Franzosen, die er mit den Waffen in der Hand antreffen würde, als Störer der öffentlichen Ruhe abstrafen, das heißt aufknüpfen zu lassen, die Stadt Paris aber wollte er mit militärischer Gewalt gänzlich zerstören, woferne dem König Ludwig XVI. oder seiner Familie von den Revolutionsmännern auch nur das geringste Leid wiederfahren würde. — Der Herzog hoffte durch dieses Manifest die Franzosen zu schrecken und die königliche Familie gegen Beleidigungen zu schützen; es machte aber auf die stolzen Franzmänner eine ganz verkehrte Wirkung, denn Alles griff jetzt voll Erbitterung zu den Waffen, das Schloß der Tuilerien, wo Ludwig XVI. sich

mit den Seinigen aufhielt, wurde von dem Pöbel gestürmt und geplündert, seine ganze Schweizergarde ermordet, und er selbst, mit der Königin und ihren Kindern, als Gefangene in den festen Tempel-Thurm gebracht. — Durch diese und noch mehr andere Gewaltthätigkeiten wollte man dem Herzoge zeigen, wie wenig man sich vor seinen Drohungen fürchtete.

Das preußische Heer rückte indessen durch das Luxemburgische in Lothringen ein, und eroberte die Städte Montmedy, Longwi, Verdün. Und jetzt erst näherte sich, unter den Generalen Dumouriez und Kellermann, eine französische Armee, die sich bemühte, den Feinden den Weg zu verschließen. General Kellermann empfing sie auf der Anhöhe von Valmy mit einer heftigen Kanonade. Es waren schon alle Anstalten zu einer Schlacht gemacht; die Preußen und ihre Bundesgenossen glüheten vor Verlangen, die Franzosen anzugreifen, als auf einmal das Zeichen zum Rückzuge gegeben ward. Es wurde ein Waffenstillstand mit den Anführern der Franzosen verabredet, und bald darauf der Rückmarsch aus Frankreich angetreten. Die Stadt Paris stand unverbrannt, und die Franzosen blieben ungehenkt. — Niemand konnte begreifen, was diesen unerwarteten Rückzug eigentlich veranlaßte, und noch jetzt hat man bloß Vermuthungen. König Ludwig selbst soll den Befehlshabern des teutschen Heeres vorgestellt haben, daß die Erhaltung seines Lebens und des Lebens seiner ganzen Familie von der Entfernung ihrer Truppen aus Frankreich abhinge. Ueberhaupt mochte man wohl fühlen, daß ein feindlicher Zug nach Paris kein Spaziergang sei, wie die französischen Ausgewanderten vorgegeben hatten, und daß überhaupt die Gesinnungen des französischen Volks ganz anders beschaffen waren als man dachte.

Während sich das preußische Heer unter tausend Mühseligkeiten, mit Regenstürmen, bodenlosen Wegen, Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten kämpfend, wieder aus Frankreich zurückzog, unternahm General Custine von der Festung Landau her, einen Einfall in Teutschland, und bemächtigte sich der Städte Speier, Worms Mainz und Frankfurt. Leicht hätte er dem teutschen Heere den Rückzug nach Coblenz abschneiden können; allein er wollte es besonderer Ursachen wegen nicht wagen.

Noch während die Preußen in Frankreich standen, wurde ihnen zum Trotz, das Königsthum von der National-Versammlung ganz abgeschafft und der französische Staat in eine Republik umgewandelt. Jetzt erst hielt sich das Volk für frei und glücklich. Hochbegeistert von dem Gedanken, keinem Despoten mehr gehorchen zu müssen, war es bereit, den theuern Schatz seiner Freiheit gegen alle auswärtigen Feinde derselben zu vertheidigen. Von republicanischem Enthusiasmus glühend, brach unter Dumouriez ein Heer von 80,000 Mann, mit 3 bis 400 Kanonen in die österreichischen Niederlande ein, schlug die Oesterreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen und Clairfait bei Gemappe, und eroberte eine Menge feste Plätze (Novemb. 1792).

Durch das Glück ihrer Waffen stieg der Trotz und der Uebermuth der Republikaner. Sie beobachteten gegen keine andere Macht mehr die geringste Schonung, und schleppten ihren ehemaligen König, zu größerer Sicherheit ihres neuen Freistaates, auf das Blutgerüste. Am 21. Januar 1793 wurde er auf dem Platze Ludwigs XV. unter einem ungeheuern Volkszulaufe, öffentlich hingerichtet. Wie ein gemeiner Verbrecher mußte er sich entkleidet, mit abgeschnittenen Haaren und auf den Rücken gebundenen Händen, auf die Köpfmaschine

legen, wo in einem Augenblick der herabfallende Mordstahl seinem schuldlosen Leben ein Ende machte.

Ludwigs XVI. Tod war das Signal zu einer fast allgemeinen Verbindung der europäischen Mächte gegen Frankreich. Von allen Höfen wurden die französischen Gesandten weggejagt; niemand wollte mit den Königsmördern länger in Verbindung stehen. Der beleidigte Stolz der Republikaner kam aber ihren Feinden zuvor. Sie erklärten England, Holland und Spanien zugleich den Krieg; von dem teutschen Reiche aber wurde er ihnen erklärt.

Zuerst machte sich General Dumouriez auf und suchte Holland zu erobern, wurde aber von dem Prinzen von Coburg, der das österreichische Heer anführte, bei Neerwinden und Löwen auf das Haupt geschlagen. Der Prinz drang nun in Frankreich ein, und nichts konnte eine Zeitlang dem ungeheuern Heere der Oesterreicher, Preußen, Engländer, Hanoveraner und Holländer widerstehen. Von einem besondern preußischen Heere wurde Mainz belagert und wieder erobert. Die Engländer nahmen Toulon weg und zerstörten mit ihren Flotten die ganze französische Seemacht.

Alles schien für die verbündeten Mächte die glücklichste Wendung zu nehmen; aber plötzlich änderte sich die ganze Gestalt der Dinge. Je mehr die Gefahr zunahm, desto höher stieg der Muth der Franzmänner. Alle waffenfähige Mannschaft wurde aufgeboten. Man vertheilte unter sie die Linientruppen, um sie den Dienst zu lehren und zur Mannszucht zu gewöhnen. Jetzt begann eine ganz neue Art von Krieg, wobei alle Taktik, aller Plan und Zusammenhang im Treffen wegfiel, und die bloße Ueberlegenheit an Truppenzahl, unterstützt von der republikanischen Begeisterung, fast jedesmal den Sieg entschied. Ungeübte Schaaren wilder Krieger, ohne

Disciplin und Kunst, aber durchdrungen von der Heiligkeit des Kriegsgesetzes und von Freiheits- und Vaterlandsliebe, schlugen tapfere, wohlgeübte und sieggewohnte Heere; ungeübte, aber höchstverwegene Feldherren siegten über die vieljährige Erfahrung der tapfersten, einsichtsvollsten, im Kriege grau gewordenen Generale. Wurde ein tollkühner Angriff der jungen freiheitstrunknen Republikaner abgeschlagen, so drängte sich sogleich ein anderer noch tollkühnerer Schwarm über die Leichen seiner gefallenen Waffenbrüder unter Freiheits- und Schlachtgesängen hervor, und kämpfte mit den schon ermatteten Kriegern, bis die Feinde von ihren letzten Kräften verlassen das Schlachtfeld räumten.

So läßt sich erklären, wie die gegen Frankreich vorgedrungenen verbündeten Heere wieder zurückgetrieben, wie nacheinander die Engländer, die Holländer, die Oesterreicher in den Niederlanden geschlagen wurden, wie sich auch am Oberrhein das Kriegsglück auf die Seite der Franzosen neigte, und der Herzog von Braunschweig und Graf Wurmser, die bis zu dem Monat October siegreich gewesen waren, sich im November vor den französischen Generalen Pichegru und Hoche zurückziehen mußten.

Nicht minder unglücklich war der Feldzug von 1794 für die Teutschen. Die Oesterreicher wurden, nach mehreren Niederlagen, von den französischen Generalen Pichegru und Jourdan ganz aus den Niederlanden vertrieben. Deswegen sahen sich die Preußen mit den Oesterreichern und dem Reichsheere genöthigt, sich über den Rhein zurück zu ziehen, und den Franzosen das ganze linke Rheinufer, mit Ausnahme der Städte Mainz und Luxemburg zu überlassen. In demselben Jahre wurde auch von dem General Pichegru ganz Holland erobert und genöthigt, sich mit den Franzosen zu verbinden.

Ein großer Theil dieser Unfälle war der Uneinigkeit der teutschen Heerführer zuzuschreiben. Ueberzeugt, daß unter solchen Umständen nie etwas gegen die Franzosen werde ausgerichtet werden, ließ sich Preußen in Friedensunterhandlungen mit ihnen ein, und sagte sich von dem Bündniß mit Oesterreich los. Der völlige Friede wurde am 5. April 1795 zu Basel unterzeichnet. Die preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer sollten nach demselben, bis zum Frieden mit dem teutschen Reiche, in den Händen der Franzosen bleiben. Auch Hessen folgte dem Beispiele Preußens, und Spanien erkaufte sich den Frieden durch Abtretung seines Antheils an der Insel St. Domingo.

25.

Fortsetzung des ersten französischen Revolutionskrieges. Ende desselben durch den Frieden von Campo-Formio.

(J. 1795 — 1797.)

Noch in dem Jahre 1795 gab sich Frankreich eine neue festere Verfassung. Die gesetzgebende Gewalt wurde einem doppelten großen Rathe überlassen, dem Rath der Alten, aus 250 Mitgliedern bestehend, und dem Rathe der Jüngern, der aus 500 Mitgliedern zusammengesetzt war. Die ausübende, oder ehemalige königliche Gewalt, befand sich in den Händen von fünf Directoren. — In demselben Jahre, und schon vor diesem Ereigniß, war der französische General Jourdan über den Rhein gegangen, und bis an den Main vorgedrungen, aber von Clairfait bei Höchst geschlagen, wieder zurückgekommen.

Was in diesem Jahre nicht gelingen wollte, sollte in dem folgenden (1796) mit desto besserem Erfolge ausgeführt werden. Es wurde beschlossen, Oesterreich, das sich mit England und Rußland zu einer Tripelallianz verbunden hatte, von allen Seiten anzugreifen und zum Frieden zu nöthigen. General Jourdan sollte durch Franken, General Moreau durch Schwaben, und der junge Heerführer Buonaparte, ein Günstling des Directors Barras, der ihn zum Obergeneral ernannt hatte, von Italien aus gegen Oesterreich vordringen. Ehe aber dieser Plan zur Ausführung kommen konnte, waren erst viele Hindernisse zu beseitigen und viele Kämpfe zu kämpfen, zumal in Italien, wo es dem französischen Heere an allem mangelte.

Der junge sieben und zwanzigjährige Buonaparte *) stand hier dem alten und erfahrnen österreichischen General Beaulieu gegenüber. Gegen ihn entfaltete er zuerst seine militärischen Talente, seinen Geist und seine Kraft. Durch die Gewalt, die er über die Gemüther der Soldaten ausübte, durch die Auszeichnungen und Belohnungen, wodurch er ihren Ehrgeiz reizte und durch noch mehr andere Mittel, die ihm zu Gebote standen, brachte er Ordnung, Folgsamkeit, Begeisterung, unwiderstehliche Tapferkeit in das zerrüttete Heer, und schlug mit demselben, Schlag auf Schlag, seinen Gegner, der unter den Waffen grau geworden war. Bald lernte er den Ausgang der Schlachten voraussagen; man glaubte seinen Prophezeihungen, weil man Zutrauen zu denselben hatte, und eben darum weil man ihnen glaubte, trafen sie zu.

---

*) Zu Ajaccio, auf der Insel Corsica, wo sein Vater Advocat war, im Jahr 1769 geboren.

Zuerst trennte Buonaparte, durch rasche Züge und Angriffe, das sardinische Heer von dem österreichischen, mit dem es verbunden war, und nöthigte den König von Sardinien zum Frieden; dann drängte er die Oesterreicher zurück, bis an die Nordseite des Po. Verlassen von ihnen, sahen sich da alle Fürsten in Mittel-Italien genöthigt, den Frieden um einen hohen Preis zu erkaufen. Es wurde nun Mantua von Buonaparte belagert. Der österreichische General Wurmser eilte mit einem starken Heere neuer Truppen herbei, um diese feste Stadt, an der sehr viel gelegen war, zu entsetzen und den General Beaulieu abzulösen. Er hatte sein Heer in zwei Haufen getheilt, mit welchen er gegen Mantua anrückte; Buonaparte ging ihnen aber entgegen und schlug einen nach dem andern. Wurmser konnte nichts thun als die Besazzung der bedrängten Stadt verstärken, die aber am Ende doch durch Hunger bezwungen wurde.

Während dieß in Italien vorging, rückte raschen Schrittes General Jourdan vom Unter-Rhein her mit einem starken Heere durch Franken, und General Moreau mit einem andern durch Schwaben und Baiern gegen Oesterreich vor. Die Franzosen waren ihres Sieges gewiß. Gemeine Soldaten und Offiziere erkundigten sich aller Orten, wie viel Meilen noch nach Wien seien? Schon bei Neumark trafen sie aber einen Wiener an, der sie viel rascher wieder an den Rhein zurückschickte als sie gekommen waren. Dieß war der Erzherzog Karl, der sie mit einem gut gerüsteten Heere erwartete, um ihre Vereinigung mit Moreau zu verhindern, der schon in der Gegend von München stand. Sie wurden am 22. August bei Neumark, am 24. bei Amberg geschlagen, und zwar so nachdrücklich, daß sie nicht schnell genug den Rückweg finden konnten. Erzherzog

Karl folgte ihnen auf dem Fuße nach und schlug sie nochmals bei Würzburg, verließ sie auch nicht eher, als bis sie wieder über dem Rheine waren (1796).

General Moreau, der schon bei München von den Generalen Fröhlich und Fürstenberg angegriffen worden war, mußte, auf die Nachricht von Jourdans Niederlage, eiligst seinen Rückzug antreten, um nicht abgeschnitten zu werden. Er führte sein Heer, weil er auf der gemeinen Landstraße Aufenthalt durch feindliche Truppen besorgte, durch die rauhesten, unwegsamsten Gebirge an den Rhein zurück, konnte diesen Strom aber doch nicht erreichen, ohne erst dem Erzherzog Karl, der sich schnell von dem Niederrhein nach dem Oberrhein gewendet, noch eine Schlacht bei Emmendingen zu liefern, in welcher wieder die Teutschen siegten. Gleichwohl führte der geschlagene Moreau sein Heer im Angesichte des Feindes in voller Ordnung über den Strom, und erwarb sich durch seinen meisterhaften Rückzug, den Ruhm eines der geschicktesten Feldherren (Sept. 1796).

Wer hätte bei der erfreulichen Wendung, den der Krieg in Teutschland genommen hatte, glauben sollen, daß in dem nächsten Jahre ein so nachtheiliger Friede erfolgen würde? — Dieser Friede wurde durch Buonaparte von Italien her erzwungen. Mantua war am 2. Febr. 1797 gefallen. Dem französischen Feldherrn stand also wieder sein ganzes Heer zu Gebote und er hatte noch Verstärkung durch die Generale Bernadotte und Massena erhalten. Ihm gegenüber übernahm jetzt der siegreiche Erzherzog Karl den Oberbefehl. Sein Heer aber war zu schwach gegen die vereinten Kräfte der Feinde; er wurde, von Posten zu Posten, bis über die Gebirge nach Steiermark zurückgedrängt. Die Franzosen besetzten Klagenfurt und kamen bis nach Judenburg. Jetzt, da Buonaparte die Hand schon nach

Wien ausgestreckt hatte und das ganze Land vor ihm zitterte, wurden von ihm Friedensvorschläge gemacht, und wirklich die vorläufigen Bedingungen zu Leoben unterzeichnet (18. April 1797). Der völlige Friede kam aber erst sechs Monate später auf dem gutsherrlichen Schlosse des Dorfes Campo-Formio zu Stande. Oesterreich verlor durch denselben seine Niederlande und seine schönen ehemaligen Besitzungen in Italien. Dafür erhielt es die Stadt Venedig, die venetianischen Inseln im adriatischen Meere, Istrien und Dalmatien. — Venedig war nämlich seit kurzem von den Franzosen unterjocht worden, damit es den Oesterreichern als Entschädigung konnte angeboten werden. — Aus den abgetretenen italienischen Provinzen, nämlich Mailand und Mantua, ferner aus Reggio, Massa Carrara, einem Theile des venetianischen Gebietes, und endlich aus Ferrara, Bologna und andern sonst päbstlichen Besitzungen, wurde jetzt von den Franzosen eine neue Republick gebildet, die den Namen der Cisalpinischen erhielt. — Ehe aber der Friede mit dem teutschen Reiche erfolgte, kam schon wieder ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zum Ausbruch.

26.

Zweiter österreichisch-französischer Krieg. Suwarow. Die Schlachten an der Trebia, bei Marengo, bei Hohenlinden. Luneviller Friede.

(J. 1798 — 1801.)

Frankreich war nicht minder gewaltthätig im Frieden als im Kriege. Es erlaubte sich, zur Erweiterung seines Gebietes und seiner Streitkräfte, Unternehmungen

gegen die Nachbarstaaten, welche die andern Mächte unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen konnten. Genua bekam durch die Franzosen eine andere Verfassung und den Namen der ligurischen Republik; Rom mit seinem Gebiete wurde unterjocht und in eine Republik verwandelt (1797), die Schweiz nach blutigen Gewaltthätigkeiten besiegt und abhängig von dem französischen Staate gemacht. Da die Franzosen England zur See nicht zu überwältigen vermochten, so wurde beschlossen, es zu Lande in seinen indischen Besitzungen anzugreifen. Die Ausführung dieses kühnen Plans übernahm der muthige und thätige General Buonaparte. Es wurde eine Flotte ausgerüstet, Buonaparte schiffte sich auf derselben, mit 25,000 Mann erfahrner Landtruppen ein, und langte glücklich an der Küste von Aegypten an. Kaum aber war er an das Land getreten, so wurde seine Flotte bei Abukir, an der Mündung des Nils, von den Engländern, unter Anführung des Admirals Nelson, angegriffen und gänzlich zu Grunde gerichtet.

Durch diese Unternehmung zogen sich die Franzosen neue Feinde und einen neuen Krieg zu. Es war von ihnen das türkische Gebiet verletzt worden. Hoch ergrimmt über diesen Frevel, schloß der türkische Kaiser einen Bund mit England und Rußland, und ließ sogleich Befehle zu Kriegsanstalten in alle seine Provinzen ergehen. Auch Neapel, das laut von den Franzosen bedrohet wurde, weil es die englische Flotte in seine Häfen aufgenommen hatte, trat dem Bündniß bei, und selbst Sardinien griff zu den Waffen.

Diesen gleichzeitigen Aufstand so vieler Mächte gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Franzosen, glaubte auch Oesterreich zur Wiedereroberung seiner verlornen Provinzen benutzen zu müssen. Es trat daher in Unter-

handlungen mit dem russischen Kaiser Paul I., der 60,000 Mann Fußvolk und 12,000 Kosacken versprach. Preußen aber, dem gleichfalls Anträge gemacht wurden, war nicht zu bewegen, sich an Oesterreich und Rußland anzuschließen. — Während dieß alles geschah, saßen noch zu Rastadt französische Bevollmächtigte, die in einem gebieterischen Tone, mit dem teutschen Reiche den Frieden vom vorigen Kriege unterhandelten. Sie mußten unverrichteter Sache zurückkehren, und einige von ihnen, die sich wahrscheinlich durch ihren Uebermuth besonders verhaßt gemacht hatten, wurden auf der Rückreise von kaiserlichen Husaren überfallen und niedergehauen.

Ehe die Russen in die Lombardei einrückten, war der Krieg schon von den Neapolitanern eröffnet worden. Sie griffen die Franzosen in Rom an, wurden aber zurückgeschlagen. Das französische Heer folgte ihnen auf dem Fuße nach, vertrieb den König von Neapel mit seiner ganzen Familie nach Sicilien, nahm fast ganz Unter-Italien ein und verwandelte Neapel in eine Republik (25. Jan. 1799). Da Frankreich eine Republick war, sollte alles republicanisirt werden. In der Folge verwandelte sich Frankreich wieder in einen monarchischen Staat, und sogleich wurden die Republiken zu Königreichen.

In der Mitte des Decembermonats 1798 langte die erste Abtheilung der russischen Truppen in Mähren an. Bald schlug man sich am Rhein, in der Schweiz, in Italien. Am Rhein fiel nichts erhebliches vor. Erzherzog Karl besiegte aber zum zweitenmal den General Jourdan, der bis Stockach vorgedrungen war und bemächtigte sich hierauf der Hälfte der Schweiz. In Italien war der österreichische Heerführer Krai nicht minder glücklich gegen den französischen General Scheerer, einen wüsten, dem Trunke ergebenen Mann, der von

ihm bei Verona und Magnano geschlagen wurde. Moreau übernahm hierauf den Oberbefehl über das französische Heer; das österreichische aber wurde durch die Ankunft der Russen verstärkt. Zwei der größten Feldherren standen jetzt einander gegenüber. Auf der einen Seite der Russe Suwarow, ein schon alter, aber jugendlich kühner und hocherfahrner Krieger, auf der andern der junge tapfere, weise und bedachtsame Moreau. Bald wurde der Junge von dem Alten bis nach Alessandria zurückgetrieben. Die Oesterreicher aber rückten wieder in Mailand ein und zertrümmerten die neue cisalpinische Republik. — Ein anderer französischer General, Macdonald, eilte jetzt von Neapel her und suchte sich mit Moreau zu vereinigen; Suwarow ging ihm aber entgegen bis an die Trebia, und schlug ihn mehrere Tage nacheinander mit solchem Nachdruck, daß das französische Heer beinahe gänzlich aufgerieben wurde. Zwei französische Generale waren besiegt; ein dritter, Joubert, trat an Moreaus Stelle und verlor in einem mörderischen Treffen bei Novi Ruhm und Leben (15. Aug. 1799).

Suwarow trennte sich nun, da ganz Ober-Italien den Feinden wieder abgenommen war, von den Oesterreichern, und wandte sich nach der Schweiz, um auch vollends aus diesem Lande die Franzosen zu vertreiben. Mit unsäglichen Schwierigkeiten kämpfend und fast bei jedem Schritt von Feinden aufgehalten, ging er über den St. Gotthardsberg. Seine Russen fingen an zu murren und wollten ihm nicht folgen über die ungeheuren Gebirge, an die ihre Augen nicht gewöhnt waren. Er aber warf sich vor ihnen nieder zur Erde, und verlangte, sie sollten ihn erst begraben, ehe sie ihn hier verließen. Darüber gingen sie wieder in sich, schämten sich ihrer Widerspenstigkeit und folgten willig seiner Leitung.

So drangen sie denn vor, bis zum Vierwaldstädter-See. Leider aber wurde Suwarows Zweck in diesem Lande nicht erreicht. Sein Untergeneral Korsakow, der die Stellungen des Erzherzogs Karl bei dem Abzuge dieses Fürsten nach dem Rhein übernommen hatte, ließ sich bei Zürich von dem französischen General Massena überfallen und schlagen. Einen gleichen Unfall hatten in der Schweiz die österreichischen Truppen unter General Hotze. Auch Suwarow selbst wurde von Massena und Lecourbe von zwei Seiten angegriffen, schlug aber beide zurück, und zog sich, weil nun die Schweiz durch ihn allein nicht mehr gerettet werden konnte, nach Feldkirch, wo er sich mit Korsakow wieder vereinigte.

Von nun an nahmen die Russen keinen Theil mehr an diesem Kriege. Der launische und wankelmüthige Kaiser Paul war, mehrerer Ursachen wegen, ganz unzufrieden mit dem österreichischen Hofe, und rief deswegen sein Heer mitten aus den Schlachten, zur großen Freude der Franzosen, wieder nach Rußland ab.

Oesterreich blieb sich nun allein überlassen; schien aber wenig zu fürchten zu haben, denn seine Heere standen siegreich in Italien und am Rhein, wo sie noch durch die Reichstruppen verstärkt worden waren. Nun trat aber ein Ereigniß ein, das von den nachtheiligsten Folgen für die Ruhe von Europa war. Buonaparte kam nämlich aus Aegypten zurück, wo er seine Absicht nicht hatte erreichen können, stürzte, von dem Rathe der Alten unterstützt, das Directorium, das einen Theil seiner Glieder schon selbst gestürzt hatte, und gab dem französischen Staate eine neue Verfassung. Frankreich sollte künftig von drei Consuln regiert werden, die auf zehn Jahre gewählt wurden. Der erste unter ihnen war Buonaparte selbst, mit einer sehr ausgedehnten Ge-

walt, wie sie vorher kaum der König besessen hatte. Dieß geschah im Monat November 1799.

Gleich darauf machte der neue Ober-Consul an England und Oesterreich Friedensvorschläge; sie wurden aber nicht angenommen, denn England hatte noch keine Neigung zum Frieden, und Oesterreich hoffte zu seinen glänzenden Eroberungen noch glänzendere zu machen. Das österreichische Heer verlor aber zu Anfang des Jahrs 1800 seinen besten Heerführer, denn der langen Kriegsunruhen müde, sehnte sich der Erzherzog Karl nach Erholung und legte das Commando nieder. Dagegen betraten auf französischer Seite drei der versuchtesten und glücklichsten Feldherren den Kriegsschauplatz, nämlich General Massena und Buonaparte selbst in Italien, General Moreau aber in Teutschland.

Durch Moreau wurde der österreichische General Krai, der statt des Erzherzogs Karl den Oberbefehl des Heeres übernommen hatte, von Donaueschingen landeinwärts getrieben, und bei Stockach (1800) geschlagen.

Nicht glücklicher waren die Oesterreicher in diesem Feldzuge in Italien. Massena, der dort dem General Melas gegenüber stand, hatte zwar nicht mehr als höchstens 50,000 Mann und das österreichische Heer war ihm weit überlegen. Nun erschien aber Buonaparte an der Spitze von 81,000 Mann zu seiner Verstärkung. Jetzt drohete Gefahr. Um seine Verbindung mit Massena zu hindern, ging ihm Melas entgegen bis auf die Gefilde zwischen Alessandria und Tortona. Hier kam es bei dem Flecken Marengo zu einer ewig denkwürdigen Schlacht.

Dreizehn Stunden lang wütheten die feindlichen Heere gegen einander mit Feuer und Schwerdt. Viermal wurden die Franzosen zurückgetrieben, viermal erneuerten sie ihren Angriff. Das Schlachtfeld war mit Todten und

Verwundeten überstreut. Der Sieg neigte sich auf die Seite der Oesterreicher, die Feinde flohen, die teutschen Krieger empfingen schon das Lob und den Dank ihres Feldherrn für ihre Tapferkeit und ihre Anstrengungen, als der junge französische General Desair mit dem Reservekorps erschien, das zurückweichende Heer sammelte, und das Treffen wieder herstellte.

Von einer österreichischen Kugel getroffen, sank dieser Heerführer gleich bei dem ersten Angriff leblos nieder; aber die schon verlorne Schlacht, wurde von den Seinigen noch gewonnen. Melas mußte das Schlachtfeld den Franzosen überlassen und sich über die Bormida zurückziehen (14. Jun. 1800). Dieser einzige Tag kostete ihm 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Nicht leicht war jemals ein Kampf mörderischer und folgenreicher gewesen, denn ganz Italien, mit Ausnahme der Städte Mantua und Ferrara gingen durch denselben verloren. Melas wurde von Buonaparte, Massena und Suchet, die ihn ganz einzuschließen droheten, so in die Enge getrieben, daß er die Trümmer seines Heeres nicht anders zu retten wußte als dadurch, daß er sich durch die Abtretung aller italienischen Festungen, mit Ausnahme der beiden genannten Städte, freien Abzug erkaufte.

Der Verlust der Schlacht bei Marengo war nicht das einzige große Unglück, das in diesem Feldzuge die österreichischen Heere traf, denn in Teutschland ging auch die Schlacht bei Hohenlinden verloren. Kaiser Franz hatte dem Feldzeugmeister Krai, zu dem das Heer kein rechtes Vertrauen mehr zu haben schien, den Oberbefehl abgenommen und ihn dem Erzherzog Johann übergeben; allein es wurde durch diese Veränderung nichts gewonnen. Moreaus Kriegserfahrung, seine weisen An-

stalten und Geistesgegenwart, wandten den Sieg auf seine Seite. Es war am dritten December 1800. Dieser verhängnißvolle Tag führte wieder für die Kaiserlichen einen Verlust von mehr als 18,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen herbei, und hundert Kanonen fielen in des Feindes Hände.

Unaufhaltsam rückte nun Moreau gegen Wien vor. Nur noch zwanzig Stund stand er von der Kaiserstadt, als Friedensvorschläge seinem weitern Vordringen Einhalt thaten. — Schon früher waren Unterhandlungen zu Luneville angefangen, aber unterbrochen worden. Jetzt wurden sie aufs neue angeknüpft, und endlich am 9. Februar 1801 der völlige Friede wirklich unterzeichnet.

Der Friede von Campo-Formio wurde durch den luneviller Frieden bestätigt. Zu dem was Kaiser Franz schon verloren hatte, mußte er auch noch die Grafschaft Falkenstein und das Frickthal abtreten. Das teutsche Reich mußte das ganze linke Rheinufer an Frankreich überlassen; die Fürsten aber, die dort ihre Besitzungen verloren, sollten auf dem rechten Rheinufer, besonders durch geistliche Güter, entschädigt werden.

Die Erzbisthümer Trier und Cöln wurden ganz aufgehoben; der Kurfürst von Mainz aber blieb, und nahm, als Kurfürst-Erzkanzler, seinen Sitz zu Regensburg. — Der Kurfürst von Baiern erhielt die Bisthümer Bamberg, Würzburg, Passau als weltliche Fürstenthümer, auch siebzehn Reichsstädte in Franken und Schwaben. Dagegen verlor er seine pfälzischen Lande am Rhein. — Dem Haus Brandenburg wurden die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, auch sächsische und westphälische Reichsstädte zur Entschädigung gegeben. — Würtemberg erhielt die Kurwürde und viele schwäbische Reichsstädte und Stifter. Auch Hessen-Cassel und der bisherige Groß-

herzog von Toscana, jetzt Fürst von Salzburg, erlangten die Kurwürde. — Hessen-Darmstadt bekam das Herzogthum Westphalen, das sonst zum Erzbisthum Cöln gehört hatte. — Baden wurde durch das Hochstift Constanz, durch Theile von den Hochstiftern Speier, Straßburg und Basel, und durch die Städte Heidelberg und Mannheim auch mehrere Reichsstädte sehr vergrößert, und erlangte zugleich die Kurwürde.

Große, ungeheure Veränderungen, viel größer als durch den westphälischen Frieden, wurden also durch den Luneviller in dem erschütterten teutschen Reiche hervorgebracht. Der sechste Theil, mit 4 Millionen Einwohnern, war ganz davon losgerissen worden; zwei der ältesten Erzbisthümer und eine Menge Bisthümer und andere Stifter waren aufgehoben; vier neue Kurfürsten traten an die Stelle der abgegangenen; von ein und funfzig Reichsstädten waren nicht mehr als sechs übrig; Hamburg, Lübek, Bremen, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg. — Mit Wehmuth sahen Vaterlandsfreunde den nahen völligen Umsturz des morschen Reichsgebäudes vor Augen, und wirklich war es nach einer tausendjährigen Existenz, in wenigen Jahren nicht mehr.

Nach dem Frieden zu Luneville, kam auch zwischen Frankreich und England der Friede zu Amiens zu Stande, der aber, so wie jener, nur von kurzer Dauer war.

27.

Dritter österreichisch-französischer Krieg. Schlachten bei Ulm und Austerlitz. Preßburger Friede.

(Jahr 1805.)

Nur vier Jahre sollte die mit so großen Opfern erkaufte Waffenruhe bestehen. Im Jahre 1804 hatte sich der bisherige Ober-Consul, Napoleon Buonaparte zum Kaiser der Franzosen krönen lassen, und alle anderen gekrönten Häupter mußten ihn dafür anerkennen. Er herrschte, dem Scheine nach, zwar nur mit beschränkter Gewalt, in der That aber ganz unumschränkt über Frankreich, das nun aus einer Republik wieder eine Monarchie geworden war, und nach einer so langen und blutigen Revolution dem Willen eines Einzigen gehorchte wie zuvor.

Stolz auf seine Macht, wendete der ländersüchtige Kaiser die Zeit des Friedens, mit Verhöhnung der Nachbarstaaten, ohne Scheu zur Ausführung seiner Vergrößerungsplane an. Im Jahre 1805 verwandelte er die cisalpinische oder italienische Republik in ein Königreich, und ließ sich selbst die Krone aufsetzen. Bald darauf vereinigte er die ligurische Republik (Genua), auch Parma, Piacenza, Guastalla mit Frankreich; und Helvetien mußte sich unter seine Vormundschaft begeben. Holland wurde als ein Theil von Frankreich benützt; und schon früher war Piemont mit dem französischen Staate vereinigt worden. Er breitete seine Arme immer weiter aus, um die Nachbarn damit zu umschlingen und zu erdrücken. Dieß alles erregte die höchste Besorgniß und Erbitterung bei den andern Mächten, besonders Oesterreich und Rußland; denn wer wollte nun einzeln in künftigen Kriegen einem Koloß wie Frankreich,

widerstehen? Die Engländer, welche bereits den Krieg wieder angefangen hatten, sahen sich von Napoleon mit einer Landung bedroht, und sparten daher weder Geld noch Unterhandlungen, das glimmende Feuer der Unzufriedenheit und des Hasses bei den andern Staaten zur vollen Flamme anzufachen; und so brach im Jahre 1805 ein neuer, kurzer, aber schrecklicher Krieg zwischen Frankreich, Oesterreich und Rußland aus.

Ein ansehnliches russisches Heer setzte sich sogleich in Marsch nach Mähren. General Mack aber, der das österreichische Heer anführte, erwartete nicht die Ankunft der Bundesgenossen, sondern ging rasch über den Inn und fiel in Baiern ein. Vergeblich hatte man sich bemüht, den Kurfürsten von Baiern von dem Bündniß mit den Franzosen abzuziehen. Er flüchtete sich bei der Ankunft der Oesterreicher in seine fränkischen Lande, und sein kleines Heer, das zu schwach war, dem mächtigen Feinde zu widerstehen, mußte ihm folgen. Bald hoffte er an der Seite der Franzosen wieder zurückzukehren, und Besitz von seinen verlassenen Staaten zu nehmen. Wirklich eilten ihm schon im September 1805 zwei französische Heere zu Hülfe. — Das eine kam durch Baden und Schwaben, zwang die Landesregenten, sich in Verträge mit ihnen einzulassen, und ging geradesweges auf Ulm los, wo General Mack mit seinen Oesterreichern eine feste Stellung eingenommen hatte. Das andere Heer kam über Würzburg, vereinigte sich mit den Baiern unter General Wrede, durchzog ohne Scheu das preußische Gebiet in Franken, das der österreichische Feldherr als eine unverletzbare Schutzmauer angesehen hatte, und kam ihm in den Rücken.

Am 14. October wurde Mack in seiner Stellung von allen Seiten angegriffen und geschlagen. Ein Theil der Franzosen mußte während der Schlacht bis über die

Knöchel in Wasser und Moraſt ſtehen; allein ſie achteten es nicht. Mack, dem alle Wege zur Flucht verſperrt waren, warf ſich mit den Trümmern ſeines Heeres in die Stadt Ulm, wo er ſich nach wenigen Tagen ergeben mußte; Erzherzog Ferdinand aber, der einen Theil des Heeres befehligte, ſchlug ſich mit ſeiner Reiterei durch die Feinde, und entkam glücklich nach Böhmen.

Raſchen Schrittes gingen nun die Franzoſen auf Wien los, jagten alles was ſich ihnen widerſetzte, in die Flucht und beſetzten ſchon am 15. November die Kaiſerſtadt Wien. Die noch übrigen öſterreichiſchen Truppen zogen ſich eiligſt nach Mähren, wo indeſſen 50,000 Mann Ruſſen angelangt waren. Eine zweite ruſſiſche Heeres-Abtheilung folgte ihnen nach. Sie waren jetzt ſtark genug, ſich den andringenden Franzoſen entgegen zu ſtellen, und eine neue Schlacht ſollte das Loos dieſes Feldzugs und vielleicht des ganzen Krieges entſcheiden. Sie wurde am 2. December 1805 bei Auſterliz geſchlagen. Die Ruſſen fochten wie Löwen; zu tauſenden lagen die Franzoſen auf dem Schlachtfelde; aber höhere Kriegskunſt ſiegte an dieſem Tage wieder über Muth und Tapferkeit; das ruſſiſch-teutſche Heer mußte ſich geſchlagen zurückziehen. Der linke ruſſiſche Flügel wollte ſich über einen Sumpf retten; Napoleon ließ das Eis mit Kanonen zuſammenſchießen und eine Menge braver Krieger verſank. Er nannte dieſe Schlacht die Dreikaiſerſchlacht, weil außer ihm auch der öſterreichiſche Kaiſer Franz und der ruſſiſche Kaiſer Alexander dabei zugegen waren. Mit Franz hatte Napoleon bald nach dieſem Treffen in einer Mühle eine perſönliche Unterredung, welche einen Waffenſtilleſtand, und zwanzig Tage darauf allzuübereilt den Frieden herbei führte. Ich ſage zu übereilt, denn es war ein drittes ruſſiſches Korps im Anzuge, Erzherzog Ferdinand kam mit 20,000

Mann aus Böhmen, und Erzherzog Karl, der wieder seine Einsamkeit verlassen hatte, näherte sich von Italien her mit einem siegreichen Heere, zur Befreiung der Hauptstadt, im Rücken des Feindes.

Der Friedensabschluß erfolgte zu Preßburg unter sehr harten Bedingungen. Oesterreich mußte Venedig mit dem dazu gehörigen Gebiete an Frankreich zurückgeben, mußte Napoleon als Kaiser und König von Italien, die Kurfürsten von Baiern und Würtemberg aber als souveraine Könige anerkennen, und ihnen und dem Kurfürsten von Baden zur Vergrößerung ihrer Lande, Tyrol, Vorder-Oesterreich, den Breisgau ꝛc. ꝛc. abtreten. Dagegen ward Salzburg und Berchtesgaden mit Oesterreich verbunden, und der bisherige Kurfürst von Salzburg mit Würzburg entschädiget.

28.

Der Rheinbund. Franz II. legt die teutsche Krone nieder. Gänzliche Auflösung des teutschen Reichsverbandes.

(Jahr 1806).

Nach dem Frieden von Preßburg schien Napoleon den großen Gedanken in sich zu tragen, sich nach und nach die Alleinherrschaft über ganz Europa zuzueignen. Er machte seinen Bruder Joseph zum König von Neapel, welches schöne Land mit großer Schnelligkeit war erobert worden; seinen zweiten Bruder, Ludwig Napoleon, setzte er zum König über Holland, sein Schwager, Joachim Murat, wurde Großherzog von Berg *);

---

*) Das Herzogthum Berg gehörte vorher dem König von Baiern, der es für das Fürstenthum Ansbach abtrat.

seinen Kriegsminister Alexander Berthier machte er zum Fürsten von Neuschatel, und einige Jahre später einen seiner Brüder zum König von Spanien. Es versteht sich, daß alle nur blinde Werkzeuge in seiner Hand und Vollstrecker seiner Befehle seyn sollten.

Zum Oberhaupte eines Theils des teutschen Reichs warf er sich selbst, unter dem Namen eines Protectors des rheinischen Bundes auf den er errichtete. Dieser Bund, der sich ganz in der Stille bildete, wurde zu Paris am 12. Juli 1806 abgeschlossen. Es traten demselben bei: die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Kur-Erzkanzler, der Kurfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Berg, letztere als Großherzoge, dann die Fürsten von Nassau und Hohenzollern auch mehrere andere Fürsten, im ganzen neunzehn, die sich sämmtlich von dem bisherigen teutschen Reichsverbande, und also von dem Gehorsam gegen den teutschen Kaiser, lossagten und als souveraine Fürsten, unter dem Schutze eines Ausländers, auftraten und sich verbindlich machten, ihm in allen seinen Kriegen beizustehen, folglich auch bei eintretendem Falle das Schwerdt gegen ihre teutschen Brüder zu ziehen. So kämpfte einst ein Theil der germanischen Völker für die stolzen Römer gegen ihr gemeinschaftliches Vaterland. — Napoleon wollte jetzt das teutsche Reich nicht länger anerkennen, und Kaiser Franz wollte nicht länger eine entwürdigte Krone tragen. Er legte sie daher durch seine Entsagungs-Urkunde vom 6. August 1806 förmlich nieder und behielt fortan nur den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich, den er schon die Zukunft ahnend, in dem Jahre 1804 angenommen hatte. So war denn nun das von Karln dem Großen gegründete römisch-teutsche Kaiserthum,

nachdem es 1006 Jahre bestanden hatte, durch den Einfluß eines Fremdlings zertrümmert, und der eine Theil von Teutschland stand dem andern feindlich gegenüber. Alle ehemaligen reichsunmittelbare Fürsten und Herren aber, die nicht zum rheinischen Bunde berufen waren, wurden durch einen Machtspruch Napoleons den mächtigeren Rheinbund Fürsten unterworfen, in deren Staaten ihre Besitzungen lagen.

Neueste Geschichte.

Achter Zeitraum.

Von der Auflösung des alten teutschen Reichsverbandes bis auf die Errichtung des teutschen Bundes und auf unsere Zeiten.

(J. 1806 bis 1815 und 1823.)

29.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Französisch-preußischer Krieg. Schlachten bei Jena, Eylau, Friedland. Tilsiter Friede.

(Fried. Wilh. vom J. 1797.)

Friedrich Wilhelm III. machte es sich gleich nach dem Tode seines Vaters zu einem angelegentlichen Geschäfte, das Volk mit der Regierung auszusöhnen, und ihr das verlorne Zutrauen wieder zu erwerben. Durch weise Sparsamkeit und lange Entfernung aller Kriege, füllte er wieder die geleerte Schatzkammer; durch die Aufhebung des verhaßten Religionsediktes, und die Verabschiedung derer die dazu gerathen hatten, zeigte er sich als einen aufgeklärten Beschützer der Geistesfrei-

heit. Die Liebe des Volks erwarb er sich auch noch besonders durch ein schönes, fast bürgerliches Zusammenleben mit seiner liebenswürdigen, geistreichen und tugendhaften Gemahlin, Louise, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, die durch ihre herablassende Güte und Freundlichkeit alle Herzen fesselte. Die Leitung der Staatsgeschäfte wurde von dem Könige seinem allgemein verehrten Staatskanzler, dem nachherigen Fürsten von Hardenberg, übertragen, der mit fester Hand das Staatsruder führte.

Von des Königs Friedensliebe zeugte seine lange Nachgiebigkeit gegen den unternehmenden und stolzen Weltstürmer Napoleon. Er hätte sehr gewünscht sein Freund bleiben zu können, wie er es seit dem Baseler Frieden war; als er aber merkte, daß der Franzose diese Abneigung gegen den Krieg als Schwäche behandelte und sie mißbrauchte, da griff er nach den Waffen.

Schon vor dem Preßburger Frieden hatte Kaiser Napoleon die Abtretung des Fürstenthums Ansbach für Baiern, und der Fürstenthümer Cleve und Neufchatel für Frankreich verlangt, und dem König dafür das Kurfürstenthum Hannover angeboten, das dem Könige von England gehörte, aber von den Franzosen in Besitz genommen worden war. Der König sträubte sich gegen diesen Tausch, weil er voraus sah, daß er dadurch in Mißhelligkeiten mit England würde verflochten werden; aber sein Abgesandter, Graf Haugewitz, unterzeichnete die Abtretung, ohne dazu ermächtigt zu seyn. Napoleon gab das, was er einmal hatte, nicht leicht wieder heraus. Dieß erregte den Unwillen des Königs und verstimmte ihn noch mehr gegen den französischen Kaiser, von dem er schon durch die Verletzung seiner Neutralität auf dem Marsche nach Ulm hoch beleidigt worden war. Hierzu kam denn auch noch die

Errichtung des gefahrdrohenden Rheinbundes, der die Unterjochung der einen Hälfte Teutschlands durch die andere zum Zweck zu haben schien. Um denselben weniger schädlich zu machen, suchte Friedrich Wilhelm einen Gegenbund zu Stande zu bringen, dem alle teutsche Fürsten beitreten sollten, die nicht zum rheinischen Bunde gehörten. Dieß war der nordische Bund, an dessen Spitze sich der König selbst stellen wollte. Durch diese Schritte entstanden Mißhelligkeiten. Friedrich Wilhelm verlangte, Napoleon sollte die Errichtung des Bundes nicht hindern, sollte seine Truppen aus Teutschland ziehen, und Wesel nicht als eine französische Festung behalten. Diese Forderungen wurden verworfen. Beide Theile nahmen nun eine drohende Stellung gegeneinander an. Preußen schloß ein Bündniß mit Rußland und ließ sein Heer ausrücken. Am 8. October 1806 ging es schon über die Saale. 22,000 Sachsen hatten sich ihm angeschlossen, aber die Russen waren noch ferne.

Napoleon zog dem vereinten Heere in Eilmärschen entgegen mit seinen Truppen, die noch in Schwaben und Franken lagen. Die Preußen waren in zwei große Heereshaufen getheilt: der eine stand bei Jena unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig, der andere bei Auerstädt unter dem Prinzen von Hohenlohe. Beide wurden an einem Tage angegriffen. Es war der 14. October 1806. Mehr als 150,000 Krieger auf jeder Seite und gegen 800 Kanonen verbreiteten Tod und Schrecken um sich her. Bei Jena führte Napoleon seine Franzosen selbst an und hatte die Generale Lannes, Augereau, Ney, Soult unter sich; bei Auerstädt hatten sie Davoust zum Führer. Der Herzog von Braunschweig sank bei Auerstädt, gleich beim ersten Angriffe, von einer Kugel ge-

troffen. Es entstand dadurch Verwirrung im Heere. In Gefahr umgangen zu werden, mußte es zurückweichen. Die Feinde drangen mit Ungestüm heran; kaum hatten der König und die Königin, die sich bei der Schlacht befanden, noch Zeit sich zu retten; bald gerieth alles in wilde Flucht. Gleiches Schicksal hatte die andere Abtheilung des preußischen Heeres bei Jena. Umsonst suchte eines bei dem andern Hülfe; ganze große Züge von 20,000 Mann mußten sich ergeben. Nur ein kleiner Theil, meistens Reiterei, konnte sich retten. Man rechnete über 20,000 Todte und Verwundete, mehr als 40,000 Gefangene, wozu in den folgenden Tagen noch viel mehr kamen, 300 Kanonen fielen den Siegern in die Hände. — Eine so schmähliche Niederlage mußte ein Heer erleiden, das unter Friedrich II. der Stolz und die Bewunderung von ganz Teutschland gewesen war.

Schon am 27. October rückten die Franzosen in Berlin ein. Die Festungen Magdeburg, Stettin, Küstrin, und die meisten schlesischen Festungen, gingen nach einem kurzen Widerstande verloren. Ehrgefühl, Muth und Tapferkeit schienen ganz von den preußischen Kriegern gewichen zu seyn.

Die Trümmer des zerstreuten Heeres vereinigten sich mit den Russen, die jetzt erst den Kampfplatz betraten. Es wurde eine Zeitlang in Polen gefochten, dann zog sich der Krieg in das Königreich Preußen. Am siebenten und achten Februar 1807 schlug man sich bei Eylau zwei Tage lang in wilder Schlacht, unter Sturm und Schneegestöber. Umsonst aber fielen auf beiden Seiten ganze Rotten Krieger, umsonst wurde fast die ganze französische Garde geopfert; der Sieg blieb unentschieden; beide Heere behaupteten sich auf dem

Schlachtfelde und entfernten sich am Ende nach zwei entgegengesetzten Seiten.

Vier Monathe lang blieb nun das russisch-preußische Heer unthätig; die Franzosen aber eroberten in dieser Zeit die wichtige Festung Danzig. Bald darauf wurden die Gefechte erneuert, bis endlich am 12. Juni die furchtbare Schlacht bei Friedland der Fehde den Ausschlag gab. Sie fing mit frühem Morgen an. Um Mittag glaubten die Russen den Sieg in den Händen zu haben, denn die Franzosen fingen an auf allen Seiten zu weichen. Allein die französischen Generale Ney und Victor eilten mit Verstärkung herbei; der Kampf wüthete nun grimmiger als vorher, bis gegen Mitternacht, wo die Russen nach einer gänzlichen Niederlage in die Flucht geschlagen wurden. Sie zogen sich in Eile nach dem Niemen zurück; Napoleon aber rückte am 19. Jun. 1807 in die Grenzstadt Tilsit ein.

Des Krieges satt, neigte sich jetzt Rußland zum Frieden, König Friedrich Wilhelm mußte denselben mit der Hälfte seiner Monarchie erkaufen. Alle seine Provinzen an dem linken Ufer der Elbe gingen verloren. Napoleon wandte sie seinem Bruder Hieronymus zu, für den er das neue Königreich Westphalen errichtete; der größte Theil von Polnisch-Preußen und ein Theil der Lausitz kam unter dem Namen des Großherzogthums Warschau an den Kurfürsten von Sachsen, der indessen den Königstitel angenommen, sich von dem Bündniß mit Preußen losgesagt hatte und dem rheinischen Bunde beigetreten war; das Uebrige von Polnisch-Preußen wurde Friedrichs bisherigem Freunde und Bundesgenossen, dem Kaiser Alexander gegeben, und das Fürstenthum Baireuth kam an den König von Baiern. Danzig aber wurde für eine freie Stadt erklärt.

Die Lande des Kurfürsten von Hessen und des Herzogs von Braunschweig, die es mit Preußen gehalten hatten, gingen für ihre Besitzer verloren, und wurden dem neuen Königreich Westphalen einverleibt; der rheinische Bund wurde bestätigt und Teutschland bekam eine ganz andere Gestalt. Alle Fürsten, die nicht dem Rheinbunde beigetreten waren, verloren ihre Souverainetät und mußten ihre ehemaligen Mitstände im Reiche als ihre Oberherren anerkennen.

30.

Vierter österreichisch-französischer Krieg von 1809. Napoleon in Wien. Schlachten bei Groß-Aspern und Wagram. Wiener Friede.

Der König von Preußen war halb vernichtet; doch saß er noch auf dem Throne. Von ihm wendete Napoleon seine Blicke weg nach Spanien, wo sein alter Freund und Bundesgenosse, Karl IV. herrschte. Es waren Zwistigkeiten in der königlichen Familie zwischen Vater und Sohn entstanden. Napoleon benutzte dieselben; riß dem alten schwachen König die Krone vom Haupte, zwang den Sohn dem Throne zu entsagen, und setzte seinen Bruder Joseph, bisherigen König von Neapel, darauf. An Josephs Stelle wurde aber Joachim Murat, Großherzog von Berg, zum König von Neapel ernannt. — Napoleon versetzte Könige wie gemeine Staatsbeamte, raubte, nahm, verschenkte Kronen, und stürzte ohne Scheu, Reiche um.

Diesen Mißbrauch der Macht glaubte Oesterreich nicht länger mit Ehre ansehen zu können. Das teutsche Reich war vernichtet, Preußen überwältigt, Spanien

seinem rechtmäßigen Besitzer geraubt. Es war vorauszusehen, daß bald der Uebermüthige seine Waffen aufs neue gegen Oesterreich wenden würde; daher schien es rathsamer, ihm zuvorzukommen und die günstigen Zeitumstände zu benutzen, denn Napoleon war damals in einem harten Kampfe mit dem spanischen Volke verwikkelt, das sich nicht geduldig unter das Joch der Franzosen schmiegen wollte, und den Teutschen ein beschämendes Beispiel edler Selbstvertheidigung gab. Vielleicht war es jetzt noch Zeit der geschwächten österreichischen Monarchie wieder zu ihrer vorigen Macht zu verhelfen. So dachten wenigstens Kaiser Franz und seine Räthe. Den Franzosen wurde daher den 27. März 1809 aufs neue der Krieg angekündigt, und alle Kräfte des Staates, Linientruppen, Freiwillige und Landwehrmänner wurden aufgeboten, ihn mit Nachdruck zu führen.

Kaiser Napoleon eilte sogleich aus Spanien zurück nach Frankreich und betrieb seine Rüstungen. Der Rheinbund mußte ihm die französischen Soldaten ersetzen, die in Spanien fochten; durch teutsche Arme sollten die Teutschen besiegt werden. Schon am 18. April 1809 traf er in Ingolstadt ein und schlug am 20. 21. 22. 23. vier Tage nacheinander die Oesterreicher, immer die ganze Kraft seiner Stöße gegen einen Punkt richtend. Allenthalben, wo er sich zeigte, ging der Sieg vor ihm her. Täglich drang er weiter vorwärts gegen Wien; nichts vermochte ihn aufzuhalten. Die Landwehr schloß sich an die zurückweichenden Linientruppen an; allein sie wurde niedergeworfen von seinen gepanzerten Reitern und in die Flucht getrieben. Am 12. Mai rückte er schon in Wien ein. Noch aber war sein Sieg nicht vollkommen. Erzherzog Karl, der ihn mit seinem Heere am linken Donauufer erwartete, mußte erst überwunden

werden. Napoleon zögerte nicht lange, ihn anzugreifen. Seine Armee stand noch an dem rechten Donauufer. Er ließ eine Brücke über den Strom nach der großen Insel Lobau, und von da eine andere nach dem linken Ufer schlagen. Auf diesen Brücken vollbrachten seine Krieger den Uebergang und besetzten sogleich die Flecken Aspern und Eßlingen. Erzherzog Karl ließ seine Oesterreicher in fünf Colonnen gegen sie anrükken. Es war der Pfingstsonntag (21. Mai 1809). Der Angriff erfolgte Nachmittags um drei Uhr. Es begann sogleich ein fürchterlicher Kampf um das Dorf Aspern; man schlug sich in jeder Straße, jedem Hause; der Kirchthurm, die Böden, die Keller mußten erobert werden; und was mit größter Anstrengung erstürmt worden war, ging in der nächsten Stunde wieder verloren. Endlich machte die einbrechende Nacht dem Gefechte ein Ende. Die Oesterreicher blieben im Besitz des Dorfes, aber schon um vier Uhr morgens wurde der Kampf erneuert. In Schlachtordnung rückten nun beide Heere auf der Ebene zwischen Aspern und Eßlingen gegeneinander an; 400 Feuerschlünde sprüheten auf beiden Seiten Tod und Verderben aus; nie hatten die ältesten Soldaten einen so fürchterlichen Geschützdonner gehört. Die französischen Küraſſiere versuchten in das österreichische Fußvolk einzuhauen; allein es stellte sich in große dichte Vierecke, hielt den Pferden das Bajonett vor, und die hintern Reihen schossen Reiter und Rosse nieder; alle Versuche, sie zu durchbrechen, waren vergeblich. Jetzt ließ Erzherzog Karl einen Versuch machen, die Schiffbrücken der Franzosen zu zerstören, der von dem herrlichsten Erfolge war. Es wurden nämlich Schiffmühlen und andere schwer belastete Fahrzeuge den angeschwollenen, reissenden Strome hinabgeschwemmt, und siehe da, sie rissen glücklich die

Schiffe auseinander und trennten so die Verbindung des französischen Hauptheeres mit dem Unterstützungsheere am rechten Ufer. Mit frischem Muthe wurde nun der Kampf von den Oesterreichern erneuert; die Franzosen aber fochten bald nur noch um ihre Erhaltung und ihren Rückzug. Zu ihrem Glücke hatte der Flecken Eßling, der ihn deckte, und wo General Massena den Oberbefehl führte, von den Oesterreichern nicht erobert werden können; sie entkamen daher noch zum Theil gut genug auf die Insel Lobau. Ein und funfzig tausend Kanonenschüsse sollen an diesem Tage geschehen, und gegen 60,000 Mann von beiden Seiten; auf Seite der Franzosen aber meistens Teutsche, die unter Napoleon dienten, auf dem Schlachtfelde liegen geblieben seyn. 3000 Panzer wurden nach der Schlacht gesammelt. — Und was war, werdet ihr fragen, der Gewinn von dieser gräßlichen Schlacht für die gute Sache? — Ach, nichts wurde durch sie entschieden, und so viele Ströme Blut waren alle umsonst vergossen!

Doch sechs Wochen später gab eine andere große von den Oesterreichern verlorne Schlacht dem Kampfe den Ausschlag und führte schnell einen neuen, für Oesterreich drückenden Frieden herbei. Dies war die Schlacht bei Wagram. Napoleon hatte sein Heer durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener, Illyrier bis zu 150,000 Mann verstärkt, auch hatte er 584 Kanonen bei sich. Mit dieser Macht ging er wieder an derselben Stelle, wie das vorige mal, über die Donau, besetzte die halb zerstörten Dörfer Aspern und Eßling und rückte von da weiter gegen den Erzherzog Karl, der ihm nur 90,000 Mann entgegen zu stellen hatte, aber noch seinen Bruder, den Erzherzog Johann, erwartete, der ihn von Preßburg her verstärken sollte. Am fünften Juli fing das Treffen an, am 6.

endete es mit dem Rückzuge der Oesterreicher, die sich von dem Feinde überflügelt und von Erzherzog Johann, der spätestens um Mittag eintreffen sollte, verlassen sahen. Er kam erst Abends, als die Schlacht bereits verloren war, und mußte sich schnell wieder entfernen. —

Zwischen beiden Heerführern wurde nun ein Waffenstillestand verabredet, worauf am 14. October 1809 der Wiener Friede folgte. In einem einzigen Sommer war also der ganze Krieg geendet. Es gingen durch denselben wieder für Kaiser Franz eine Menge schöne Provinzen verloren: Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel, das Herzogthum Krain, ein Theil von Kärnthen, das Triester Gebiet, die Grafschaft Görz, das Friaul, ein Theil von Croatien, Fiume, das österreichische Istrien, Westgallizien, Cracau und ein Theil von Ostgallizien. Dieß alles war dahin. Das meiste behielt Napoleon für sich selbst; Salzburg und das Innviertel kam an Baiern, die polnischen Besitzungen gingen an das Großherzogthum Warschau und an Rußland über. Hart an seinen übrigen Landen, hatte nun Kaiser Franz den stolzen drohenden Feind; und seine Staaten berührten nun nicht mehr das adriatische Meer.

Des Kaisers Herz war zerrissen wie sein Reich. Noch aber stand ihm nach dem Frieden eine andere harte Prüfung bevor. Der übermüthige Sieger — er der Sohn eines corsischen Advocaten — erdreistete sich nämlich, die Tochter eben desselben Monarchen dem er so tiefe Wunden geschlagen hatte, zur Gemahlin, oder vielmehr, wie es scheint als Geißel zu verlangen. Zur Abwendung neuer Leiden, mußte sie ihm zugestanden werden. Zwar hatte Napoleon schon eine Gattin (Josephine); er ließ sich aber von ihr trennen, weil

sie schon zu alt war, um ihm Kinder zu gebären. Er wollte einen Sohn und Erben haben, und auch dieser Wunsch wurde ihm noch von dem Geschicke durch die Kaiserstochter, die junge Erzherzogin Marie Louise gewährt. Von nun an aber kehrte ihm das Glück, das bis jetzt alle seine Unternehmungen begünstigt hatte, unwillig den Rücken. Bedenkliche Bewegungen verkündeten schon den erwachenden Zorn der Völker, die das schmähliche Joch abzuschütteln, und unaufgefordert von ihren Fürsten sich ihre verlorne Ehre und Freiheit wieder zu erkämpfen suchten. In Preußen sammelte der Major Schill, in Hessen, Dörnberg, beide kräftige junge Helden voll Vaterlandsliebe, eine Anzahl muthiger Jünglinge um sich her und suchten die Franzosen, während Napoleon in Oesterreich stand, aus dem Lande zu verjagen. Ganz Tyrol erhob sich unter der Anführung des Gastwirths Andreas Hofer, wider seine Unterdrücker und vertrieb sie aus seinen Gebirgen; Schriftsteller ergriffen die Feder und stellten der teutschen Nation das Bild ihrer tiefen Erniedrigung vor. Allein die Stunde der Befreiung war noch nicht gekommen. Ueberwältigt von der Uebermacht der Feinde fiel Schill unter ihren Schwerdtern, Dörnberg mußte sich nach England flüchten, der wackere Buchhändler Palm, der das Buch: Teutschland in seiner tiefsten Erniedrigung verkauft hatte, wurde von den Franzosen zu Nürnberg, damals einer freien Stadt, aus seinem Hause, und von der Seite seiner Familie weggeholt und zu Braunau erschossen. Ein gleiches Schicksal hatte der Wirth Hofer zu Mantua. Aber dieses Wüthen der Franzosen gegen den entbrennenden Freiheitsgeist der Teutschen, erbitterte nur noch mehr die Gemüther und der verhaltene Grimm brach zu seiner Zeit nur desto furchtbarer aus.

31.

Napoleons Zug nach Rußland. Schauderhafte Vernichtung seines Heeres.

(Jahr 1812.)

Allgewaltig stand nun Napoleon da in seiner riesenhaften Größe, drohete mit der einen Hand seinen entkräfteten Feinden und riß mit der andern, ohne Sinn für Mäßigung und Gerechtigkeit, Provinzen und Königreiche an sich. Zuerst jagte er seinen redlich gesinnten Bruder Ludwig von dem holländischen Throne, weil derselbe sich sträubte, zu den Bedrückungen seines Volkes die Hand zu bieten, und vereinigte Holland mit Frankreich. Dann nahm er Besitz von dem ganzen nordwestlichen Teutschland an dem Ausflusse der Weser, Ems, Elbe, mit den alten Städten Bremen, Hamburg und Lübeck, wodurch die unglücklichen Teutschen ihre großen Ströme, ihre Küsten und ihren Seehandel verloren. Hierauf ließ er den Pabst von Rom wegschleppen und vereinigte auch das römische Gebiet mit dem übermächtigen Frankreich, und zwar mit der Bestimmung, daß sein erstgeborner Sohn, und der Erstgeborne aller künftigen Regenten Frankreichs, König von Rom seyn sollte. — Hätte Napoleon noch weiter gehen wollen, wer hätte es hindern können. Der Kaiser von Rußland war sein Bundesgenosse, Preußen und Oesterreich lagen entkräftet darnieder, England vermochte nichts gegen ihn, zu Lande.

Zur See aber waren ihm die Engländer furchtbare Feinde; sie hatten seine ganze Marine, seine ganze Seehandlung vernichtet. So bald ein neues Schiff aus seinen Häfen auslief, kamen sie und nahmen es weg. Die Britten und die Spanier, die noch immer herzhaft ihre

Freiheit vertheidigten, schienen die einzigen Störer seines Glücks. Darum ließ Napoleon auch kein Mittel unversucht, England von seiner Höhe herab zu ziehen. Dieses Land war vorzüglich mächtig durch den Handel, darum wollte er denselben zerstören, und den englischen Schiffen alle Seehäfen von Europa verschließen. In Frankreich, Italien, Holland und dem nördlichen Teutschland war es ihm auch schon gelungen. Wurden durch Schleichhandel englische Waaren eingeschwärzt, so nöthigte er die Fürsten, die unter seiner Botmäßigkeit standen, sie aufsuchen und verbrennen zu lassen, wenn das Gut auch schon bezahlt war. So fielen die verderblichen Folgen seiner Maaßregeln auf seine eigenen Völker und die Unterthanen der ihm befreundeten Fürsten, zurück; die Engländer aber fanden neue Handelswege, und lachten seines Zorns. Durch dieses gräuliche sogenannte Continentalsystem verarmten viele tausend Menschen in und außer Teutschland, und Millionen hatten dabei zu leiden.

Diesem heillosen System beizutreten, ließ sich auch der Kaiser von Rußland bereden, und Schweden wurde mit Waffengewalt genöthigt es anzunehmen. Bald aber lernte der russische Kaiser Alexander einsehen, welchen unverschmerzlichen Schaden er durch die Handelssperre gegen England seinen Unterthanen zufügte. Er ließ daher Milderungen eintreten. Darüber und über die Lande des Herzogs von Oldenburg, eines Verwandten des russischen Kaisers, die Napoleon an sich gerissen und nicht mehr herausgeben wollte, entstanden Mißhelligkeiten zwischen ihm und Kaiser Alexander. Napoleon, der keinen Krieg scheuete, nahm sich vor Schweden und Rußland mit Gewalt zu zwingen, sich in seinen Willen zu fügen. Zuerst ging er auf die Schweden los und nahm ihnen Schwedisch-Pommern

weg. Noch viel empfindlicher aber sollten in dem Innern ihres großen Reichs die Russen gezüchtigt werden.

Alle Kräfte seiner Staaten bot Napoleon zu diesem Riesenkampfe auf. Polen wählte er zu dem Sammelplatze seiner Völker. Zu 480,000 Franzosen und Italienern ließ er auch 100,000 Mann teutsche Bundestruppen stoßen; und Preußen und Oesterreich, jedes mit 30,000 Mann, mußte sich gefallen lassen, seine Flanken zu decken. — Er mochte eines glücklichen Erfolgs recht gewiß seyn, da er die Sicherheit seines Heeres dem Schutz so zweideutiger Freunde anvertraute, die, traf ihn ein großer Unfall, so leicht die Waffen gegen ihn kehren konnten.

So ging er nun, am 24. und 25. Juni 1812, mit mehr als einer halben Million Menschen und über 1200 Kanonen, über den Niemen, den russischen Grenzfluß gegen Preußen und Polen, nachdem er in eigener Person die Ufer des Stroms, als polnischer Reiter gekleidet, untersucht hatte. Er theilte jetzt sein großes Heer in zwei Schaaren. Die eine schickte er unter den Generalen Macdonald und Oudinot gegen Petersburg; die andere führte er selbst, mit General Ney, gegen Moskau. Die zwei Hauptstädte Rußlands wurden also zugleich von ihm bedroht, und beide hatten Ursache zu zittern, denn vergeblich bemüheten sich die russischen Heere die Feinde abzuhalten, wenigstens auf der einen Seite, die Moskau bedrohete. Raubend, brennend und mordend trieben Napoleons Krieger die Russen vor sich her, besiegten sie in den Schlachten von Smolensk und Mosaisk und kamen der alten ehrwürdigen Stadt Moskau täglich näher. Diese Stadt zu erreichen, war Napoleons Wunsch und Streben. Hier, im Herzen von Rußland wollte er den Winter zubringen, wollte, wie einst zu Wien und Berlin durch alle Provinzen des Reichs Brandschatzungen

ausschreiben, und sein zahlreiches Heer mit allen Bedürfnissen reichlich versehen lassen; im Frühjahre aber, wenn sich Kaiser Alexander nicht zum Ziele legte, auch auf Petersburg losgehen und ihm den Frieden theuer verkaufen. Diesen schönen Traum sah er schon halb verwirklichet, als er am 14. September 1812 die große und prächtige Kaiserstadt vor sich liegen sah, und kein Feind sich zeigte, der ihm die Annäherung streitig machte. General Kutusow hatte sich mit seinen Russen entfernt, weil er sich zu schwach fühlte, dem großen französischen Heere zu widerstehen, zu dessen Vertilgung er andere Anstalten gemacht hatte. Ungehindert konnte daher Napoleon seinen Einzug halten; die Thore waren unverschlossen, kein Schuß von den Mauern geschah auf seine Leute; nirgends lauschte ein Feind. Aber zu seinem nicht geringen Befremden drängte sich auch nicht, wie in andern eroberten Städten, die neugierige Menge heran, ihn zu sehen und anzustaunen. Dumpfe Stille herrschte in allen Straßen wie auf einem Todtenacker unter Gräbern. Fast alle Einwohner waren mit ihrer besten Habe entflohen, und die noch übrigen hielten sich in dem Innern ihrer Häuser verborgen. — Diese gänzliche Verödung der großen Stadt wollte den Franzosen nicht gefallen. Sie schien ihnen schon an sich sehr bedenklich, und dann merkten sie wohl, daß ihnen in den menschenleeren Häusern gar manches an ihrer Bequemlichkeit abgehen, und die Küche schlecht bestellt werden würde. Doch trösteten sie sich mit der Aussicht auf eine unermeßliche Beute. Bald wurde ihnen auch dieser Trost geraubt. Auf einmal stieg, an mehr als hundert Orten zugleich, Feuer auf; Rauchwolken wirbelten in die Luft; bei einem heftigen Winde, der sich erhoben hatte, verbreitete sich der Brand, wie ein Feuermeer über die ganze Stadt, und wüthete mehrere Tage lang fort. Bald war

das prächtige Moskau nichts weiter als ein Schutthaufen. Nichts blieb verschont als der Kreml, oder das kaiserliche Residenzschloß, das mit den dazu gehörigen Gebäuden mit einer dreifachen Mauer und einem tiefen Graben umgeben war. Hier hatte Napoleon mit den vornehmsten Offizieren sein Quartier genommen, indeß von seiner Mannschaft vor der Stadt ein Lager bezogen worden war. Die Soldaten kamen schaarenweise herein und wühlten in den dampfenden Ruinen nach Beute. Ihre Mühe blieb auch nicht unbelohnt; bald aber kam es dahin, daß ihnen an einem Stück Brod mehr gelegen war als an einem Klumpen Gold.

Durch die Einäscherung Moskaus war Napoleons ganzer Plan verrückt worden. Von Feinden umgeben, ohne Lebensmittel, ohne Geld, ohne Kleidung und Obdach für sein Heer, konnte er hier nicht überwintern. Die kleinsten wie die größten Bedürfnisse mußten erst erkämpft werden. Die Russen wagten sich immer näher. So oft ein Trupp französischer Reiter auf Fouragiren auszog, waren ihm die Kosaken auf dem Nacken. Noch furchtbarer als die Feinde, näherte sich die schlimme Jahreszeit. Schon war die Hälfte des Octobermonats verstrichen und Napoleon saß noch immer in seinem Kreml, unschlüssig was er beginnen sollte. Er hatte Friedensvorschläge gemacht, aber man beantwortete sie zögernd und unbestimmt, denn alles war daran gelegen, ihn so lange als möglich aufzuhalten. Endlich sah Napoleon die Nothwendigkeit ein, die letzten erträglichen Herbsttage zu einem schleunigen Rückzuge zu benutzen.

Am 17. October 1812 trat er diesen schauderhaften Rückzuge mit reicher Beute beladen an, und ließ hinter sich den Kreml sprengen. Der russische Heerführer Kutusow folgte ihm auf dem Fuße nach, und ließ ihm keine Minute Ruhe. Unermüdet umschwärmten die

Kosacken seinen Rücken und seine Flanken; es erfolgten Anfälle auf Anfälle. Bald ließ sich drückender Mangel fühlen; und Hunger, Blöße, Ermattung, wurden durch die eingetretene Winterkälte noch empfindlicher. Die Wege waren mit Schnee und Eis bedeckt; Menschen und Pferde fielen zu tausenden und blieben liegen. Viele erfroren an dem Feuer, das sie sich angezündet hatten, weil sie vor Mattigkeit nicht mehr aufstehen und es unterhalten konnten; viele wurden von den Kosacken niedergehauen, ehe ihre erstarrten Hände erwärmt waren. Je weniger die Franzosen zu widerstehen vermochten, desto ungestümmer und hartnäckiger wurden die Anfälle.

Halb vernichtet erreichte endlich das fliehende Heer die Stadt Smolensk, wo es Ruhe und in seinen reichgefüllten Magazinen, Nahrung und Kleidung zu finden hoffte. Allein umsonst; der russische General Tschitschakoff drohete, mit Wittgenstein vereinigt, den Franzosen an dem Berescinastrom zuvorzueilen, und sie gänzlich von ihrer Heimath abzuschneiden. Napoleon mußte daher Smolensk sogleich verlassen, um einen Vorsprung vor den Feinden zu gewinnen. Hunger, Kälte, Krankheiten und Tod, wütheten jetzt aufs neue unter seinen Schaaren; ganze Züge wurden gefangen genommen und in das Innere von Rußland zurückgeschleppt.

Endlich erreichten die Trümmer dieses noch vor kurzem so zahlreichen und stolzen Heeres, die Ufer der Berescina, im russischen Gouvernement Minsk. Hier wartete ihrer noch die schwerste Prüfung. Am 27. November 1812 erfolgte auf zwei Brücken der Uebergang. Kaum waren sie hergestellt, so entstand ein fürchterliches Gedränge, denn der Feind war in der Nähe, und feuerte Schuß auf Schuß, mit Kartätschen unter die dichten

Haufen. Jeder wollte der erste seyn, der sich rettete, so lange Rettung noch möglich war. Um schneller über die Brücke zu kommen, stieß einer den andern in das Wasser; manche stürzten nieder und wurden von den Rädern der Wagen und Kanonen zermalmt; andere suchten auf treibenden Eisschollen das jenseitige Ufer zu erreichen, und fanden den Tod in den Fluthen. Zu tausenden wurden sie niedergeschossen. Eine ganze Heeres-Abtheilung, die den Nachtrab ausmachte, wurde von den Russen gefangen genommen; fast alles Geschütz und Gepäcke auch noch 20,000 andere Gefangene, fielen in ihre Hände. Doch das meiste hatte Napoleon schon selbst vernichten lassen. Beinahe alle unsere teutschen Brüder fanden auf diesem Rückzuge ihren Untergang, und nie erfuhren ihre trostlosen Aeltern an welcher Stätte sie begraben liegen. Noch herber war den Vätern und Müttern ihr Verlust durch den Gedanken, daß ihre Söhne nicht für teutsche Freiheit und teutsche Ehre, sondern für die Ruhmsucht des tyrannischen Verderbers ihres Vaterlandes ihr Leben geopfert hatten.

Die traurigen Ueberreste des vernichteten Heeres zogen sich gegen Wilna. Acht Meilen von dieser Stadt bestieg Napoleon einen Schlitten und eilte über Dresden nach Paris zurück. Stolz und trotzig war er ausgezogen, an der Spitze einer halben Million Menschen, einsam fliehend, still und mit Schmach bedeckt, kam er zurück. Seine Entfernung war das Signal zur völligen Auflösung seines Heeres. Marschälle, Offiziere, Soldaten folgten dem Beispiele ihres Kaisers. Jeder ging seinen eigenen Weg, jeder suchte sich zu retten wie er konnte; keine Compagnie hielt mehr zusammen; es war eine Heerde ohne Hirten. In dem kläglichsten Zustande kamen die meisten in Sachsen an. Viele Tausende aber unterlagen unterwegs ihren Leiden.

32.

Fortsetzung des Kriegs in Sachsen, mit Einmischung der Preußen. Großer Völkerbund gegen Napoleon. Die Schlacht bei Groß-Görschen. Die Befreiungsschlacht bei Leipzig.

(Jahr 1813.)

Ihr werdet euch erinnern, daß sich bei Napoleons Heer auch eine 30,000 Mann starke Schaar Preußen befand, die seinen linken Flügel decken sollten. Auch dieses Korps wurde von den nachsetzenden Russen bedrängt. Graf York aber, der es anführte, und gleich ahnete, daß jetzt die Stunde der Befreiung und der Rache für die so lange von den Franzosen verhöhnten, gedemüthigten und gemißhandelten Preußen gekommen sei, wollte sich nicht mit den Russen schlagen, sondern trat zu ihnen über und machte gemeinschaftliche Sache mit ihnen gegen die Franzosen, doch sollte erst der König den Vertrag bestätigen. Friedrich Wilhelm schien anfangs nicht recht geneigt dazu, denn es galt seine Krone, wenn der Schritt mißlang; durch die Stimme des Volks wurde er aber laut dazu aufgefordert. Alles schrie nach Krieg; kein Nacken wollte das fremde schmähliche Joch länger tragen, und eine so glückliche Gelegenheit es abzuschütteln, fand sich vielleicht nie wieder. Ergriffen und hingerissen von der allgemeinen Bewegung im Volke, das ein ganz neuer Geist zu beleben schien, und fühlend was innere Würde ihm gebot, begab sich der König von Berlin nach Breslau und rief schon am 2. Februar alle wehr- und waffenfähige Mannschaft unter seine Fahnen. Der Feind war nicht genannt, aber der Aufruf wurde verstanden. Junge und alte Krieger zu tausenden strömten aus allen Provinzen herbei. Wer nicht selbst das Schwerdt mehr führen konnte, der gab Geld und viele brachten in

der ersten Begeisterung ihren letzten Pfenning: um keinen Preis glaubte man die verlorne alte Freiheit zu theuer erkaufen zu können. O warum schlossen sich nicht gleich damals die allzuschüchternen Oesterreicher den muthigen Preußen an! Warum erdrückten sie nicht gleich mit vereinten Kräften vollends den schnöden Erbfeind, ehe er wieder zu Athem kommen konnte? — Doch er entging nicht seinem Schicksale.

Prinz Eugen, Vicekönig von Italien, einer von Napoleons Heerführern, sammelte indeß die zerstreuten französischen Krieger, die doch noch eine große Anzahl ausmachten, und zog sich mit ihnen bei Magdeburg hinter die Elbe zurück, wo er Napoleon erwartete, der in größter Eile in Frankreich ein neues Heer zusammenraffte, und zu seiner Verstärkung herbei eilte. Es bestand dieses Heer meistens aus den Besatzungen der festen Plätze, und aus Mauthsoldaten. Schon im Monat März ging er damit wieder über den Rhein. Die vereinigten Russen und Preußen konnten ihm nicht mehr, als 70,000 Mann entgegenstellen; die Franzosen waren noch einmal so stark. Gleichwohl wurde beschlossen, sie anzugreifen. Es kam zu einer blutigen Schlacht, bei Groß-Görschen unweit Lützen. Das Unternehmen aber wollte nicht gelingen; das verbündete Heer wurde mit einem Verlust von 15,000 Mann nach der Elbe zurückgetrieben, und ganz Teutschland zitterte aufs neue. Der Geist aber, der das preußische Heer belebte, blieb lebendig; es ließ den Muth nicht sinken. Auch die zweite Schlacht bei Bautzen ging verloren, und die Besiegten mußten sich bis nach Schlesien zurückziehen, wo ein Waffenstillestand geschlossen wurde. Sie erwarteten sehnlich die Ankunft der Schweden, die ihrem Bunde beigetreten waren, und hofften, daß auch das schwankende Oesterreich sich endlich für sie erklären würde.

Dieß geschah auch wirklich, weil Napoleon keine billigen Friedensvorschläge annehmen wollte; und nun begann der Krieg aufs neue furchtbarer als vorher. Das österreichische Heer suchte sich, während Napoleon in der Lausitz stand, von Böhmen aus, der Stadt Dresden zu bemeistern; er eilte aber schnell herbei zu ihrer Vertheidigung, und brachte seinen Feinden eine schmerzliche Niederlage bei. Von jetzt an, ging aber Napoleons Glücksstern gänzlich unter. Einer seiner Generale, Vandamme, wurde in Böhmen geschlagen und mit seiner ganzen Mannschaft gefangen genommen; ein anderer, Macdonald, wurde in Schlesien besiegt; es gingen die Treffen bei Großbeeren, Belzig, Dennewitz, verloren; Mangel und Krankheiten durch viele angreifende Gewaltmärsche veranlaßt, rafften ihm eine Menge Leute weg. Die Verbündeten zeigten sich überall, ohne sich noch auf eine Hauptschlacht einzulassen. Sie schienen ihm ein Glied nach dem andern zerbrechen zu wollen, ehe sie ihm den Herzstoß beibrachten. Der preußische General Blücher, vereinigte sich mit den Schweden und schlug den Grafen Bertrand; der Kosackenanführer Czernitscheff drang bis nach Kassel, und erklärte das Königreich Westphalen für aufgehoben. Immer enger schloß sich um Napoleon der Kreis seiner Feinde. Ohne Ausweg, saß er um die Mitte des Octobers, wie er voriges Jahr in Moscau saß. Wie dort, mußte er sich um jeden Preis Luft zu machen suchen. Eine Hauptschlacht in den Ebenen von Leipzig sollte ihn retten. Am 14. October traf er mit seinem Hauptquartier in dieser Stadt ein; das Heer, mit 14,000 Mann von Erfurt her verstärkt, war ihm schon vorausgegangen. General Augereau führte ihm ein Unterstützungsheer zu, das aus Spanien über Würzburg anrückte.

So begann denn am 16. October 1813 morgens um

neun Uhr, die große ewig denkwürdige Befreiungsschlacht bei Leipzig, wobei die drei Monarchen, Kaiser Franz, Kaiser Alexander und der König von Preußen zugegen waren. Napoleon, obgleich auf allen Seiten wüthend angegriffen, wurde am ersten Tage noch nicht bezwungen; nur einer seiner Feldherren, der Herzog von Ragusa, ward nördlich von Leipzig von dem preußischen General Blücher geschlagen. Den folgenden Tag war Waffenruhe. Napoleon suchte durch Unterhandlungen freien Abzug zu erhalten; allein vergebens. Der Kronprinz von Schweden traf mit 30,000 Mann zur Verstärkung der Bundesgenossen ein; und jeden Augenblick wurde der russische General Beningsen erwartet. Den nächsten Tag, oder nie wieder, konnten und mußten die Franzosen vernichtet werden.

Am 18. October mit Tagesanbruch hub also die große Schlacht aufs neue an. Lange standen die Franzosen unerschütterlich, doch schienen sie ohne Hoffnung auf Sieg, sich nur einen ehrenvollen Rückzug erkämpfen zu wollen. Vielleicht wäre er ihnen auch gelungen; allein die befreundeten teutschen Völker unter ihrem Heere; von denen sie längst schon im Herzen bitter gehaßt wurden, kehrten jetzt plötzlich die Waffen gegen sie. Die Sachsen und Würtemberger gingen zu den Bundesgenossen über; schon zehn Tage früher, hatten sich die Baiern gegen sie erklärt; in allen, stand der Entschluß fest, den gemeinschaftlichen Feind mit vereinten Kräften über die Grenzen zu jagen. Bald folgten die übrigen teutschen Fürsten ihrem Beispiele, nur der Fürst Primas und der König von Sachsen nicht, der zu Leipzig eingeschlossen, sich in Napoleons Gewalt befand.

Um 9 Uhr Vormittags hatte die Schlacht angefangen, um 3 Uhr Nachmittags war sie entschieden. Auf

den österreichischen General Bubna, wurde einer der letzten Angriffe der Franzosen gerichtet. Mehrere Generale eilten zu seiner Unterstützung herbei. Unter ihnen befand sich auch der Engländer Bogue mit einer Batterie Congrevischer Raqueten, von denen hier zum erstenmale Gebrauch gemacht wurde. Mit entsetzlichem Gezische, Heulen und Brausen fuhren die höllischen Brandmaschinen mit ihrem unauslöschlichen Feuer, unter die feindlichen Kriegsschaaren. Sieben platzten auseinander, und brennend wie Kerzen, raseten die französischen Soldaten im Felde herum. Eine ungeheure Menge anderer, fielen unter den Kugeln des Geschützes, oder unter den Lanzen und Säbeln der nachsetzenden Reiter. Am Abend waren die Franzosen ganz auf Leipzig zurückgeworfen. Man erzählt, daß als Feldmarschall Schwarzenberg mit dem Ausruf heransprengte: die Schlacht ist gewonnen! Kaiser Franz in frommen Dankgefühle gegen Gott, betend zur Erde niedersank. Der hochherzige Kaiser Alexander und der mannhafte König Friedrich Wilhelm, folgten von gleichem Gefühle begeistert seinem Beispiele, und schickten mit entblös'tem Haupte ein heißes Dankgebet zum Himmel; alle ihre Umgebungen von Kriegern aber brachen in lauten Siegesjubel aus. Den folgenden Morgen wurde die Stadt genommen und den Feinden nachgesetzt. Was da noch laufen konnte, das lief. Gefangen wurden 23 Generale, 30,000 Gemeine im Felde und 23,000 in den Lazarethen; die Sieger erbeuteten 500 Kanonen und auf dem Schlachtfelde sammelte man 100,000 Flinten. Die übrige Beute war ungeheuer.

In wilder Eile floh nun das gedrängte französische Heer über Erfurt dem Rheine zu. Aber schon standen die vereinten Baiern und Oesterreicher bei Hanau zu seinem Empfange bereit und suchten ihm den Weg zu ver-

treten. Zwischen zwei feindlichen Heeren eingeschlossen schien Napoleon verloren zu seyn; allein er fühlte sich noch stark genug, sich durch die Baiern durchzuschlagen, und entkam glücklich nach Mainz.

33.

Fortsetzung. Napoleons Sturz und Verbannung nach der Insel Elba.

(Jahr 1814.)

Die Bundesgenossen waren entschlossen, sich einen dauerhaften Frieden in dem Herzen von Frankreich zu erkämpfen. Nicht eher aber wollten sie über den Rhein gehen, als bis ihre ganze Macht schlagfertig seyn würde. Sie wurde noch mehr durch die Engländer, die Holländer, die Schweizer verstärkt. Die Holländer schüttelten von selbst das französische Joch ab; die Schweizer mußten dazu gezwungen werden. Gegen 1,200,000 Mann standen gegen Napoleon. Man hätte glauben sollen, er müßte zermalmt werden, und mit Ungeduld erwartete ganz Europa den Augenblick seiner Vernichtung; er wehrte sich aber furchtbar wie ein Löwe und konnte erst nach vielen blutigen Gefechten überwältigt werden.

Zwei Monate lang standen die verbündeten Heere unthätig an dem Rhein. Diese Zeit benützte Napoleon, seine Truppen wieder zu ergänzen und die letzten Kräfte des erschöpften Staates zu seiner Vertheidigung aufzubieten. Eine halbe Million junger Leute sollten ausgehoben werden, das ganze Volk sollte zu den Waffen greifen. Er verlangte das Unmögliche; allein was in so kurzer Zeit geschehen konnte, das geschah, obgleich so viele Väter und Mütter schon ihre Söhne beweinten,

und das Volk laut ob dem großen Menschenverlust murrte und zürnte.

An dem ersten Tage des Jahres 1814 setzten endlich die Heere der Bundesgenossen über den Rheinstrom, der sie von dem französischen Gebiete trennte und drangen ohne großen Widerstand vorwärts. Erst bei Brienne rückte ihnen Napoleon mit einem Heere von 70,000 Mann entgegen. Es kam da zu einem Treffen und er wurde geschlagen. Ein Verlust von 12,000 Mann, die er einbüßte, lähmte aber nicht seine Thätigkeit. Er ersetzte sie durch frische Truppen, die auf Wagen von der spanischen Grenze herkamen, und schlug einzeln bald die Preußen, bald die Baiern, bald die Russen, bald die Würtemberger. Zwei Monate lang focht er so mit abwechselndem Glücke. Endlich faßte er sogar den kühnen Entschluß, den Feinden in den Rücken zu kommen, und ihnen die Communication mit Teutschland ganz abzuschneiden. Dieß gelang ihm auch. Allein während er so hinter ihnen hausete, und sich der Straße nach Teutschland bemächtigte, gingen die Bundesgenossen rasch auf Paris los, schlugen ein Korps Truppen, das die Stadt beschützen sollte, und zwangen diese ihnen die Thore zu öffnen (31. März 1814).

Napoleons Herrschaft hatte nunmehr ein Ende. Kaiser Alexander und die übrigen Regenten wollten nicht mehr mit ihm unterhandeln. Es wurde sogleich eine neue Regierung organisirt und Napoleon förmlich abgesetzt. An seine Stelle rief man Ludwig XVIII. zum Könige aus.

Als Napoleon vernahm, daß die Feinde bis Paris vorgedrungen seyen, eilte er schnell mit seiner Mannschaft herbei, um die Uebergabe der Stadt zu verhindern. Allein er kam zu spät. Schon zu Fontainebleau erhielt er die Nachricht von seiner Entthronung. Gern hätte er

noch jetzt das Aeußerste gewagt; allein er konnte sich nach seiner Absetzung nicht mehr auf seine Generale, nicht mehr auf seine Soldaten verlassen. Nach manchen Unterhandlungen mußte er sich daher entschließen, dem französischen Throne zu entsagen, aber nur unter einem schlauen Vorbehalt that er es, den die Monarchen ihm zugestanden, weil sie keine Hinterlist dabei ahneten: Er verlangte nämlich die Beibehaltung des Kaisertitels, die Insel Elba (im mittelländischen Meere) mit voller Souverainetät zum Aufenthalte, und zwei Millionen an Geld, auch einen Theil seiner Garde zum Schutz seiner Person. Alles wurde ihm gewährt. Er mußte nun einen Wagen besteigen, und begleitet von einem österreichischen, russischen und preußischen General, die Reise nach dem Seegestade antreten, wo ihn eine englische Fregatte aufnahm und glücklich an seinen Bestimmungsort nach der Insel Elba brachte.

So glaubte man nun für immer eines gefährlichen Feindes entledigt zu seyn, und es wurde ruhig an dem Frieden gearbeitet. Ludwig XVIII. kam von England herüber und hielt am 3. Mai seinen Einzug zu Paris. Frankreich mußte alles zurückgeben, was es seit dem Jahre 1792 in Teutschland, Italien, Spanien und den Niederlanden erobert hatte. Alles was verloren war, wurde wieder gewonnen; und doch erregte dieser Friede wenig Freude, denn Frankreich wurde nicht zerstückelt, nicht gedrückt, nicht ausgesaugt wie Teutschland durch die Franzosen, mit einem Worte nicht nach dem Recht der Wiedervergeltung behandelt. Nicht einmal Contributionen durften die Franzosen bezahlen und all unser teutsches Geld, das wagenweise über den Rhein geführt worden war, blieb in ihren Händen. Sämtliche französische Kriegsgefangene wurden unentgeldlich zurückgegeben. — Am 30. Mai 1814, nachdem sich die Heere

schon wieder entfernt hatten, erfolgte erst die Unterzeichnung dieses Friedens.

34.

Der Wiener Congreß. Napoleons Zurückkehr nach Frankreich. Die Schlacht bei Waterloo. Napoleon ergibt sich an die Engländer und wird nach St. Helena eingeschifft.

(J. 1814—1815.)

Die verbündeten Mächte hatten, Dank dem Muthe und der Begeisterung ihrer Völker für Freiheit und Nationalehre, große Eroberungen gemacht. Nun entstand aber die bedenkliche Frage, wie man dieselben nach richtigen Verhältnissen vertheilen, und jeden Einzelnen für die schon gebrachten oder noch zu bringenden Opfer mit Billigkeit entschädigen wolle? Zur Vereinigung über diese Frage sollte zu Wien ein Congreß eröffnet werden, auf welchem man zugleich die gesammten teutschen Staaten in einen festen Bund zu vereinigen gedachte.

Dieser Congreß wurde erst mit dem Monat November 1814 eröffnet. Kaiser Alexander, Kaiser Franz, der König von Preußen und noch mehr andere Monarchen wohnten ihm in Person bei. Es kamen viele und wichtige Gegenstände zur Sprache, und es fanden sich große Schwierigkeiten zu beseitigen. Doch brachte man die teutsche Bundesacte glücklich zu Stande. Ehe man sich aber ganz über die Theilungs- und Ausgleichungsgeschäfte verständigen konnte, wurde ganz Wien, ganz Teutschland, ganz Europa wie von einem gewaltigen Donnerschlag durch die Nachricht erschreckt, Napoleon habe heimlich Elba verlassen, und sei mit seiner Garde an den Küsten von Frankreich gelandet.

Mit Freude hatte er auf seiner Insel erfahren, wie mißvergnügt das französische Volk mit der neuen Regierung sey, und wie sehnlich ihn die Hälfte der Nation zurückwünsche. Da nun seine Absicht vom Anfange nie gewesen war, auf der Insel zu sterben, sondern nur da zu verweilen, bis die fremden Kriegsvölker abgezogen und die französischen Kriegsgefangenen aus England, Rußland und Preußen zurückgekommen seyn würden, so zögerte er nicht länger, den Wunsch seiner Freunde zu erfüllen. Er wußte, daß die alten Soldaten ihm noch immer mit voller Seele ergeben waren, weil sie unter seiner Anführung Ehre und Beute erfochten hatten; dieß allein schon versprach seiner Unternehmung den glücklichsten Erfolg, vieler anderer Gründe nicht zu gedenken. Er traf also in größter Stille die nöthigen Anstalten zu einer glücklichen Ausführung.

Als alles bereit war, schiffte er sich mit ungefähr 1000 Mann von seiner alten Garde auf einer Brigg und einigen andern Fahrzeugen ein, entging glücklich den englischen Schiffen, die ihn beobachteten und langte wohlbehalten den 1. März 1815 an der Küste der Provence an. Von da zog er nordwärts gegen das Dauphiné, wo er mit lautem Jubel empfangen wurde. Alle Bemühungen der königlich gesinnten Befehlshaber der Truppen und Festungen ihn abzuhalten, waren vergeblich; man öffnete ihm die Thore von Grenoble; kein Regiment ließ sich bewegen, auf seinen ehemaligen Kaiser zu schießen; mehrere gingen vielmehr zu ihm über, und ganze Korps, die bestimmt waren, ihn zu vernichten, vereinigten sich unter seinen Fahnen. Kein Schuß geschah; alles jubelte ihm entgegen; sein Marsch nach Paris glich einem Siegeszug, sein Gefolge wurde immer größer immer furchtbarer. Als er in der Nähe der Königsstadt anlangte, stand er schon an der Spitze eines ansehnli-

chen Heeres. Ludwig XVIII. mußte sich aufs schnellste bei seines Gegners Annäherung entfernen.

Schon am 20. März langte Napoleon zu Paris an und nahm wieder Besitz von dem verlassenen Throne. Dieser Schritt war das Signal zu einem neuen furchtbaren Kriege.

Die noch zu Wien versammelten Regenten trafen sogleich die wirksamsten Anstalten dazu, und riefen, ohne auf Napoleons Friedensvorschläge zu achten, über 770,000 Krieger auf den Kampfplatz gegen ihn zurück.

Auf mehreren Punkten sammelten sich sogleich die Truppen an den Grenzen von Frankreich, besonders zog sich ein Heer Preußen und Engländer an der Sambre zusammen; da man aber erst die Zurückkunft der Russen erwarten und sich mit England, Spanien, Schweden über gemeinschaftliche Maaßregeln verständigen wollte, so verzog sich der Angriff bis zu dem Monat Junius. Napoleon hielt nicht für rathsam ihn abzuwarten. Rasch zog er sein Heer, 150,000 Mann stark zusammen, und überfiel damit wüthend die Preussen, die unter dem alten Helden Blücher in den Niederlanden standen. Sie wurden das erste Mal geworfen und mußten sich mit großem Verluste in der Dunkelheit der Nacht zurückziehen. Beinahe hätte bei dieser Gelegenheit der alte preußische Feldherr selbst Freiheit und Leben verloren, denn er stürzte vom Pferde und die feindliche Reiterei sprengte zweimal über ihn weg. Gleichwohl wurde er gerettet.

Napoleon wollte, wie er es gewohnt war, schnell einen seiner Feinde nach dem andern erdrücken. Am folgenden Tage (18. Juni) ging er daher mit gleicher Schnelligkeit auf die Engländer los, die unter dem Herzoge von Wellington nicht weit von den Preußen, bei Waterloo standen, und den ersten Tag nicht hat-

ten zum Treffen kommen können. Allein sie waren nicht unvorbereitet wie die Preußen, und hielten festen Fusses alle Angriffe aus, bis die Preußen, die nur zurückgedrängt, nicht geschlagen waren, zu ihrer Unterstüzzung herbeieilten. Endlich erschien Blücher. Schnell war nun das Schicksal der Schlacht entschieden. Ein Theil der Preußen stürmte gegen Abend, wie ein Donnerwetter, auf die rechte Flanke der Franzosen los, und verbreitete Tod und Schrecken. Mit einer andern Schaar Preußen drangen die Britten unwiderstehlich vorwärts. In wilder Flucht drängten sich jezt die geschlagenen Franzosen, und suchten sich vor den heranstürmenden Feinden zu retten. Ihre Niederlage war gräßlich; nur wenige tausend Mann kamen nach Paris zurück. Napoleon, der unterwegs beinahe gefangen genommen worden wäre, übertraf an Schnelligkeit alle andern Flüchtlinge. Er war der erste, der in der Hauptstadt anlangte und die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Waterloo brachte.

Die verbündeten Heere eilten ihm nach, und besetzten zum zweitenmal Paris (6. Juli 1815). Napoleon überließ Frankreich seinem Schicksale und entfloh nach Rochefort, wo er gesonnen war, sich nach America einzuschiffen. Allein die englischen Kaper, die vor dem Hafen kreuzten, ließen kein Schiff auslaufen. Er wußte nun nicht mehr wohin er fliehen sollte, ohne seinen Feinden in die Hände zu fallen. Wurde er an König Ludwig oder an die Russen, oder Preußen ausgeliefert, so wartete seiner ein schimpflicher Tod, oder doch wenigstens eine schmähliche Gefangenschaft, vielleicht in Sibirien oder auf einer preußischen Festung. Um einem solchen Schicksale zu entgehen, wollte er sich lieber den großmüthigsten seiner Feinde freiwillig in die Arme werfen, und dafür hielt er die Britten. Er trat daher

in Unterhandlung mit dem Befehlshaber eines englischen Linienschiffes, das vor dem Hafen lag, und ergab sich an ihn unter der Bedingung, daß er ihn nach England übersetzen sollte. Dieß wurde ihm versprochen, und so langte der ehemalige Kaiser von Frankreich glücklich an den Küsten von Großbritannien an. — Ganz Europa jubelte über den Fang, den man gemacht hatte; es hoffte nun den Störer seiner Ruhe nach der Strenge der Gesetze als einen Volksaufwiegler und Staatsverbrecher bestraft zu sehen. Allein jetzt zeigte sich erst, wie schlau Napoleon vor seinem Abgange nach der Insel Elba den Erfolg seiner Bedingungen berechnet hatte. Man hat mir den Kaisertitel zugestanden, sprach er, und die völlige Souveränetät über die Insel Elba eingeräumt; kann ich aber als souveräner Fürst, nicht so gut als jeder andere, Krieg führen mit wem ich will? Ich habe in rechtmäßigem Kriege den König von Frankreich von dem Throne verjagt; man kann mich also, nach dem Völkerrecht, zumal da ich mich freiwillig ergeben habe, nicht anders als einen Kriegsgefangenen behandeln.

Ein Karl von Anjou würde freilich auf eine solche Rechtfertigung nicht geachtet haben; bei den verbündeten Monarchen, und besonders bei Kaiser Franz, fand sie aber um destomehr Eingang, da Napoleon der Gemahl seiner Tochter war. Es wurde daher beschlossen, daß der Gefangene in Verwahrung auf die Insel St. Helena gebracht werden sollte, die einsam in dem großen Weltmeere zwischen Africa und America liegt; hier sollte er von den Engländern bewacht, seine Tage beschließen.

Dieser Uebereinkunft zufolge, wurde Napoleon, ohne nur den englischen Boden betreten zu dürfen, auf dem Kriegsschiffe Northumberland eingeschifft und

nach seinem Verbannungsort abgeführt, wo er nicht mehr als souveräner Fürst, sondern als ein gefangener General behandelt wurde. Er lebte an seinem Verbannungsorte bis zum 5. Mai 1821 an welchem Tag er starb.

Die verbündeten Heere setzten indessen Ludwig XVIII. wieder auf seinen Thron. Um die Franzosen friedfertiger zu machen, wurde das ganze napoleonische Heer aufgelös't, und von den Verbündeten ein 150,000 Mann starkes Occupationsheer in achtzehn festen Plätzen zurückgelassen. Mit einer Contribution von 700 Millionen Franken mußten diesmal die Franzosen ihre Kriegslust büßen. Auch wurden durch den zweiten Pariser Frieden die französischen Grenzen etwas enger gezogen, doch verlor Frankreich keine einzige ganze Provinz, wie es wohl hätte seyn sollen.

35.

Ländertheilung auf dem Wiener Congresse.

Teutsche Bundes-Acte.

(Jahr 1815.)

Die Schwierigkeiten bei dem Theilungs- und Abfindungsgeschäfte auf dem Wiener Congresse, betrafen vorzüglich Rußland und Preußen. Kaiser Alexander verlangte zur Entschädigung für das, was er in dem französischen Kriege geleistet und gelitten hatte, nichts geringeres als beinahe ganz Polen, worauf doch der König von Preußen als ehemaliger Besitzer eines Theils dieses Landes, nähere Ansprüche zu haben glaubte. Hierüber entstand eine Spannung, die schon die größten Besorgnisse erregte. Es wurde der Antrag gemacht, dem König von Sachsen zu Strafe für seine unerschüt-

terliche Anhänglichkeit an den gemeinschaftlichen Feind, sein ganzes Königreich zu nehmen und Preußens Forderungen damit zu befriedigen. Allein die Sache fand Widerspruch bei dem österreichischen Hofe. Zu diesen Mißhelligkeiten kamen auch noch die Beschwerden so vieler teutscher Fürsten, die unter Napoleon den Gliedern des rheinischen Bundes waren untergeordnet worden, und nun ihre vormalige Souveränetät zurückfoderten. So herrschte also allenthalben Streit und Unzufriedenheit. Gleichwohl hatte man sich fast schon verglichen, als Napoleon durch seine schon erwähnte Landung in Frankreich und die neuen Gefahren, womit er drohete, die noch verstimmten Gemüther wieder in Einklang brachte. So wurde denn am 8. Juli 1815, zwei Tage nach der Eroberung von Paris, endlich die Congreß-Acte von den betheiligten Mächten unterzeichnet. Es enthielt dieser wichtige Vertrag folgende Bestimmungen:

Alle souveräne Fürsten Teutschlands vereinigten sich durch denselben zu einem beständigen Bunde, der Teutsche Bund genannt.

Oesterreich erhielt seine ehemaligen Provinzen in Teutschland zurück, besonders auch Tyrol, Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel, und das Herzogthum Salzburg; ferner in Ober-Italien Mailand, Mantua, Venedig, woraus ein besonderer Staat unter dem Namen des Lombardisch-Venetianischen Königreichs gebildet wurde.

An Preußen kam die kleinere Hälfte des Königreichs Sachsen (das übrige blieb seinem bisherigen Regenten), dann ein großer Strich Landes an dem linken Rheinufer, von Cleve bis Saarbrück, unter dem Namen des Großherzogthums Niederrhein, und ein noch größerer zwischen dem Rhein und der Weser, von Ehrenbreitstein

bis Elten, und von Elten bis Minden. Dagegen verlor es die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, Hildesheim und Ostfriesland und den größten Theil seiner polnischen Besitzungen, nebst vielen Graf- und Herrschaften.

Der König von Sachsen verlor sein Großherzogthum Warschau und die Hälfte seines Königreichs Sachsen. Von der andern Hälfte blieb ihm nichts als die Liebe und Verehrung seiner ehemaligen Unterthanen.

Hannover wurde zu einem Königreiche erhoben, und erhielt von Preußen, gegen andere Abtretungen, die Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, auch die Stadt Goßlar und noch mehrere andere Besitzungen.

Baiern behielt die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, erlangte noch dazu Würzburg und Aschaffenburg, auch ein bedeutendes Stück Land am linken Rheinufer und andere geringere Besitzungen, trat aber dafür Tyrol, Vorarlberg, das Inn- und Hausruckviertel und den größten Theil von Salzburg an Oesterreich ab.

Hessen-Darmstadt bekam die Stadt Mainz, nebst einem ansehnlichen Gebiete am linken Rheinufer; dagegen mußte es an Preußen das Herzogthum Westphalen abtreten.

Der vormalige Prinz von Oranien, jetzt König der Niederlande, erhielt das neue Großherzogthum Luxemburg, das zu dem teutschen Bunde gehören sollte, wogegen er seine ehemaligen Fürstenthümer Nassau-Dillenburg, Siegen Hadamer, Diez an Preußen abtrat.

Sachsen-Weimar wurde zu einem Großherzogthum erhoben, und mit einem Stück vom Königreich Sachsen und vielen andern neuen Besitzungen vergrößert.

Dänemark bekam den am rechten-Elbeufer gelegenen Theil des Herzogthums Lauenburg, trat aber dagegen sein von Schweden erhaltenes Recht auf Schwedisch-Pommern ab.

Rußland erhielt Polen, als ein eigenes, mit Rußland auf ewig verbundenes Königreich, trat aber ein Stück Land an Oesterreich ab.

England behielt die den Franzosen abgenommene Insel Malta, und wurde Schutzherr über die jonischen Inseln.

Holland und die ehemaligen österreichischen Niederlande wurden zu einem neuen Königreiche unter dem Namen des Königreichs der Niederlande vereinigt, und kamen, nebst dem Herzogthum Luxemburg, an das Haus Oranien. Dieses Großherzogthum aber sollte zu den teutschen Bundesstaaten gehören.

Die Schweiz erhielt drei neue Cantone: Genf, Neufchatel und Wallis, so, daß sie jetzt aus 22 Cantonen besteht.

Sardinien trat wieder in den Besitz von Piemont, Nizza, Savoyen, welche Länder von den Franzosen waren weggenommen worden, und bekam noch überdem Genua.

Toscana kehrte wieder an den Erzherzog Ferdinand III. zurück, und Modena, Reggio und Massa Carrara an das Haus Oesterreich-Este.

Der Pabst erhielt seine ehemaligen Länder wieder bis an den Postrom.

Neapel fiel an seinen vorigen König Ferdinand IV. zurück.

Parma, Piacenza, Guastalla wurden der Erzherzogin Marie Louise, ehemals Gemahlin des Kaisers Napoleon, als ein Erbgroßherzogthum zugetheilt.

Lucca wurde der vormaligen Königin von Hetrurien zur Abfindung überlassen, u. s. w.

36.

Teutschland in seiner neuen Gestalt, als großer Staatenbund.

Durch den Wienen Congreß wurde besonders auch das alte ehrwürdige teutsche Reich, dessen Glieder über 1000 Jahre unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt gewesen waren, in einen großen Staatenbund verwandelt, und darüber von den betheiligten Fürsten unter dem 8. Juni 1815 ein besonderer Vertrag, die Teutsche Bundes-Acte, abgeschlossen, wodurch folgende Bestimmungen festgesetzt wurden:

Des Bundes Zweck sollte die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Teutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der teutschen Bundesstaaten seyn, zu welchen 35 Fürsten und die vier freien Städte: Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg gerechnet wurden. Alle Bundesstaaten sollten als solche gleiche Rechte haben.

Die gemeinsamen Angelegenheiten sollten durch eine Bundesversammlung zu Frankfurt am Main besorgt werden, und ihr erstes Geschäft die Abfassung der Grundgesetze des Bundes seyn.

Alle Bundesglieder versprachen miteinander gegen jeden Angriff zu stehen, bei einem Bundeskriege keinen einseitigen Frieden zu schließen, und nie ein Bündniß wider die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder einzugehen, auch unter keinem Vorwande sich einander zu bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten von der Bundesversammlung vermitteln, oder richterlich entscheiden zu lassen.

In allen Bundesstaaten sollte eine landständische Verfassung eingeführt werden, und die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien keinen Unterschied in

dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen.

Die Unterthanen der teutschen Fürsten sollten das Recht haben, frei von einem Bundeslande in das andere zu ziehen, und dort bürgerliche oder Kriegsdienste anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zu dem Kriegsdienst gegen das bisherige Vaterland in dem Wege steht.

Die Bundesversammlung sollte sich mit den nöthigen Verfügungen zum gemeinen Wohl, mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit, über den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten beschäftigen ꝛc. ꝛc.

Daß dieß alles geschehen und viel Segen über Teutschland bringen werde, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; daß es aber damit sehr langsam geht, hat bereits die Erfahrung mehrerer Jahre gelehrt. —

37.

Die Fürsten und andern Glieder des teutschen Bundes.

Nach den Bestimmungen der Acte des teutschen Bundes vom 8. Juni 1815 und einigen nachgefolgten besondern Beitrittsverträgen, gehören nunmehr zu diesem Staatenverein, außer dem österreichischen Kaiser, die Könige von Preußen, von Baiern, von Sachsen, von Würtenberg, dann, der König von Großbritannien, für das Königreich Hannover, der König von Dänenmark, für Hollstein und Lauenburg und der König der Niederlande, für das Herzogthum Luxemburg; ferner Kurhessen, die Großherzoge von Baden, von Hessen, von Sachsen-Weimar, die Herzoge von Sachsen, Braunschweig, von

Oldenburg, von Mecklenburg, von Nassau, von Anhalt; die Fürsten von Hohenzollern, von Reuß, von Schaumburg-Lippe, von Lippe-Detmold, von Waldeck, von Lichtenstein. — Ein Theil der ehemaligen Reichsständischen Fürsten, Grafen und Herren Teutschlands, die nicht in den Rheinischen Bund aufgenommen waren, wie z. B. die Fürsten von Oettingen, von Hohenlohe, und viele Andere wurden durch einen Machtspruch Napoleons den mächtigern Gliedern jenes Bundes, in deren Staaten ihre Besitzungen lagen, untergeordnet, und erlangten, aller angewandten Mühe ungeachtet, bei der neuen Gestaltung Teutschlands, ihre verlorne Unabhängigkeit nicht wieder; doch wurden ihnen, unter dem Nahmen Standesherren, große Vorrechte, besonders das Recht der Ebenbürtigkeit, eingeräumt, nach welchem sie, von gleich guter Geburt, wie die Souveränen müssen gehalten werden. Dasselbe Schicksal hatte die ehemalige reichsunmittelbare Ritterschaft in den rheinischen Bundesstaaten.

Ihre volle Freiheit erhielten dagegen wieder vier, von den ehemaligen freien Reichs- und Handelsstädten; nämlich, Frankfurt am Main, Hamburg, Lübeck und Bremen, und es wurde ihnen das Recht eingeräumt, eben so, wie die Fürsten Teutschlands, die Bundesversammlung durch Abgeordnete zu beschikken, und sich mit den Bevollmächtigten der Fürsten, über die gemeinsamen Bundesangelegenheiten zu berathen, und darüber zu stimmen.

38.

Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt ꝛc. ꝛc. erhalten eine landständische Verfassung.

Unter allen Bestimmungen der Bundesacte schien den teutschen Völkern keine näher am Herzen zu liegen, als die versprochene landständische Verfassung für jeden Staat, und die freie Schiffahrt auf allen großen teutschen Strömen. Bis auf diese Stunde sind aber die Wünsche und Erwartungen der Bewohner Teutschlands noch nicht ganz in Erfüllung gegangen, denn noch viele seufzen unter der Herrschaft der Willkühr, und fühlen sich in ihren Waarenversendungen auf den Flüssen durch drückende Abgaben, und andere Hindernisse belastet.

Der König von Baiern war einer der ersten grossen teutschen Fürsten, die ihre Lande mit einer neuen liberalen Verfassung beglückten. Schon im Jahr 1818 kam er unaufgefordert den Wünschen seiner Unterthanen damit entgegen. Zwar bestand schon früher in Baiern eine landständische Verfassung, die Urkunde, auf die sie sich gründete, war jedoch in dieser Beziehung nie von dem Papier in das Leben übergegangen. Nun aber erlangten wirklich die Baiern das beneidenswerthe Glück, durch Abgeordnete aller Stände, von drei zu drei Jahren, den zu München sich versammelnden Landtag zu beschicken, um sich dort, unter den Augen des Königs, über das gemeinsame Wohl des Vaterlandes, und aller einzelnen Provinzen und Ortschaften zu berathen. Jeder billige Wunsch sollte fortan Gehör finden, und dem König zur Erfüllung empfohlen werden. Vor allen Dingen wurden die Staatsausgaben geprüft, mit der Einnahme verglichen, und nach Möglichkeit

eingeschränkt; drückende Steuer- und andere Gesetze, oder zweckwidrige Anstalten, wurden aufgehoben, und neue, bessere, dagegen in Vorschlag gebracht.

So hatten denn von nun an die Baiern, wenigstens die Beruhigung, nicht ungehört zu wünschen, und nichts thun oder leiden zu müssen, als was nothwendig gelitten und gethan werden mußte.

Die Würtemberger hatten schon früher, unter ihren Herzogen, eine landständische Verfassung, die ihnen große Rechte einräumte, welche sie nun wieder in Anspruch nahmen. Hierüber entstanden Mißhelligkeiten zwischen ihnen und ihrem Könige, der ihnen dieselben nicht mehr in gleichem Umfange zugestehen wollte. Der erste Landtag ging daher wieder ohne Erfolg auseinander. In der Folge vereinigten sich jedoch Volk und Regent. Da beide von dem gemeinsamen Wunsche beseelt waren, das Wohl des Vaterlandes zu befördern, so konnte das Mißverständniß nicht von langer Dauer seyn.

Eben so erhielten die Großherzogthümer Baden und Hessen-Darmstadt, und vor diesen schon, Sachsen-Weimar, auch die meisten kleinen Fürstenthümer, eine Landständische Verfassung. *) Die Folge davon war die Zufriedenheit und das erhöhete Glück des Volkes auf der einen Seite, und die verstärkte Festigkeit der Regierung, die Liebe und das Zutrauen, welches sie genießt, auf der andern. — Ein Regent, der die billigen Wünsche seines Volkes erfüllt, und sich redlich

---

*) Zu erwarten war noch 1823 die Einführung einer landständischen Verfassung, in Preußen, Holstein, Oldenburg, Schwarzburg-Sondershausen, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Hessen-Homburg und einigen österreichischen Provinzen.

bestrebt, es zu beglücken, hat nichts von politischen Umtrieben, und von den Dolchen der Meuchelmörder zu besorgen; am wenigsten in Teutschland!

39.

Der heilige Bund (1815.) Der Congreß zu Aachen (1818), zu Carlsbad (1819.) Der zweite Wiener Congreß (1819—1820).

Längst schon war der fromme Wunsch des Menschenfreundes, daß besonders unter gesitteten Völkern alle Kriege, alles Blutvergießen aufhören, daß sich die Regenten nach den Grundsätzen des Christenthums, in Gerechtigkeit, Liebe und Frieden einander entgegen kommen, ihre Mißhelligkeiten, wenn sie nicht ganz zu vermeiden wären, durch Schiedsrichter beilegen lassen, und sich ganz allein der Beglückung ihrer Völker und dem höchsten Zweck aller Staaten der Beförderung des Fortschreitens in allem Guten widmen möchten.

Diesen Wunsch hegte besonders auch der menschenfreundliche Kaiser Alexander; darum foderte er schon 1815 seine Nachbarn, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen auf, sich förmlich mit ihm zu einem heiligen Bunde zu vereinigen, sich zu verpflichten in Eintracht zu leben, und Gerechtigkeit und christliche Tugend als die einzige Leiterin ihrer Regierungsweise anzuerkennen. Ihr erstes Streben sollte die Aufrechthaltung der rechtmäßigen Regierungen, die Erhaltung des innern und äußern Friedens, die Beförderung des gemeinen Wohls, der gemeinschaftlichen Sicherheit seyn, weswegen auch ihre Unterthanen verpflichtet seyn sollten, sich einander in ihren Bedrängnissen beizustehen. — Alle andere christliche Fürsten wur-

den eingeladen, diesem Bunde beizutreten, und alle zeigten sich dazu bereitwillig, nur nicht der heilige Vater und der König von Großbritannien. — Wohl uns, wenn fortan nie eine That von unsern Fürsten begangen wird, die mit diesen Verpflichtungen im Widerspruche steht.

Noch andere merkwürdige Ereignisse beschäftigten seitdem die Aufmerksamkeit der Teutschen und der benachbarten Staaten, nämlich die Congresse zu Aachen im Jahr 1818, zu Karlsbad und Wien im Jahr 1819, zu Verona 1822. Sie scheinen vorzüglich die Verabredung zweckdienlicher Maaßregeln zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe von außen und innen zum Gegenstande gehabt zu haben. Durch getäuschte, vielleicht zu große Hoffnungen und Erwartungen ist in manchen Gegenden unsers teutschen Vaterlandes schlimmes Mißtrauen zwischen Volk und Regierung rege gemacht worden, das zu nichts Gutem führt. Aus Furcht durch Finsterlinge in ihrem Fortschreiten zum Höheren und Besseren gehindert zu werden, haben überspannte Patrioten schon meuchelmörderische Dolche gezückt, und scheue Regierungen, die allenthalben Verschwörung zum Umsturz der rechtmäßigen Gewalten zu entdecken glaubten, haben Geistesdruck und Staatsinquisitionen über Teutschland verhängt. — Gott gebe, daß auch hier nach den Grundsätzen des Christenthums mit Gerechtigkeit, Mäßigung, Zutrauen und Liebe verfahren werde.

40.

Staatsmerkwürdigkeiten seit dem westphälischen Frieden bis auf unsere Zeiten.

Die größte Staatsmerkwürdigkeit seit dem westphälischen Frieden ist wohl diese, daß mit dem Jahre 1806

Kaiser Franz II. die teutsche Kaiserkrone niederlegte, und der ganze bisherige Reichsverband sich auflöfete. Von Napoleon verführt, sagten sich, wie ich es schon erzählt habe, die meisten teutschen Fürsten von Kaiser und Reich los, und vereinigten sich zu einem besondern Bunde, der rheinische genannt, von welchem Teutschlands bitterster Feind, Kaiser Napoleon, Protector wurde. Die übrigen kleineren Fürsten, Grafen und Freiherren wurden nun, da Franz II. nicht länger teutscher Kaiser seyn wollte, durch einen Machtspruch Napoleons gezwungen, sich der Oberherrschaft der Fürsten des rheinischen Bundes zu unterwerfen, obgleich sie sonst nur unter der Herrschaft der Kaisers und des Reichs standen. Von dort an nannte man diese untergeordneten Fürsten und Herren, obgleich uneigentlich, Mediatisirte. Sie suchten auf dem Wiener Congreß vergeblich wieder zu ihrer verlornen Souveränetät zu gelangen. Zwar war die Gerechtigkeit für sie; das teutsche Volk glaubte aber schon souveräner Herren genug zu haben, und die mächtigern Regenten, die ihr vergrößertes Gebiet nicht gerne wieder wollten verkleinern lassen, glaubten ihnen nicht großes Unrecht zu thun, wenn sie selbst mit erweiterter Gewalt an die Stelle des ehemaligen Kaisers und Reichs traten, und die ihnen untergeordneten Fürsten und Herren zwar als ihre Unterthanen, doch zugleich als die ersten und vornehmsten Stände des Landes behandelten, und ihnen unter dem Namen der Standesherren wichtige Vorrechte einräumten. So ist es gegenwärtig, und so wird es wohl auch bleiben.

Die übrigen Staatsmerkwürdigkeiten vor dem Jahre 1806 gehören nun schon unter die Alterthümer. Eine der wichtigsten war die Verwandlung der ehemaligen zahlreichen Reichstage in einen permanenten oder stehen-

den Reichstag. Es wurde derselbe im Jahre 1663 unter Leopold I. zu Regensburg zusammenberufen. Der Kaiser verlangte bloß eine Unterstützung an Mannschaft und Geld gegen die Türken von den versammelnten Ständen, und als diese bewilligt war, wollte er sie wieder auseinander gehen lassen; allein es häuften sich noch mehr andere Geschäfte, worüber sich die Berathschlagungen so in die Länge zogen, daß der Reichstag kein Ende mehr nahm.

Von nun an ging der größte Theil seines ehemaligen Glanzes verloren. Sonst erschienen die Kaiser, Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Prälaten, größtentheils in Person und gemeiniglich mit einem zahlreichen Gefolge und einem großen Aufwande, jetzt beschickten sie die Reichsversammlung nur noch durch ihre Bevollmächtigten. Auch der Kaiser machte seine Anträge und Einschreitungen nur durch Bevollmächtigte, von welchen der eine Principalcommissarius, der andere Commissarius hieß. Der Prinzipalcommissarius stellte die Person des Kaisers vor, und nahm dessen Sitz ein. So erhielt also der Reichstag die Gestalt eines Congresses und seine Thätigkeit wurde sehr gelähmt, weil alles was vorkam, erst von den Gesandten an ihre Höfe berichtet, und Verhaltungsbefehle darüber mußten eingeholt werden. So verzog sich oft halbe Jahre lang eine Angelegenheit, die sonst, wo noch alle Fürsten persönlich gegenwärtig waren, in einem einzigen Tage abgethan war.

Der Kaiser konnte für sich allein keine Gesetze geben, keine Urtheile eigenmächtig vollziehen, weder Krieg ankündigen noch Frieden machen, weder Bündnisse noch andere Verträge schließen; immer mußte er sich erst mit den versammelten Reichsständen darüber berathen und ihre Genehmigung zu erlangen suchen.

Sein Verlangen trug er auf dem Reichstage durch ein sogenanntes Hof- oder Commissionsdecret vor, das er durch seinen Principal-Commissarius übergeben ließ. Der kurmainzische Gesandte nahm es, als Bevollmächtigter des Reichs-Erzkanzlers, in Empfang, und theilte es den übrigen Gesandten auf dem Wege der Dictatur mit. Sein Secretair sagte es nämlich Wort für Wort den Gesandtschaftsschreibern vor, die es nachschrieben. Es wurde sodann darüber berathschlagt, aber nicht in Gegenwart des Kaisers oder seiner Bevollmächtigten, sondern von jedem der drei Reichscollegien (den Kurfürsten, Fürsten und Grafen, dann den Reichsstädten insbesondere. Waren diese Collegien einstimmiger Meinung, so war die Sache sogleich abgethan; stimmten aber die Kurfürsten anders, als die Fürsten und Grafen, so suchten sie sich miteinander zu verständigen. Waren sie nun einig, so bemüheten sie sich, auch die Städte zu veranlassen, ihnen beizutreten, und dann wurde der Erfolg ihrer Berathung dem Kaiser, unter dem Namen eines Reichsgutachtens, mitgetheilt. Hierauf erschien von dem Reichsoberhaupt ein Ratificationsdecret (Bestätigungsdecret), wodurch das Reichsgutachten zu einem verbindlichen Reichsschluß erhoben wurde. Erfolgte aber die kaiserliche Bestätigung nicht, so blieb die Sache liegen.

Aber nicht nur der Kaiser allein, sondern auch jeder Reichsstand für sich, konnte bei dem Reichstage Anträge und Gesuche anbringen, z. B. um Hülfe gegen Gewaltthätigkeiten, Rechtsverletzungen, Bitten u. s. w. Dann wurde der Antrag eben so wie ein kaiserliches Hofdecret zur Dictatur gebracht, darüber berathschlagt und ein Gutachten gestellt. Konnten sich die drei Reichscollegien nicht vereinigen, so wurde das Gutachten eines jeden besonders ausgedrückt, und dem Kaiser die Entscheidung

überlassen. Betraf es aber Religionsangelegenheiten, so hatten die Evangelischen das Recht, sich ganz von den Katholischen zu trennen, und so der Uebereinstimmung in Religionssachen auszuweichen. Die Sache mußte sodann durch gütlichen Vergleich entschieden werden.

War nun auf dem Reichstage, oder durch die Reichsgerichte, etwas rechtskräftig beschlossen worden, so fragte sich, wer das Recht haben sollte, den Beschluß zum Vollzug zu bringen? Der Kaiser konnte das nicht für sich allein; es mußte der Landesherr des Verurtheilten dazu aufgefordert werden. Wäre z. B. ein bairischer, ein würtembergischer, ein badenischer Unterthan zu einer Strafe verurtheilt worden, so hätte der Kurfürst von Baiern, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden aufgefordert werden müssen, die Strafe vollziehen zu lassen. — Betraf aber die Execution den Fürsten selbst, sollte er selbst zu etwas gezwungen werden, z. B. eine Erbschaft, die ihm nicht gehörte, heraus zu geben, seine Kriegsmannschaft zu stellen, seine Kriegssteuern zu bezahlen, so wurde die Vollstreckung den mächtigsten Fürsten seines Kreises aufgetragen, und war der Widerspenstige zugleich der mächtigste, so ließ man das ganze Reichsheer gegen ihn ausrücken, wie es wirklich im siebenjährigen Kriege gegen den König von Preussen geschah. — Die Achtserklärungen durften seit dem Jahre 1711 nicht mehr von dem Kaiser oder den Reichsgerichten allein verfügt, sondern mußten von den gesammten Reichsständen ausgesprochen werden.

An die Stelle der ehemaligen Reichstage ist jetzt die teutsche Bundesversammlung getreten, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat, und wobei der kaiserlich-österreichische Gesandte den Vorsitz führt. In ihr erscheinen die Fürsten Teutschlands wieder zu einem Gesamtstaate vereinigt; sie besorgt die gemeinsamen Angelegen-

heiten des teutschen Bundes, und übt die gesetzgebende und polizeiliche Gewalt in seinem Namen aus. Sie beschließt Krieg und Frieden, Bündnisse und andere Verträge. Alles was man nicht mit einzelnen teutschen Fürsten, sondern mit dem ganzen teutschen Staatenbunde zu verhandeln hat, das muß an die Bundesversammlung gebracht werden. Hoffentlich wird sie auch noch durch eine besondere Executionsordnung in den Stand gesetzt werden, ihren Beschlüssen den gehörigen Nachdruck zu geben.

41.

Sitten der Teutschen seit dem westphälischen Frieden.

(seit 1648.)

Bis zu den Zeiten des westphälischen Friedens waren die Teutschen zwar immer noch derb genug, auch roh in ihren Sitten; aber sie vergüteten das, was ihnen an feiner Bildung abging, durch Ehrlichkeit, Treuherzigkeit, Gutmüthigkeit und das Nationale in ihrer Denk- und Handlungsweise, das doch auch manche schöne Seite hatte. Nun aber kam eine Zeit, wo sie, wie einst Adam im Paradies, zu sehen glaubten, daß sie nackt waren, und anfingen, sich ihrer Blöße zu schämen, das heißt, Teutsche zu seyn. Der Baum der Erkenntniß für sie waren die Franzosen, mit denen sie im dreißigjährigen Kriege näher bekannt wurden. Sie bemerkten, zwischen sich und ihnen, einen ungeheuern Abstand; die Außenseite der Franzosen war so glatt, ihr Reden und Thun so fein, so zart; sie hatten so liebliche einschmeichelnde Worte bei den Frauen, waren so geschmeidig und so ritterlich höflich gegen die Männer,

wußten dem, was sie zu sagen hatten, einen solchen Werth zu geben, und sich bei jeder Gelegenheit mit solcher Artigkeit und einem so edeln Anstande zu benehmen, daß die Teutschen in ihrer Gegenwart tief im Schatten standen.

So edeln Mustern nachzueifern und die rauhen Ecken alter Barbarei an sich oder doch wenigstens an ihren Kindern abzuschleifen, war nun das eifrigste Bestreben unserer Ahnen. Aus allen Gegenden Teutschlands schickten nun besonders die Edelleute ihre Söhne nach Frankreich, wo der Hof Ludwig XIV. die oberste Schule aller Artigkeit geworden war. Ihre Töchter ließen sie von Französinnen erziehen, daß sie sich an französische Manieren gewöhnten, und die weiche französische Sprache sprechen lernten, die sich, ihrer Meinung nach, in einem schönen Munde viel besser ausnahm als die rauhe teutsche. Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde ihnen die Befriedigung ihres Strebens nach französischer Bildung, durch ein unerwartetes Ereigniß noch viel mehr erleichtert. Der Religion wegen wanderten nämlich eine unzähliche Menge französischer Familien von allen Ständen aus ihrem Vaterlande aus, und ließen sich in Teutschland nieder. Nun hatten sie die Muster aller Artigkeit täglich vor Augen und der stete Umgang mit Franzosen und Französinnen verfehlte nicht seine Wirkung. Französische Mädchen wurden die Gattinnen teutscher Männer; französische Männer vermählten sich mit teutschen Jungfrauen, die nicht ohne Kinder blieben. So wuchsen eine Menge Halbfranzosen auf, durch welche sich die ausländischen Sitten immer weiter verbreiteten. Hierzu kamen denn auch noch die Handelsverbindungen der Teutschen mit den Franzosen und Italienern, der häufigere Umgang mit dem zarteren weiblichen Geschlechte und noch mehr andere Ursachen, die

einen sehr merklichen Einfluß auf die Verfeinerung der Sitten hatten, besonders in den Residenz- Handels- und Universitätsstädten. Selbst auf dem Lande verlor sich die Rohheit, die Unwissenheit, der steife Ahnenstolz der Edelleute immer mehr. Ihre Kinder wurden vernünftiger erzogen und besser unterrichtet. Eben so besserte sich die Erziehung in dem höhern Mittelstande, und die Fürsten gingen hierin mit ihrem Beispiele allen andern Volksklassen voran. So veredelte sich denn auch täglich das häusliche Leben und der gesellige Umgang. Sehr viel von dem Neuen, Guten, Gefälligen des Auslandes, schlug, auf teutschen Boden verpflanzt, die erfreulichsten Wurzeln. Dagegen fing man an, die Neigung zur Völlerei, die man den durstigen Teutschen so lange zum Vorwurf machte, wenigstens in den obern Ständen als ein Laster anzusehen. Ein Trunkenbold wurde verabscheut von den Frauen, und verachtet von den Männern.

Die Einführung der feineren französischen Sitten und Sprache war aber auch für die Teutschen mit großen Nachtheilen verbunden. Viele, die nicht länger für roh und derb gelten wollten, wurden dafür Gecken und Schwätzer. Bei Vielen andern trat an die Stelle des sonstigen frommen und gemüthlichen Sinnes, schnöde Verspottung der Religion und Tugend; an die Stelle der ehemaligen Offenherzigkeit und Redlichkeit, schändliche Verstellungskunst; an die Stelle teutscher Tiefe und Festigkeit, flüchtige französische Oberflächlichkeit. Alle französischen Moden und Narrheiten, wurden mit einer Art Wuth von Männern und Frauen nachgeahmt, und es gingen jährlich dafür unglaubliche Summen aus dem Lande. Die meisten schämten sich der teutschen Kleidung, ob sie gleich viel besser und bequemer war, als die fremde. Teutsche Familienväter, wie teutsche Stutzer, verloren einen Theil ihrer edlen Zeit unter den Händen

des Haarkräuslers, und Frauen und Mädchen ließen sich ganze Haargebäude, für die keine Thüre hoch genug war, auf dem Kopfe errichten, trugen Klafterbreite Reifröcke und Kleiderschleppen von einer solchen Länge, daß sie sie von einem Bedienten mußten nachtragen lassen. — Leider sind wir noch nicht ganz von dieser albernen Nachahmungssucht zurückgekommen; doch ist es schon damit um vieles besser geworden. Man schämt sich bereits nicht mehr der altteutschen Röcke, und fängt an, den Vorzug der reichen kräftigen dichterischen Muttersprache vor der wortarmen, weichen und wässerigen französischen einzusehen. Es gibt sich auch sichtbar mit dem Mangel an Nationalstolz, den man den Teutschen zum Vorwurf gemacht hat; ihr Selbstgefühl geht jetzt im Gegentheil oft bis zur Unbescheidenheit; und die Teutschheit, der sie sich sonst schämten, ist jetzt so sehr ihr Reden, ihr Ruhm und ihr Stolz geworden, daß sie leicht wieder in Ungeschliffenheit ausarten könnte.

42.

Manufacturen und Handel.

(J. 1648 — 1823.)

Durch den dreißigjährigen Krieg waren die Fabriken und Manufacturen in Teutschland tief gesunken; denn unter dem Waffengeklirre ist kein Gedeihen für die Künste des Friedens. Noch in demselben Jahrhunderte kamen sie aber in den schönsten Flor durch eine unzählige Menge französisch-reformirter Familien, die, wie ich euch schon gesagt habe, von dem bigotten Ludwig XIV. ihrer Religion wegen aus dem Vaterlande vertrieben wurden und sich in Teutschland niederließen. Hierzu kamen auch noch eine große Anzahl Niederländer, die glei-

cher Ursache wegen ausgewandert waren. Durch letztere wurden die Leinwandmanufacturen sehr gehoben, und die Franzosen bereicherten Teutschland mit ganz neuen Erwerbszweigen, wie z. B. Strumpfmanufacturen, Seidenmanufacturen, Weißleder-Handschuhfabriken. Die Strümpfe wurden nun nicht mehr alle mühsam gestrickt, sondern auf künstlichen eisernen Stühlen gewebt, worauf die Arbeit zehnmal schneller ging. Solcher Stühle sind noch viele Hunderte im Gange. Auch die Kunst weißes Handschuhleder zu gerben, lernten wir von den Franzosen. — Durch Luxus, Bedürfniß, Modesucht, wurden Fabriken und mechanische Künste aller Art ungemein gehoben, und bald gab es fast keinen rohen Stoff mehr in oder außer Teutschland, der nicht von teutschen Händen verarbeitet wurde.

Besonders zeichneten sich in Teutschland die Leinwandmanufacturen aus, die schon vor dem westphälischen Frieden in schönem Flor standen, und die jetzt besonders in Schlesien, Hessen, Westphalen blüheten. Im Jahre 1796 waren in Schlesien allein 26,000 Weberstühle, welche, die Spinnerinnen ungerechnet, 40,000 Menschen beschäftigten. Auch die Tuchweberei wurde ebendaselbst, und besonders auch in Sachsen, im Brandenburgischen und Lüttichischen sehr stark getrieben. In dem sächsischen Erzgebirge beschäftigten sich über 27,000 Menschen mit Spitzenklöppeln, es wurden eine ungeheure Menge Baumwollenwaaren aller Art verfertigt, und die teutschen Metallarbeiten standen an Güte kaum den englischen nach. Es fehlte auch nicht in Teutschland an Glas- und Spiegelfabriken. Vorzüglich das Glas lieferten die böhmischen Hütten weit besser, weißer und fester als das venetianische und englische. — Immer noch gehörten Nürnberg und Augsburg unter die vornehmsten Fabrikstädte, und das betrübsame Fürth, eine

Stunde von Nürnberg, wetteifert seit funfzig Jahren an Kunst und Fleiß mit dieser alten Nachbarstadt in Producirung der sogenannten kurzen Waaren, das heißt solchen, die nicht gemessen, sondern stückweise verkauft werden.

Durch die französischen Revolutionskriege in und außer Teutschland, und besonders durch Napoleons allgemein verderbliches Continentalsystem, wurden dem teutschen Handels- und Fabrikwesen schmerzliche Wunden geschlagen, denn der Seehandel hörte fast ganz auf, und die teutschen Märkte zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt wurden mit französischen Waaaren überschwemmt, ohne daß den teutschen Fabrikanten und Kaufleuten das Recht wäre zugestanden worden, mit ihrem Meßgut die französischen Märkte zu beziehen. Man hoffte, nach dem Frieden würde sogleich alles besser werden, und wirklich ward es eine Zeitlang besser; nun aber traten die Engländer an die Stelle der Franzosen, übersetzten alles mit ihren Waaren und gaben sie so wohlfeil hin, daß die teutschen Fabrikanten nicht Preis mit ihnen halten konnten; diesen aber verschlossen sie durch hohe Auflagen den Eingang in ihre Länder. Umsonst fleheten bisher unsere Handelsleute um Gegenvorkehrungen, umsonst machten sie Vorstellungen gegen den Druck, den der Handel in Teutschland selbst erleidet durch das verderbliche Mauth- und Zollwesen, wobei ein teutscher Staat von dem andern feindlich behandelt wird. Nichts war bis jetzt zu erlangen als leere Versprechungen. Hierzu kamen noch Sperrungen und Handelsverbote von Seite der Nachbarn und der entfernten Staaten; darum kann sich auch unser Handel nicht mehr zu demselben hohen Flor, wie in den vorigen Jahrhunderten erheben, zumal da die Schifffahrt die auf den fünf großen Flüssen Teutschlands, der Do-

nau, dem Rhein, der Weser, der Elbe, der Oder nach dem Wiener Congreß-Beschluß frei seyn und nur ganz mäßigen Abgaben unterliegen soll, noch manchem Druck unterworfen ist. Einige günstige Aussichten eröffnet jedoch die rheinisch-westindische Handlungsgesellschaft, die sich schon im Jahr 1821 gebildet hat, und wenigstens bei der Regierung der Insel Hayti eine sehr erwünschte Aufnahme gefunden hat.

Daß, eben so wie der Handel auch das Münzwesen in dem letzten Zeitraume manche Veränderung werde erfahren haben, läßt sich leicht denken. Die merkwürdigste war die Einführung des noch üblichen Zwanzig- und Vier und Zwanzigguldenfußes, den man auch den Conventionsfuß nennt, weil er durch eine zwischen Oesterreich und Baiern im Jahre 1753 abgeschlossene Convention (Vertrag) festgesetzt wurde. Die feine Mark Silber (16 Loth) wurde nämlich in zwanzig oder vier und zwanzig Theile getheilt, und einen solchen Theil nannte man einen Gulden. Nach diesem Fuß machen 10 Speciesthaler eine feine Mark, und sechs Kopfstücke einen Speciesthaler. Nach dem Zwanzigguldenfuß (oder schwerem Gelde) gilt ein Conventionsthaler zwei Gulden, ein Kopfstück aber zwanzig Kreuzer; nach dem Vier und Zwanziggulden fuß (oder leichtem Gelde) macht er zwei Gulden vier und zwanzig Kreuzer, und ein Kopfstück macht vier und zwanzig Kreuzer. Ein Reichsthaler ist ein und ein halber Gulden nach schwerem oder ein Gulden acht und vierzig Kreuzer nach leichtem Gelde. Ein Thaler leichtes Geld, ist nur ein Gulden dreißig Kreuzer. — In Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Sachsen und Nieder-Teutschland, ist der schwere Münzfuß eingeführt; in Ober-Teutschland aber, wie Baiern, Würtemberg, Baden, die Main- und Rheingegenden, der leichte. Daher nennt man auch das leichte Geld

das rheinische. Ein schwerer Gulden ist ein Gulden zwölf Kreuzer rheinisch. In Franken hat man auch fränkische Gulden zu 1 fl. 15 kr. rheinisch.

In andern Gegenden sind noch andere Münzfüße angenommen, z. B. der lübische oder Siebzehnguldenfuß, wo siebzehn Gulden auf die feine Mark gehen; der hannöverische oder Achtzehnguldenfuß; der preußische Current- oder Einundzwanzigguldenfuß. — Man rechnet auch in manchen Gegenden nach Marken, Schillingen, Groschen, Batzen. Hundert Mark hamburgisches Courent machen vierzig sächsische Thaler weniger vier Groschen.

Doch genug hievon.

43.

Wissenschaften und schöne Künste.

So wie den Handel und die Betriebsamkeit, hatte der dreißigjährige Krieg auch das Aufblühen der Wissenschaften und schönen Künste in Teutschland gehindert. Nach wiederhergestellter Ruhe schritten aber die Gelehrten auf der betretenen schönen Bahn desto eifriger fort und bereicherten das Gebiet der Wissenschaften durch mancherlei glückliche Erfindungen und treffliche Werke. So erfand z. B. Otto von Guerike, Bürgermeister zu Magdeburg, im Jahre 1654 die Luftpumpe, wodurch neues Licht über die Lehre von der Luft verbreitet wurde. Walther von Tschirnhausen, aus der Ober-Lausitz, verfertigte große Brennspiegel, die an Wirkung alle vorigen übertrafen. Samuel von Puffendorf, ein Kursachse, entwickelte noch glücklicher als Hugo Grotius, die Grundsätze des Natur- und Völkerrechts, und schrieb zuerst die Geschichte in teutscher Sprache. Ueber-

haupt wurde diese Sprache gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts viel sorgfältiger ausgebildet und verfeinert als vorher. Das Beispiel der Franzosen, bei welchen die schöne Literatur um jene Zeit anfing, den höchsten Gipfel möglicher Vollendung zu erreichen, und die Zerstreuung so vieler französischer Familien durch ganz Teutschland, hatte auch den wohlthätigsten Einfluß auf die schönen Wissenschaften in unserm Vaterlande. Man fing an die vorzüglichsten Geisteswerke der Franzosen zu übersetzen, sie nachzuahmen, sich nach ihnen zu bilden, die Form ihrer Gedanken, ihre Wendungen, ihre Art sich auszudrücken, in die teutsche Sprache aufzunehmen, sie fließender und gefälliger zu machen. Man strebte nach Klarheit und Wohllaut, man hütete sich vor Sprachfehlern, man suchte in der Dichtkunst durch edle Bilder zu gefallen. Zugleich gerieth man aber auch wieder auf Abwege, denn wo die teutschen Worte zu fehlen schienen, ja auch da, wo sie nicht fehlten, entlehnte man französische Ausdrücke, und durchwässerte die schöne kräftige teutsche Sprache öfters auf eine unverantwortliche Weise. Schon früher waren eine unzählige Menge lateinischer Wörter in die teutsche Sprache übergegangen; da nun alles was französisch oder lateinisch war, von den Schriftstellern mit lateinischer Schrift geschrieben wurde, so bekamen die teutschen Bücher ein außerordentlich buntscheckiges Aussehen *), das sich bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhielt.

---

*) Hier ist ein Beispiel das ich aus der Lebensbeschreibung des Grafen von Seckendorf entlehne: „Diese so glorieus befochtene Victorie benahm der Besatzung in Belgrad allen Muth. Sie begehrte also zu capituliren und schickte Nachmittags ihre Deputirte mit den Accords-

Zur ersten Ausbildung der teutschen Sprache trug besonders viel der berühmte Christian Thomasius (geb. 1655) zu Leipzig bei, denn er schrieb nicht nur in teutscher Sprache über wissenschaftliche Gegenstände, sondern er sprach auch teutsch in seinen Vorlesungen, während andere Professoren sich keiner andern als der lateinischen Sprache bedienten. Dieß war aber nicht das einzige Verdienst dieses aufgeklärten Mannes; er griff auch, wie einst Luther, die aristotelische Philosophie an, machte die Disputirsucht der Gelehrten lächerlich und suchte, so viel an ihm lag, die Freiheit im Denken, Lehren und Schreiben zu behaupten. Im Jahr 1690 ging er, der Verfolgung seiner Feinde auszuweichen, von Leipzig nach Halle, wohin ihm viele Studierende nachfolgten, und wo deswegen eine neue Universität angelegt wurde. Hier lehrte und wirkte nun Thomasius als ordentlicher Lehrer der Rechte nicht nur im Gebiete der Rechtswissenschaft, sondern auch der Philosophie, mit weit größerer Freiheit als zu Leipzig, warf die bisherige Schulphilosophie völlig nieder und setzte die Vernunft in ihre vorigen Rechte wieder ein. Besonders erwarb er sich bleibende Verdienste dadurch, daß er auch das Volk aufzuklären suchte, und den noch herrschenden Glauben an die Erscheinungen des Teufels, an seine Gewalt über die Menschen, an Zauberei, Hexen und Gespenster aus Teutschland größtentheils verdrängte, auch mehrere andere Nationalvorurtheile widerlegte. Er starb 1728.

Puncten heraus, welche aber Prinz Eugenius verwarf. Jedoch verhieß er ihnen die Freiheit mit ihren Gütern frei abzuziehen, ausgenommen alle Artillerie und Munition, wie auch das ganze Schiff-Armement u. s. w.“

Noch weit mehr als Thomasius wirkte fast in allen Fächern des menschlichen Wissens Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, der im Jahre 1646 zu Leipzig geboren wurde, wo er auch Philosophie und Rechtswissenschaft studirte. Sein alles ergreifender und umfassender Geist ließ sich aber in keine Schranken fesseln; überall fand er reichlichen Stoff zum Denken, Forschen, Auflösen. So blieb er denn nicht nur Rechsgelehrter und Philosoph, er wurde auch Politiker, Sprach- und Geschichtsforscher, Alterthumskenner, Mathematiker, Dichter. Er nahm sich aber nicht Zeit große Bücher über diese Gegenstände zu schreiben, sondern begnügte sich, das, was er neues gedacht und erfunden hatte, in kleinen Aufsätzen oder in Zeitschriften weiter bekannt zu machen, den andern Gelehrten das Beispiel rastloser Thätigkeit zu geben, und so die Geister in Bewegung zu setzen, und sie an eigenes Denken zu gewöhnen. Oft streuete er seine Gedanken nur wie Feuerfunken in Briefen aus; sie gingen aber nicht verloren. In alle Wissenschaften, derer er sich annahm, brachte er Ordnung und philosophische Uebersicht. Seine Lieblingsideen waren die Vereinigung aller Philosophien, aller Religionen, aller Sprachen in eine. Er wollte eine Universal- eine Gemeinsprache erfinden, wodurch man sich jedem Volke der Erde mittheilen könne, erlebte aber nicht das Ende dieser Arbeit. In seiner berühmten Theodicee beschäftigte er sich mit der Beantwortung der Frage: Wenn die Welt das Werk eines allgütigen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend seiner Geschöpfe? — Leibnitz zeigte, daß unsere Welt, ungeachtet aller scheinbaren Unvollkommenheit, die beste der möglichen Welten sei. Durch noch mehr andere philosophische Schriften, und beson-

ders durch die Erfindung einer neuen mathematischen Rechnungsart (die Differentialrechnung) erhöhete er seinen Ruhm. — Im Jahre 1700 wurde er Präsident der neuen Academie der Wissenschaften zu Berlin, die nach seinem Plane angelegt wurde, und lange fort lebte in ihr sein Geist. Seine Verdienste wurden von ganz Europa anerkannt und blieben nicht unbelohnt. Der Kaiser von Rußland gab ihm einen Jahrgehalt von 1000 Rubeln und den Titel eines geheimen Justizrathes; vom teutschen Kaiser Karl VI. erhielt er einen Gehalt von 2000 Gulden, 1300 Thaler bezog er vom Könige von England und 600 von dem Herzoge von Braunschweig. So gelangte er zu einem ansehnlichen Vermögen, das nach seinem Tode, im Jahre 1716, an Seitenverwandte fiel, weil er keine Kinder hinterließ. — Leider wurde von Leibnitz wenig in teutscher, sondern meistens nur in französischer und lateinischer Sprache geschrieben.

Der Freiherr Christian von Wolf, Professor der Mathematik zu Halle, trat in Leibnitzens Fußstapfen, brachte die Lehrsätze dieses großen Mannes in genauen Zusammenhang, gab ihnen eine noch größere Fruchtbarkeit, erläuterte sie durch neue Bemerkungen, und brachte sämtliche Theile der Philosophie in enge Verbindung. Er schrieb seine Lehrbücher in teutscher Sprache mit bewunderungswürdiger Klarheit; sein Vortrag war so richtig, deutlich und bestimmt, daß diese Bücher sich über hundert Jahre lang in den teutschen Schulen erhielten. — Wolf war im Jahre 1679 geboren. Seit 1706 war er Professor zu Halle, wo er aber wegen theologischer Irrthümer verketzert und unter dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm abgesetzt wurde. Er ging hierauf nach Marburg; im Jahre 1740 ließ ihn aber der große Friedrich, der

ihn ungemein schätzte, unter sehr ehrenvollen Bedingungen wieder nach Halle zurückrufen, wo er im Jahre 1743 Kanzler der Universität wurde.

In neuern Zeiten machten noch drei andere berühmte Männer großes Aufsehen durch ihre neuen philosophischen Systeme, nämlich Immanuel Kant, Professor der Philosophie zu Königsberg, Joh. Gottl. Fichte, Professor der Philosophie zu Berlin, und Friedridrich Wilhelm Joseph Schelling, Director der philosophischen Classe der Academie zu München, jetzt zu Erlang privatisirend.

J. Kant (geb. 1724) sonderte in seiner Kritik der reinen Vernunft mit großem Scharfsinne die Erkenntnisse der reinen Vernunft von denen, die der Erfahrung angehören, und zeigte den philosophischen Forschern den Weg, den sie gehen müssen. In seiner Grundlegung der Sitten aber (1785) und in seiner Kritik der praktischen Vernunft gab er der Moral eine strengere und reinere Ausbildung. Er schrieb auch geschätzte Werke über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, über die philosophische Rechtslehre, über die Anthropologie, oder die Lehre vom menschlichen Körper, über die physische Geographie ꝛc.

J. G. Fichte (geb. 1762) ging auf dem Weg, den Kant gebahnt hatte, weiter fort, drang in seiner Wissenschaftslehre mit großer Kraft des Geistes in die Tiefe des menschlichen Wissens, und gründete ein neues System der Philosophie, nach welchem er darzuthun suchte, daß nur in unserm Geiste (unserm Ich) wahres Leben, Alles außer uns aber nur ein Scheinleben sey; daß dieser Geist nach einer sittlichen Ordnung der Dinge strebe, dieses aber einen Gott (ein Absolutes) voraus setze, dessen Abbild die Welt sey u. s. w. Seine merkwürdigsten Schriften sind sein Versuch

einer Kritik aller Offenbarung 1792, womit er zuerst große Aufmerksamkeit erregte, dann sein Aufsatz über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung, womit er sich einer irreligiösen Denkart verdächtig machte, und sich zu Jena, wo er damals Professor war, um sein Amt brachte, und endlich die Wissenschaftslehre in ihrem ganzen Umfange. Berlin 1810, nachdem er schon 1794 seine Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre und 1798 sein System der Sittenlehre herausgegeben hatte. Andere Schriften von ihm sind: die Bestimmung des Menschen 1800 und der geschlossene Handelsstaat 1800, die Reden an die teutsche Nation 1806.

F. W. J. Schelling trat, als Fichte's Gegner, mit einem ganz eigenen originellen System der Philosophie auf, die Identitäts- oder Naturphilosophie genannt, weil es behauptet, daß das Absolute (die Gottheit) nicht als von der Natur getrennt, erkannt werde, sondern vielmehr sich durch und in der Natur geoffenbaret habe. Nach seiner Philosophie soll nichts als Gott existiren und die Welt seine Selbstoffenbarung seyn; nicht nur der Mensch, sondern jeder Theil der Welt, jedes Produkt der Natur soll von einem eigenen Geiste belebt werden; die Pflanze soll ihren Sinn und das Thier seinen Geist haben, der aber nicht in solcher Vollendung wie bei dem Menschen hervortritt ꝛc. — Weiter in das Einzelne einzugehen, dazu ist hier der Ort nicht. Schellings vorzüglichste Schriften sind: Entwurf eines Systems der Naturphilosophie 1799. — Von der Weltseele 1806. — Vom Ich, als Princip der Philosophie 1795. — System des transcendentalen Idealism 1800. — Bruno oder über

das göttliche und natürliche Princip der Dinge 1802. Philosophie und Religion 1804. Mehrerer kleiner Werke nicht zu gedenken.

Durch die Schriften dieser drei berühmten Männer wurden alle philosophischen Köpfe Teutschlands in Bewegung gesetzt; sie nahmen Partei, theils für theils gegen die Erfindung derselben; mehrere gingen auch ihren eigenen Weg und trugen ihre eigenthümlichen Ansichten vor. Obgleich sie sich in der Hauptsache nicht vereinigen konnten, so brachte doch ihr Denken und Forschen dem menschlichen Wissen nicht geringen Gewinn. Einzelne Lehren der Aesthetik, und der Wissenschaften überhaupt, bekamen dadurch eine höhere Gestalt, und kein für die Menschheit wichtiger Gegenstand blieb ohne philosophische Bearbeitung. Die Theologie und Rechtsgelehrsamkeit besonders, wurden durch den Einfluß der Philosophie gehoben; der Glaube an ein höchstes Wesen neu begründet und der religiöse Sinn erweckt. Die Geschichte wurde philosophischer und pragmatischer bearbeitet, die Arzneikunst durch fruchtbare Beobachtungen bereichert. In keinem Zweige der höheren Wissenschaften stehen nunmehr die Teutschen einer andern Nation nach, und auch in den schönen Künsten können sie sich jeder andern an die Seite stellen.

44.

Fortsetzung. Teutsche Dichter und Prosaisten.

Zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sang kein Opitz, kein Flemming mehr, kein anderer Dichter wußte ihre reinen und tie-

fen Töne zu treffen und poetische Gedanken und Bilder mit gleichem Geschmack und gleicher Zartheit zu behandeln. Man ging zu weit; man wollte die Farbe noch farbiger, den Ton noch tönender, das Schöne noch schöner haben, und verfiel so in das Grelle und Schwülstige. Von der Art waren Lohenstein († 1683) und Hofmannswaldau († 1679), beide Schlesier, die jetzt als Muster in der Dichtkunst galten. Es wurden auch die Fremden nachgeahmt, wie ich es schon bemerkt habe. Man wählte von den Franzosen Balzac, Voiture, Boileau; von den Italienern Morino und Loerdano, und hielt sich meistens an das Verkünstelte in ihren Gedichten. Dem herrschenden Ungeschmack, der immer mehr einzureissen drohete, widersetzten sich vorzüglich Friedrich, Freiherr von Canitz, preußischer geheimer Staatsrath, durch seine satyrischen Gedichte († 1699), Johann von Besser, königlich polnischer Ceremonienmeister († 1729), und Christian Wernicke, ein gebornер Preuße, der von dem dänischen Hofe in Staatsgeschäften gebraucht wurde, und seine letzten Lebensjahre in Hamburg zubrachte.

Leibnitz schrieb in fremden Sprachen und wirkte daher wenig auf die Sprache seiner Nation. Viel allgemeiner war Wolfens Einfluß als philosophischer Schriftsteller. Wenn man einen Theil der Schriften jener Zeit trauernd durchlesen hat, und geht dann zu den seinigen über, so glaubt man sich in eine neue hellere und treflichere Welt versetzt. Neben ihm ist auch noch Baumgarten zu bemerken, der zuerst auf den Gedanken gerieth, die Lehre vom Schönen als Wissenschaft aufzustellen. — Brokes, Mosheim, Günther, Liscow zeichneten sich ebenfalls aus.

Nicht geringe Verdienste um die teutsche Sprache und Literatur erwarb sich Johann Christoph Gottsched, Professor der Philosophie zu Leipzig. Vorzüglich widersetzte er sich der tollen Sprachmengerei, von der ich schon Proben gegeben habe, und reinigte die teutsche Sprache von den fremden Schlacken; auch machte er vielen trefflichen Köpfen das Studium der Muttersprache wichtig und angenehm. Er schrieb auch über teutsche Dicht- und Redekunst, und reinigte erstere von dem lohensteinischen Schwulste; er selbst aber war ein schlechter Dichter, und seine Werke schlechte Muster zur Nachahmung; auch hatte er einen unrichtigen Weg eingeschlagen, da er die französische Manier in die teutsche Sprache einführen wollte: deswegen ging auch sein übriges Wirken ins Leere († 1766).

Einen beharrlichen und kräftigen Gegner hatte Gottsched an dem Schweizer Bodmer (geb. zu Zürich 1698), der den einseitigen Geschmack der gottschedischen Schule haßte und bekämpfte. Dagegen machte Bodmer die Teutschen aufmerksam auf die schönen, damals noch sehr unbekannten Werke der Britten, die der Sprache und dem Sinne der Teutschen besser angemessen schienen, als die der Franzosen. Durch seine eigenen Gedichte, seine Wochenschriften, seine kritischen Briefe, seine Uebersetzung Miltons und Homers und noch mehr andere Schriften, erwarb er sich in gleichem Grade als Kunstrichter, Dichter und Kenner der teutschen Sprache, die Verehrung seiner Zeitgenossen. Das bedeutendste aber unter seinen poetischen Werken, Noah, ein Heldengedicht, wird wenig mehr gelesen.

Friedrich von Hagedorn (geb. 1708. † 1754), wurde bald ein Meister und Muster in der leichten Lie-

dergattung. Immer erscheint er in derselben als ein Mann von froher heiterer Seele; er entzückt durch die Naivetät und Treuherzigkeit seiner Scherze, und den harmonischen Fluß seiner Verse. Auch seine Lehrgedichte und Fabeln sind von nicht gemeinem Werthe.

Albrecht von Haller, ein Schweizer, Mitglied des großen Raths zu Bern und Präsident der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen (geb. 1708. gest. 1777), war groß als Gelehrter, nicht minder groß als teutscher Dichter. Ueberall athmen seine poetischen Werke einen originellen Geist. Man bewundert in ihm bald die Fülle der Gedanken und den tiefen triftigen Sinn, bald den malerischen Ausdruck, die bündige Kürze. Philosophische Ideen weiß er meisterhaft mit allem Schmuck der Dichtkunst zu verschönern, und Weisheit und Moral mit satyrischer Laune zu paaren. Mit zauberischen Pinsel schildert er besonders in großen Zügen die Schönheiten der Natur. — Man hat von diesem Dichter auch drei poetische Romane, Usang, Alfred, Fabius und Cato und viele wissenschaftliche Werke, die seinen Ruhm nicht verdunkelten. — Ueberall erscheint er als ein guter, edler, wohlwollender Mensch, selbst dann, wenn seine Stirne sich zu strafendem Ernste runzelt.

Gottlieb Wilhelm Rabener, Ober-Steuerrath zu Dresden (geb. 1714. gest. 1771). Zu seiner Zeit ein sehr beliebter Satyriker. Er verspottete nicht in Versen, wohl aber in fließender Prosa alberne Dorfjunker, Wucherer, Gecken, Aftergelehrte und tölpische Priester.

Christian Ewald von Kleist, geb. 1715 in Pommern, starb als Major bei dem preußischen Heere an seinen in der blutigen Schlacht bei Kunnersdorf empfangenen Wunden 1759 zu Frankfurt an der Oder.

Man hat von diesem gefühlvollen Dichter, der den Ausdruck seiner starken und heitern Empfindungen bald mit den lachendsten Bildern zu schmücken, bald mit ernster Moral zu begleiten wußte, Hymnen, Elegieen, epische Gedichte, Idyllen. Vorzüglich aber verewigte er sich durch seinen Frühling, denn er mitten unter dem Waffengetöse mit meisterhaften Pinselzügen schilderte.

Christian Fürchtegott Gellert, Professor der Philosophie zu Leipzig (geb. 1715. gest. 1769), ein frommer einnehmender Dichter und allgemein beliebter Schriftsteller, der nicht geringen Einfluß auf den Geschmack und die Bildung seiner Zeitgenossen hatte. Sein poetisches Talent zeigte er vorzüglich in der Fabel, in kleinen fröhlichen Erzählungen, die ihm besonders gut gelangen, und in geistlichen Liedern, in welchen letzteren die andächtige Ergießung eines frommen, tugendvollen Herzens mit rührender Moral innig verschwistert ist. Seiner Prosa fehlte es nicht an Reinheit, Zierlichkeit und Glätte. Die Briefe, die er schrieb, galten besonders für musterhaft. Seine schwedische Gräfin aber (ein Roman) und seine Schauspiele, werden selten mehr gelesen.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Canonicus zu Walbeck (geb. 1719. gest. 1803), besang das Schönste was nach seinem Gefühle die Welt hatte: Wein, Rosen und Mädchenküsse. Er schien der Dichter der Grazien und Liebesgötter. Seinen Scherz übertraf nichts an Feinheit; seine Bilder waren lachend, seine Verse fließend, nachläßig, oft klein und jugendlich tändelnd. Nicht weniger als seine Lieder der Liebe werden noch jetzt seine Grenadierlieder geschätzt, die Treue, Tapferkeit und wahre Vaterlandsliebe athmen.

Friedrich Gottlieb Klopstock, dänischer Legationsrath (geb. 1724. gest. 1803). Der erhabenste aller teutschen Dichter, die Ehre und der Stolz unserer Nation, besonders durch seinen Messias, in welchem Meisterwerke er höher als Milton und Homer vor uns steht. Schwer ist ihm hier zu folgen in dem Schwung seiner Gedanken; man fühlt sich aber hingerissen von der überströmenden Empfindung, dem heiligen Religionsgefühl, dem Flug seiner Phantasie; die Mischung des Wunderbaren, Uebermenschlichen, Ueberirdischen mit dem Rührenden und Zärtlichen, die Menge schrecklicher, erhabener und geistiger Bilder nimmt Herz und Einbildungskraft zugleich ein. — Auch in seinen Oden ist alles unnachahmlich groß und herzvoll. Seine Trauerspiele sind Muster des hohen Tragischen, aber nicht zur Vorstellung eingerichtet. — Auch über Sprache und Dichtkunst hat Klopstock geschrieben, doch nicht mit dem gewünschten Erfolge.

Karl Wilhelm Rammler, Professor der schönen Wissenschaften bei dem Katettenkorps zu Berlin (geb. 1725. gest. 1798). Ein teutscher Odendichter, der dem Horaz nachzueifern und sich den Geist, die Gedanken, die Ideen und Bilder des Römers anzueignen suchte, und am Ende seine ganze Manier annahm. Die teutsche Sprache erlangte unter seinen Händen die größte Geschmeidigkeit und Hoheit. Mit Sorgfalt sind seine Verse ausgefeilt; er rang aber oft so mühsam und so sichtbar nach Begeisterung, daß seine Leser ganz unbegeistert blieben.

Christian Felix Weiße, Kreissteuereinnehmer zu Leipzig (geb. 1726. gest. 1804), ein schätzbarer dramatischer Dichter von einnehmender Heiterkeit, dessen komische Opern, Lust- und Trauerspiele zu seiner Zeit

sehr gefielen. Wirklich besaß er einen Geist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit, und war eben so glücklich in der Darstellung des Unschuldigen, des Naiven, des Natürlichen, als stark in dem Ausdruck edler Gesinnungen, erhabener Gedanken, heftiger Leidenschaften. Nur Schade, daß er mehr die Ausländer nachgeahmt, als einheimische Sitten geschildert hat. — Durch seinen Kinderfreund, der noch immer gelesen wird, und neben lehrreichen Aufsätzen eine Menge kleiner Schauspiele und Lieder enthält, machte er sich auch um die teutsche Jugend sehr verdient.

Gottfried Ephraim Lessing, herzoglich braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel (geb. 1729. gest. 1781). Einer der vorzüglichsten teutschen Originalschriftsteller, der nichts von den Alten, nichts von den Ausländern entlehnte, alles aus sich selbst schöpfte und vortrefflich war in allem was er schrieb, besonders aber in dem Lustspiele, das er mit eigenem teutschen Geiste behandelte, und worin er vorzüglich Nationalsitten und Nationalcharaktere schilderte. Kein anderer teutscher Schriftsteller hatte so viel über die Theorie der verschiedenen Dichtarten nachgedacht, keiner wußte mit größerer Anmuth Geist und Herz zu beschäftigen. Aber nicht nur in seinen Schauspielen allein, auch in der äsopischen Fabel, in scherzhaften Liedern und Epigrammen entfaltete er seine großen Anlagen. Ueberall zeigte er sich als Kenner des menschlichen Herzens, überall spielte sein Witz mit unnachahmlicher Feinheit, überall ist sein Ausdruck voll classischer Zierlichkeit. Auch in andern Schriften, im Fache der Alterthümer, der schönen Künste, der Philologie wich er keinem andern an gründlicher Einsicht. Er war einer der ersten Selbstdenker und der redlichsten Wahrheitsforscher.

Salomo Geßner, Mitglied des großen Raths und Buchhändler zu Zürich (geb. 1730. gest. 1787). Ein Dichter lieblicher Hirtengedichte, ein Maler der ländlichen goldenen Zeit, wo unverdorbene Menschen in Liebe, Unschuld und Tugend beisamen wohnten. Er lehrt in seinen reizenden Idyllen, in ungebundener aber zierlicher Sprache voll lachender Bilder, Wohlthätigkeit, Großmuth, Menschlichkeit, kindliche Liebe, Ehrerbietung gegen das Alter. Bald singt er das Lob des Hirtenlebens, bald die Schönheiten der Natur; zuweilen enthalten seine Idyllen auch blos ein Liebesgespräch. Immer sind seine Schäfer und Schäferinnen voll Zärtlichkeit, Unschuld und sanfter Empfindungen, die selbst das Wohlgefallen verdorbener Städter erregten. Geßners Idyllen machten zuerst die Franzosen und andere Ausländer aufmerksam auf den Werth der teutschen schönen Literatur. Sie wurden von ihnen übersetzt und nachgeahmt, aber nicht erreicht, viel weniger übertroffen.

Christoph Martin Wieland, herzoglich weimarischer Hofrath zu Weimar (geb. 1733. gest. 1812). Ein vielseitiger, phantasiereicher Dichter und Prosaist, der durch seine zahlreichen gelungenen Werke den Ruhm der teutschen schönen Literatur im Inn- und Auslande nicht wenig erhöhete. Nicht leicht hat ein Schriftsteller so viel und so mancherlei mit so viel Weisheit, Witz und Leichtigkeit geschrieben. Seine reichhaltige Belesenheit, seine feine und richtige Empfindung, die Zartheit seiner Scherze, das Lebendige seiner Bilder, und der philosophische Geist der in seinen Werken weht, dieß alles macht das Lesen derselben unbeschreiblich genußreich. Verstand, Herz, Einbildungskraft wird in gleichem Grade durch ihn befriedigt. Er wußte Wahrheit mit dem Wunderbaren, Moral mit

dem Abentheuerlichen zu verschwistern. Bald versetzt er sich mit seinen Helden in die schönen Tage der alten Welt, in das freundliche Griechenland, bald in die fabelhaften Zeiten der griechischen Götter, bald gefällt er sich in dem Mittelalter unter fahrenden Rittern, Feen und Zauberern; bald schreibt er in Prosa, bald in schönen fließenden Versen; und immer wechseln unter seiner Feder rührende sittliche Schilderungen und geistreiche Darstellungen, mit komischen und lächerlichen Gemälden ab. Jedem Gegenstande wußte er die heiterste, lieblichste Gestalt abzugewinnen, und ihn von dieser seinen Lesern vorzustellen. — Wielands Schriften werden nie untergehen.

Gottfried August Bürger, erst Amtmann zu Alten-Gleichen, dann Professor zu Göttingen (geb. 1748. gest. 1794). Seine Gedichte, besonders die Romanzen, verrathen eine höchst lebendige und kräftige Phantasie, die den Leser oft schauderhaft ergreift, und mit Entsetzen erfüllt. Andere seiner Lieder sind voll naiver zärtlicher Tändeleien; und andere voll hoher Empfindungen, voll starker Gedanken, voll tiefer Gefühle; noch andere strömen über von muthwilliger Laune. Einen ganz auffallenden Contrast mit diesen machen seine Gedichte für das Volk, die ihm zwar trefflich gelangen, worin er sich aber auch Derbheiten erlaubt, die man anstößig finden muß.

Ludwig Christian Heinrich Hölty, geb. 1749 im Hannöverschen. Er starb schon 1776 in seinem 27sten Lebensjahre als Candidat der Theologie. Am liebsten besang dieser empfindungsvolle junge Dichter die Freuden der stillen ländlichen Natur, das Glück der Liebe, das Lob des Weins, gerne überließ er sich auch seinen wehmüthigen Gedanken an Tod und Grab, die seine schwankende Gesundheit nur all-

zuoft in ihm rege machte. Die meisten seiner Lieder haben einen weichen schmelzenden Ton, der bis zu Thränen rührt; zum hohen Lyrischen war er aber nicht gestimmt.

Gottlieb Conrad Pfeffel, hessen-darmstädtischer Hofrath und Director der Kriegsschule zu Colmar, wo er 1736 geboren ward. Am meisten gefiel er durch seine Fabeln und Erzählungen, die mit fließender Leichtigkeit geschrieben sind, und oft eben so sehr rühren als ergötzen. Nicht minder gut gelangen ihm andere kleine Verse, gesellschaftliche Scherze, Launen, epigrammatische Einfälle. Pfeffel wurde auch in seinen früheren Jahren der Verfasser vieler Schauspiele, die er von der französischen Bühne auf die teutsche versetzte. Schon früh verlor dieser liebenswürdige Dichter das Licht seiner Augen; gleichwohl behielt er seine heitere Stimmung bis an den Tod († 1809).

Friedrich Schiller (geb. 1759. gest. 1805), war der Sohn eines würtembergischen Lieutenants, in der Folge Majors. Dieser hochbegeisterte sinnige Dichter, der Stolz unserer Nation, erhielt seine Bildung in der Militäracademie zu Stuttgart, weniger aber durch seine Lehrer als durch eigenes Nachdenken über die Meisterwerke eines Klopstock, Göthe, Lessing, Shakespeare, die er unermüdet studirte und in denen sein zur Dichtkunst schon von Natur gestimmter Geist eine angemessenere Nahrung fand, als in dem Studium der Theologie und Arzneiwissenschaft, dem er sich widmen sollte. So wurde sein Genie geweckt; er fühlte seine Kraft und wollte sie geltend machen. Nach einigen mißlungenen Versuchen, die er verbrannte, floß aus seiner Feder ein Werk, das allgemeines Aufsehen in ganz Teutschland erregte,

und das um so mehr zu bewundern war, da er es ohne andere Welt- und Menschenkenntniß schrieb, als die er aus Büchern geschöpft hatte. Ich meine die Räuber. Er ließ sie zum erstenmal im Jahre 1780 aufführen. Ein wackerer Graubündner fand sich aber beleidigt, daß Schiller dessen Landsleute gemeine Straßenräuber genannt hatte, und verklagte ihn darob bei dem Herzog, der dem jungen Dichter deshalb verbieten ließ, künftig mehr etwas drucken oder aufführen zu lassen. Schillern, der damals Regimentsarzt war, verdroß dieses Verbot; er legte seine Stelle nieder und ging nach Mannheim als Theaterdichter. Hier konnte er seine Schwingen wieder frei bewegen; er schrieb seinen Fiesco, seine Kabale und Liebe. Doch auch hier weilte er nicht lange. Er ging auf einige Zeit nach Dresden, dann 1787 nach Weimar und wurde zwei Jahre darauf durch seinen Freund Göthe, Professor der Philosophie und Geschichte zu Jena. Hier schrieb er seinen dreißigjährigen Krieg und seinen Wallenstein; schon früher war Don Karlos erschienen. — Durch anhaltendes, besonders nächtliches Studieren, zerrüttete er hier seine Gesundheit so sehr, daß er seinem Amte nicht länger vorstehen konnte. Von Göthe wurde er jetzt nach Weimar zurückgezogen, wo es ihm vergönnt war, ohne bestimmte Berufsgeschäfte ganz den schönen Künsten, seiner Familie und seinen Freunden zu leben. In so beneidenswerther Muße dichtete er seine gelungensten Werke; Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Im Jahre 1805 wurde seine Thätigkeit durch eine bedenkliche Krankheit unterbrochen; er erholte sich aber wieder, und schon jauchzeten seine

Freunde über seine Genesung, als er am 9. Mai desselben Jahres doch noch ihren Armen entrissen wurde. — Schiller war ein Maler, der in seinen Originalen die Natur veredelte, und die Wirklichkeit zum Ideal erhob, ohne die Aehnlichkeit ganz verloren gehen zu lassen. Sein Don Karlos, sein Wallenstein waren nicht der Wallenstein und der Don Karlos, den die Geschichte schildert. Der große Dichter überbot zuweilen seine Kraft und gab zu viel. Meisterhaft verstand er die Kunst, seine Leser zu sich hinauf zu heben, nie aber sank er, wie so manche andere Dichter, zum Gemeinen herab.

August Wilhelm Iffland, Schauspieldirector und Schauspieldichter zu Berlin (geb. 1759. gest. 1814). Die besten unter seinen zahlreichen Schauspielen waren die Jäger, die Hagestolzen, der Herbsttag. Die übrigen fand man meistens zu gedehnt, zu leer, zu kalt in Vergleich mit den Kotzebueschen Stücken. Er vergütete zwar sein langes Moralisiren bisweilen durch echt komische Charaktere; im ganzen aber erregte er doch nur wenig Theilnahme.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue (geb. 1761. gest. 1819). Der Vater dieses so fruchtbaren und beliebten Theaterdichters und Erzählers war Legationsrath in Weimar. Der Sohn studirte die Rechtswissenschaft zu Jena und Duisburg; sein Herz aber und sein ganzer Sinn hing an dem Theater. Ein Freund veranlaßte ihn im Jahre 1781 zu einer Reise nach Petersburg, wo er der Kaiserin vorgestellt, und erst zum Titularrath, dann zum Assessor des Ober-Appellationsgerichts zu Reval und endlich zum Präsidenten des Gouvernements-Magistrats in der Provinz Esthland ernannt und in den Adelstand erhoben wurde. Immer blieben die Mußestunden,

welche ihm seine Amtsgeschäfte ließen, den schönen Wissenschaften gewidmet. Zu Reval schrieb er eine Menge Schauspiele und wurde besonders durch seine Indianer in England und Menschenhaß und Reue der Liebling des Publikums. Seiner erschütterten Gesundheit wegen, legte er seine Stelle nieder und zog auf einen Landsitz, den er sich bei Narwa angelegt hatte, verließ ihn aber wieder und ging als Theaterdichter nach Wien, wo er sich jedoch nicht lange gefiel. Er nahm nun seinen Aufenthalt in Weimar und ging in der Folge nach Rußland zurück, wo indessen Paul I. den Thron bestiegen hatte. Dieser Monarch war wider den Dichter eingenommen worden; er gab daher Befehl, ihn gleich an der Grenze in Verhaft zu nehmen und nach Sibirien abzuführen. Dieß geschah. Ein kleines Schauspiel aber von Kotzebue, der Leibkutscher Peters III., das dem Kaiser vorgelesen wurde, gefiel dem Monarchen so wohl, und söhnte ihn so ganz wieder mit dem Verfasser aus, daß er gleich Befehl zu dessen Zurückberufung ertheilte, ihm ein Krongut und seine ganze Gnade schenkte. Kotzebue erhielt auch den Titel als Hofrath und die Direction des teutschen Theaters zu Petersburg. In dem russischen Kriege kam er mit dem Heere nach Teutschland, und trug durch sein teutsches Volksblatt, das er zu Berlin drucken ließ, sehr viel dazu bei, das teutsche Volk in der feindlichen Stimmung gegen die Franzosen zu unterhalten, und die Gemüther nach dem Zweck der Regierungen zu lenken. Im Jahre 1819 zog er mit seiner Familie nach Mannheim, wo Meuchelmord seinem thätigen Leben ein Ende machte. Ein jenaischer Student, Namens Sand, dem Kotzebues politische Grundsätze mißfielen, und der ihn als einen russischen Kundschafter ansah, reisete ihm absichtlich

nach, um ihn zu ermorden, und vollbrachte die schanderhafte That in des Dichters eigenem Hause durch mehrere Dolchstiche (1819). Teutschland verlor an Kotzebue einen sehr fruchtbaren Schriftsteller von nicht gemeinen Talenten. Zwar schrieb er der Schauspiele zu viele, als daß sie alle gut seyn konnten; die besseren aber sind voll Geist und Witz, voll Gefühl und Wärme. Auch seine übrigen Werke sind mit großer Leichtigkeit und Anmuth geschrieben; es fehlt ihnen aber an Tiefe und Vollendung. —

Ich gedenke nicht der noch lebenden teutschen Schriftsteller. Göthe, Voß, Matthisson, Salis, Paul, Richter, die Gebrüder Schlegel, Müllner u. s. w. gehören in diesem Augenblick noch unter ihre Zahl. Auch von den Entschlafenen konnte ich nur einen Theil anführen. Die Namen eines Spalding, Jerusalem, Lichtwehr, Zachariä, Cronegk, Dusch, Winkelmann, Cramer, Kästner, Klinger, Heinse, Musäus, Gerstenberg, Kant, Herder, Forster, Campe, Eschenburg, Ebert, Thümmel, Engel, Garve, Sulzer, Mendelsohn, Mastalier, Göckingk, Miller sollten aber doch keinem teutschen Jüngling unbekannt bleiben. Unter die besseren teutschen Schriftsteller im Fache der schönen Wissenschaften gehören auch noch Jacobi, Lichtenberg, Claudius, Schubart, Michaelis, Stollberg, Joh. Müller, Kosegarten, Brandes, Knigge, Moritz, Körner ꝛc. ꝛc. Unter den Schriften dieser Männer ziemt es der teutschen Jugend, sich ihre Unterhaltungsbücher auszuwählen, um ihren Geschmack zu bilden. Wer gleich nach dem Besten greift, überhebt sich der Mühe das Schlechte zu lesen und zu verwerfen.

45.

Malerei, Kupferstecherei, Steindruck, Bildhauerei, Tonkunst.

Auch in den bildenden Künsten, suchten die Teutschen weiter fortzuschreiten, und es standen unter ihnen viele trefliche Künstler auf. Nach Albrecht Dürer, Lucas Granach und Holbein, zeichneten sich in der Geschichtsmalerei, Christoph Schwarz, Albrecht Altdorfer, Sandrart, Angelica Kaufmann, Tischbein, Hetsch, Heinrich Friedrich Füger, Adam Friedrich Oeser, und noch viele andere aus. Von Rugendas, hat man Kriegsstücke, voll Wahrheit und Leben; von Riedinger nicht minder gute Jagdstücke. Im Fache der Landschaft, thaten sich hervor: Roos, Hackert, Molitor, Zingg; Im Bildnisse Danner, Graf, die meisten der obigen Geschichtsmaler und noch mehr andere. Ueber alle diese Künstler glänzte aber Raphael Mengs, ein geborner Böhme, erst kurfürstlich sächsischer dann königlich spanischer Hofmaler, wie ein Stern der ersten Größe hervor, denn er setzte sich durch seine Meisterwerke seinen großen Namensbruder Raphael von Urbino und allen andern berühmten Malern Italiens an die Seite. Als Zeichner, machte sich vorzüglich, Daniel Chodowiecky, besonders in kleinen Figuren berühmt, anderer treflicher Zeichner nicht zu gedenken. Zu einem ungemein hohen Grade der Vollkommenheit, erhob sich auch seit dem westphälischen Frieden, die Kupferstecher- und Radier-Kunst durch die Bemühungen eines Wille, Schmidt, Bause, Müller, des Vaters und des Sohnes, Haldenwang u. s. w. Die Formschneidekunst wurde in unsern Tagen durch den

Professor Gubitz in Berlin zu einer seltenen Höhe gebracht.

Eine ganz neue Kunsterfindung, die den Teutschen angehört, nämlich der Steindruck, ist in einer geringen Anzahl von Jahren, besonders in München, zu einer unerwarteten Ausbildung gebracht worden. Er eignet sich besonders gut zur Nachbildung großer Handzeichnungen in Kreidenmanier, und hat hier vor dem Kupferstich in manchem Betracht, bedeutende Vorzüge. Diese merkwürdige Kunst beruht darauf, daß ein nasser Stein, kein Oel annimmt. Es werden daher feine Flötzsteine, oder Marmorschiefer, flach abgeschliffen, und auf diese Platten zeichnet man den Gegenstand, den man vorstellen will, mit chemischer Kreide, aus Seife, Talg, Wachs, etwas Kienruß und fein gestoßenen Schellack bestehend. Beim Abdruck der Platte, wird dieselbe mit gummirten Wasser oder Bier überfahren, das jedoch nur von denjenigen Stellen angenommen wird, die nicht mit der chemischen Kreide berührt worden sind, und nun wird die ganze Zeichnung mit Hülfe eines Ballens, der mit Oelfarbe, wie bei den Buchdruckern eingeschwärzt ist, betupft. Die Farbe haftet aber nur auf den fetten Strichen der Zeichnung, nicht auf den nassen gummirten Stellen der Steinplatte die ganz rein bleiben. Belegt man nun die so vorbereitete Platte mit benetztem Papier, und bringt sie unter die Presse, so erhält man, wenn geschickt verfahren wird, einen ganz reinen und schönen Abdruck der Zeichnung. Viele Abdrücke mißlingen jedoch, und dieß ist einer der größten Nachtheile des Steindrucks. Uebrigens hangt die Schönheit der Blätter, in dieser Manier, ganz von der Geschicklichkeit des Zeichners ab, der ein guter und geübter Künstler seyn muß. Es ist leicht einzusehen, daß wenn ein

Meister eigenhändig seine eigene Arbeit auf die Steinplatte zeichnet, durchaus nichts von ihrem Geist und ihrem Charakter verloren gehen kann, wie solches öfters geschieht, wenn er sie den Händen eines Kupferstechers anvertraut.

Auch in der Bildhauerei blieben die Teutschen nicht hinter ihren Nachbarn zurück; unter den ältern Künstlern dieses Faches, thaten sich Kettler und Jacobi hervor; in neuern Zeiten aber, verewigten sich Zeuner, Schadow, Dannecker, Döll, Tiek, Eberhard, durch ihre Meisterwerke.

Noch viel reicher war Teutschland seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, an Tonkünstlern. Kaiser Karl VI., hatte das größte und beste Orchester in Teutschland, und noch mehr hob es sich unter seiner großen Tochter, Maria Theresia, bis endlich durch Mozart und Haydn unter ihren Nachfolgern, die Kunst, zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht wurde. Schon vor diesen, machten aber, der Ritter Gluck und Dittersdorf, ihre Namen, durch ihre Werke berühmt. Zu Dresden und in andern sächsischen Städten, zeichneten sich, vor hundert andern, der Kapellmeister Hasse, Sebastian Bach, Schweizer, Benda, Hiller, Naumann, Wolf, auf das rühmlichste durch ihre Kompositionen aus. Auch Händel, der so großes Aufsehen an dem Londoner Hof machte, war ein Teutscher. Zu Berlin wetteiferten mit diesen Tonkünstlern der berühmte Graun, Friedrich des Zweiten Kapellmeister, und Quanz, sein Lehrer auf der Flöte, von dessen sehr geachteten Werken aber nur wenige allgemein bekannt wurden, weil der König sie meistens für sich allein behielt. Ferner, Franz Benda, unter dem sich besonders die Concert- und Kammermusik hob, Reichardt,

Schulz und Hummel, zwei beliebte Liedercomponisten. Unter die vornehmsten teutschen Tonsetzer gehören auch noch, Vogler, Winter, Weber, Romberg, Spoor, Beethofen, welche drei leztere zugleich als trefliche Instrumenttisten, sich bekannt gemacht haben. — Der Componisten uud Spieler vom zweiten Range, lebten, und leben noch unzählige. — Der Charackter der teutschen Musik, ist, Gründlichkeit ohne Pedanterei, Tiefe der Harmonie, Fülle der Melodie, und gutes Verständniß der Blaseinstrumente.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Zeitfolge der berühmtesten Männer und der vorzüglichsten Ereignisse in der teutschen Geschichte.

Erster Zeitraum.

Vom cimbrischen Kriege bis zur großen Völkerwanderung.

(J. 100. vor Chr. Geb. bis J. 400 nach Christi Geburt.)

J. vor C. G.

113. Die Cimbern und Teutonen fallen in das römische Gebiet ein.
100. Ende des cimbrischen Kriegs.
57. Ariovist wird von Cäsar überwunden.
54. Cäsar sucht Germanien zu erobern.
11. fg. Feldzüge und Eroberungen des Drusus in Germanien.
7. Tibers Eroberungen in Germanien.

J. nach C. G.

Marbod, König der Marcomannen.
9. Niederlage des Varus, oder die Hermannschlacht. Hermann Fürst der Cherusker.
14. Germanicus in Teutschland.
50. Römische Städte am Rhein und an der Donau.
69. fg. Krieg der Bataver gegen die Römer, unter der Anführung des Civilis.
100. Tacitus schildert Germanien und die Germanier.

166. Der marcomannische Krieg.
180. Ende des marcomannischen Kriegs.
200 bis 300. Alemannen, Gothen, Franken, Sachsen fallen in das römische Gebiet ein.
300. Bisthümer zu Trier, Cöln, Mainz.
350. fg. Großes gothisches Reich im jetzigen Polen, Siebenbürgen, Ungarn bis an das schwarze Meer und den Don.
Hermanrich, König der Gothen.
Ulfilas erfindet eine Buchstabenschrift für die Gothen, und übersetzt das neue Testament in die gothische Sprache.
376. Die Hunnen zerstören das große gothische Reich.
378. Die Westgothen besiegten den Kaiser Valens bei Adrianopel.
365. Theilung des römischen Reichs in das morgenländische und abendländische durch Theodosius.

Zweiter Zeitraum.

Von der großen Völkerwanderung bis zur Entstehung des eigentlichen teutschen Reichs.

(Jahr 400 — 843.)

400. Stilico, ein Teutscher, vertheidigt das bedrohete römische Reich.
403. Alarich, König der Westgothen, bricht vergebens in Italien ein.
405. Radagais, ein teutscher König, kommt mit seinem Heere in Italien um.
407. Die Vandalen, Sueven, Alanen dringen mit andern teutschen Völkern über den Rhein in Gallien ein.

408. Ermordung des Stilico. Alarich geht zum zweitenmal nach Italien und erobert Rom.
409. Die Vandalen, Sueven, Alanen, in Spanien.
410. Alarichs Tod.
412. Ataulf, König der Westgothen zieht nach Gallien.
414. Die Burgunder lassen sich in Gallien nieder.
416. Wallia gründet das gothische Reich in Spanien und Gallien.
429. Die Vandalen gründen ein neues Reich in Africa.
449. Sachsen, Angeln und Jüten gehen nach Britannien über.
451—453. Attila, König der Hunnen in Teutschland, Gallien, Italien.
476. Odoaker macht dem römischen Reiche in Italien ein Ende.
486. Clodwig legt das fränkische Reich in Gallien an.
489. Theodorich, König der Ostgothen, zieht nach Italien.
493. Anfang des ostgothischen Reichs in Italien; Zerstörung des rugischen Reichs.
532. Das burgundische Reich wird von den Franken unterjocht.
534. Ende des vandalischen Reichs in Africa.
553. Zerstörung des ostgothischen Reichs durch die Römer von Constantinopel aus.
568. Alboin zieht mit den Longobarden nach Italien, und gründet ein neues Reich.
687. Pipin von Herstall wirft sich zum Herrn über die fränkische Monarchie auf — Tod des heiligen Kilians.
714. Pipins Tod. Karl Martel.
722. fg. Bonifacius predigt das Christenthum.

741. Karl Martels Tod. Karlmann und Pipin der Kleine seine Söhne.
745. Bonifacius wird Erzbischoff von Mainz.
752. Pipin der Kleine wird König der Franken.
755. Bonifacius wird von den heidnischen Friesen erschlagen.
768. Pipins Tod. Karl und Karlmann seine Söhne und Nachfolger.
771. Karlmanns Tod.
772. Karls erster Krieg gegen die Sachsen. Wittekind.
774. Karl zerstört das longobardische Reich.
777. Stiftung der Bisthümer zu Osnabrück und Paderborn.
780. Alcuin unterrichtet die Franken.
785. Wittekind läßt sich taufen.
799. Paul Warnefried, ein longobardischer Geschichtsschreiber, stirbt.
800. Karl wird zum römischen Kaiser gekrönt.
804. Karls Friede mit den Sachsen. Alcuins Tod.
874. Tod Karls des Großen. Ludwig der Fromme.
833. Ludwig der Fromme wird von seinen Söhnen abgesetzt.
834. Er besteigt wieder den Thron.
839. Eginhard, ein teutscher Geschichtschreiber, stirbt.
840. Ludwig der Fromme stirbt. Lothar, Ludwig und Karl theilten sich in seine Länder. Einfall der Normänner in Teutschland.

Dritter Zeitraum.

Von der Entstehung des eigentlichen teutschen Reichs bis auf Otto den Großen.

841. Schlachten bei Fontenoy zwischen den Söhnen Ludwigs des Frommen.

843. Vergleich zu Verdun. Ursprung des eigentlichen teutschen Reichs.

Ludwig der Teutsche, erster König von Teutschland.

843. Lothar I. Kaiser und König von Italien.

Karl der Kahle, König der Westfranken.

855. Lothar legt die Regierung nieder. Ludwig II. Kaiser und König von Italien. Lothar II. König von Lothringen.

870. Otfried, Mönch im Kloster Weißenburg.

875. Kaiser Ludwig II. stirbt. Karl der Kahle wird Kaiser und König von Italien.

876. Ludwigs des Teutschen Tod.

877. Tod Karls des Kahlen.

878. Karlmann, Ludwigs des Teutschen Sohn, bemächtigt sich des italienischen Reichs und Roms.

879. Burgundisches Reich in Westfranken.

880. Karlmanns Tod. Karl der Dicke, Ludwigs des Teutschen jüngster Sohn wird Kaiser und König von Italien, Teutschland und Westfranken.

887. Absetzung Karls des Dicken. Trennung des teutschen und französischen Reichs.

Arnulph, Karlmanns natürlicher Sohn, wird König von Teutschland und Lothringen.

899. Arnulphs Tod.

900. Ludwig das Kind, Arnulphs Sohn, wird teutscher König.
Teutschland wird von den Ungarn verwüstet.
Burgundisches Reich in der Schweiz.
Faustrecht.
911. Ludwig das Kind stirbt.
912. Konrad I. König von Teutschland.
918. Konrads Tod.
919. Heinrich, Herzog von Sachsen, wird teutscher König.
928. Erbauung und Befestigung der Städte im innern Teutschland.
934. Niederlage der Ungarn.
936. Tod Heinrichs I. Otto I.
938. Bisthum zu Meißen.
952. Berengar, König von Italien, wird von dem teutschen Kaiser Otto abhängig.
955. Niederlage der Ungarn im Lechfelde.

Vierter Zeitraum.

Von Otto dem Großen bis auf Rudolph von Habsburg.

(J. 962 — 1272.)

962. Otto der Große verbindet das römische Kaiserthum und das Königreich Italien auf immer mit Teutschland.
963. Luitprand, ein longobardischer Gelehrter.
968. Entdeckung der Harzbergwerke.
974. Tod Otto's des Großen. Otto II.
980. Roßwitha, Nonne zu Gandersheim.
983. Otto II. stirbt. Otto III.

1000. Witekind, ein Geschichtschreiber, Mönch im Kloster Corvey.
1002. Otto III. stirbt. Heinrich II. oder der Heilige.
1024. Heinrich II. stirbt.
Konrad II., ein fränkischer Graf wird teutscher König.
1033. Vereinigung des burgundischen Reichs mit dem teutschen.
1039. Tod Konrads II. Heinrich III.
1046. Heinrich III. setzt drei Päbste ab und läßt einem neuen wählen.
1056. Heinrich III. stirbt. Heinrich IV.
1074. Heinrichs IV. Krieg mit den Sachsen.
1075. Heinrichs IV. Händel mit dem Pabste Gregor VII. Den teutschen Geistlichen wird von Gregor VII. die Ehe verboten.
1076. Heinrich wird von dem Pabste in den Bann gethan und des Reichs entsetzt.
1077. Unwürdige Demüthigung Heinrichs IV. vor dem Pabste.
Lambert von Aschaffenburg, Bruno, Adam von Bremen, Otto von Freisingen, Helmold, teutsche Geschichtschreiber.
1080. Teutschland wird ein völliges Wahlreich.
Rudolph von Schwaben, Heinrichs IV. Gegenkaiser.
1096. Anfang der Kreuzzüge.
1099. Entstehung des Johanniterordens zu Jerusalem.
1100. Die Grafschaften werden in Teutschland erblich.
1105. Heinrich IV. wird von seinem Sohne vom Thron gestoßen.
1106. Heinrich V. Sohn Heinrichs IV.
1125. Heinrich V. stirbt.
Lothar II. Herzog von Sachsen wird Kaiser.

1130. Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern, und von Sachsen.

1137. Tod Lothars II. Konrad III. Herzog von Franken aus dem schwäbisch-hohenstaufischen Hause, wird Kaiser.

1147. Konrads III. Kreuzzug ins heilige Land.
Albrecht der Bär, aus dem Hause Anhalt, erster Markgraf von Brandenburg.
Welfen und Guibelinen.

1152. Konrads III. Tod. Kaiser Friedrich I. oder Barbarossa, geborner Herzog von Schwaben.

1156. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Baiern.
Die Markgrafschaft Oesterreich wird ein Herzogthum.

1158. Tod des Geschichtschreibers Bischoffs Otto von Freisingen.
Friedrichs Kriege in Italien.

1179. Achterklärung Heinrichs des Löwen.
Otto von Wittelsbach bekommt das Herzogthum Baiern.

1182. Lübeck wird eine Reichsstadt.

1189. Friedrichs I. Kreuzzug nach Asien.
Die Minnesänger.

1190. Tod Friedrichs I., Heinrich VI. sein Sohn und Nachfolger.
Stiftung des teutschen Ritterordens.

1193. Heinrich VI. bringt das Königreich Sicilien an sein Haus.

1195. Tod Heinrichs des Löwen.

1197. Kaiser Heinrich VI. stirbt. Sein Bruder Philipp und Otto IV., Heinrich des

Löwen Sohn, machen sich die Kaiserwürde streitig.

1208. Kaiser Philipp wird ermordet.

1218. Otto IV. stirbt. Friedrich II., Sohn Heinrichs IV. wird Kaiser.

1228. Friedrichs II. Kreuzzug ins heilige Land.

1230. Der teutsche Ritterorden greift die heidnischen Preußen an.

1235. Das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg wird errichtet. Otto das Kind.

1241. fg. Ursprung der teutschen Hanse.

1245. Friedrich II. kommt in den Bann.

1246. Heinrich Raspe, Landgraf von Thüringen, Friedrichs Gegenkaiser.

1247. Heinrich stirbt. Wilhelm Graf von Holland, ein anderer Gegenkaiser, Friedrichs II.

1250. Friedrichs II. Tod. Konrad IV. sein Sohn und Nachfolger.

1254. Konrads IV. Tod.
Ecko von Repgow, Verfasser des Sachsenspiegels.

1256. Kaiser Wilhelm verliert das Leben.

1257. Richard von Cornwallis und Alphons, König von Castilien, werden beide zu teutschen Kaisern erwählt.

1264. Die Landgrafschaft Thüringen kommt an die Markgrafen von Meißen.

1268. Der junge Prinz Conradin wird zu Neapel enthauptet.

1272. Kaiser Richard stirbt. Völlige Landeshoheit der teutschen Reichsstände. Die sieben Kurfürsten.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis auf Luthern.

(J. 1272 — 1500.)

1273. Rudolph Graf von Habsburg wird teutscher König.

1278. Ottocar, König von Böhmen, wird in einem Treffen gegen Rudolph getödtet.

1283. Rudolph I. ertheilt seinem Sohne Albrecht die Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Krain.

1291. Rudolph I. Tod. Adolph Graf von Nassau wird Kaiser.

1298. Adolph verliert das Leben in einer Schlacht gegen Albrecht von Oesterreich. Albrecht wird Kaiser.

1308. Ursprung des Schweizerbundes.
Albrecht I. wird von Johann von Schwaben, seinem Vetter, ermordet.
Heinrich, Graf von Luxemburg wird Kaiser.

1309. Böhmen kommt an das luxemburgische Haus.

1313. Tod Kaisers Heinrich VII.

1314. Ludwig, Herzog von Baiern und Friedrich der Schöne, werden zugleich zu teutschen Kaisern erwählt.

1315. Ewiges Bündniß der schweizerischen Eidgenossen.

1322. Friedrich der Schöne wird von Ludwig überwunden und gefangen.
Die Mark Brandenburg kommt an das bairische Haus.

1325. Ludwig und Friedrich der Schöne regieren gemeinschaftlich.

1330. Friedrich der Schöne stirbt.

1335. Kärnthen und Tyrol kommen an das Haus Oesterreich.

1346. Karl Markgraf von Mähren wird zu Ludwigs Gegenkaiser gewählt.
Die Universität zu Heidelberg wird angelegt.

1347. Ludwigs des Baiern Tod. Karl IV. König von Böhmen, wird sein Nachfolger.

1348. Stiftung der Universität zu Prag.

1350. Der Mönch Schwarz erfindet um diese Zeit das Schießpulver.

1356. Bekanntmachung der goldenen Bulle.

1373. Die Mark Brandenburg kommt an das böhmisch-luxemburgische Haus.

1378. Karls IV. Tod. Kaisers Wenceslaus sein Sohn und Nachfolger.

1388. Universitäten zu Wien und zu Cöln.

1392. Universität zu Erfurt.

1400. Kaiser Wenzel wird von einigen Kurfürsten abgesetzt. — Ruprecht Pfalzgraf am Rhein wird von ihnen zum Kaiser gewählt.

1409. Joh. Hussens Streitigkeiten.

1409. Stiftung der Universität Leipzig.

1410. Ruprecht stirbt. Siegmund, Wenzels Bruder, und Jobst von Mähren, werden zu Kaisern erwählt.

1411. Jobst stirbt.

1414. Kirchenversammlung zu Costnitz. — Huß wird zu Costnitz verbrannt.

1417. Friedrich, Burggraf von Nürnberg, wird Kurfürst von Brandenburg.

1419. König Wenzel von Böhmen stirbt.
Anfang des Hussitenkriegs.

1422. Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, erlangt das Herzogthum und die Kurwürde von Sachsen.
1436. Ende des Hussitenkriegs.
1437. Kaiser Siegmund stirbt.
1438. Albrecht II. aus dem Hause Oesterreich wird Kaiser.
1439. Albrechts II. Tod.
1440. Kaiser Friedrich III.
Guttenberg erfindet um diese Zeit die Buchdruckerkunst.
1453. Oesterreich wird ein Erzherzogthum.
1455. Sächsischer Prinzenraub.
1464. Friedrich II. Kurfürst von Sachsen stirbt. Seine Söhne stiften die Ernestinische und Albertinische Linie.
1467. Der teutsche Ritterorden überläßt die westliche Hälfte von Preußen an Polen.
1474. Erster Kalender des Johann Regiomontanus.
1477. Die Niederlande kommen an das Haus Oesterreich nach dem Tode des Herzogs Karl von Burgund.
Universität zu Tübingen.
1488. Ursprung des schwäbischen Bundes.
1492. Martin Böheim, ein erfahrner Erdkundiger.
1493. Friedrich III. stirbt. Maximilian I.
1495. Landfriede und Reichskammergericht.
Die Grafen von Würtemberg werden Herzoge.

Sechster Zeitraum.

Von Maximilian I. und Luthern bis zum westphälischen Frieden.

(J. 1500 — 1648.)

1500. Maximilian I. Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Eintheilung des teutschen Reichs in sechs Kreise. Erste Thaler. Johann Reuchlin.
1501. Errichtung des Reichshofraths.
1502. Stiftung der Universität Wittenberg.
1506. Universität zu Frankfurt an der Oder.
1512. Eintheilung des teutschen Reichs in zehn Kreise.
1516. Erasmus von Rotterdam.
1517. Luther greift den päbstlichen Ablaß an.
1519. Maximilian I. stirbt.
Kaiser Karl V. Wahlcapitulation.
Melanchthon.
1520. Ursprung der evangelischen Kirche.
1521. Holbein.
1524. Bauernkrieg.
1525. Friedrich der Weise stirbt.
Markgraf Albrecht von Brandenburg wird Herzog von Preußen.
Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen.
1526. Ungarn und Böhmen fallen an Oesterreich.
1527. Karl V. läßt Rom ausplündern.
1528. Albrecht Dürer stirbt.
1529. Reichstag zu Speier. Ursprung des Namens Protestanten.
1530. Letzte Kaiserkrönung durch den Pabst.
Reichstag zu Augsburg. Augsburgische Confession.

7

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Teutsche Geschichte

Bd.: 1. Neue Geschichte 1517 - 1823. - [Ca. 1823]. - 363 S.

S.l. 1823
Germ.g. 159 at-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015810-5